

Tobias Rosefeldt

**Was es nicht gibt**  
**Eine Untersuchung des Begriffes der Existenz**

Habilitationsschrift an der Philosophischen Fakultät der  
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
2006

## Inhalt

<b>Einleitung</b> .....	<b>3</b>
<b>I. Gibt es alles?</b> .....	<b>12</b>
<b>A. Existenz als diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen</b> .....	<b>14</b>
1. MEINONGS DSCHUNGEL .....	14
2. MEINONGS DSCHUNGEL ALS KULTURLANDSCHAFT .....	21
3. WAS GEGEN DIE EXISTENZ VON MEINONGS DSCHUNGEL SPRICHT .....	33
<b>B. Existenz als Quantität</b> .....	<b>39</b>
4. FREGE ÜBER EXISTENZ UND ANZAHL .....	39
5. WIE MAN EINE WÜSTE ANLEGT .....	50
6. PROBLEME IN QUINES WÜSTE .....	58
<b>C. Existenz als nicht-diskriminierende und teils kontingente Eigenschaft von Gegenständen</b> .....	<b>74</b>
7. DIE FREIE LOGIK .....	75
8. HAT DIE NATÜRLICHE SPRACHE EINE FREIE LOGIK? .....	92
9. PROBLEME MIT KONTINGENTER EXISTENZ I (KIT FINE) .....	106
10. WELTLOSE WAHRHEITEN .....	119
<b>D. Existenz als nicht-diskriminierende notwendige Eigenschaft von Gegenständen</b> ....	<b>134</b>
11. PROBLEME MIT KONTINGENTER EXISTENZ II (TIMOTHY WILLIAMSON) .....	134
12. VERGANGENE UND MÖGLICHE GEGENSTÄNDE .....	155
13. WAS TUN? .....	185
<b>II. Dinge, die es gibt, und Dinge, die es nicht gibt</b> .....	<b>188</b>
14. DREI DINGE, DIE MAN „EXISTENZ“ NENNEN KÖNNTE .....	188
15. KONTINGENTE EXISTENZ.....	200
16. WAHRE NEGIERTE SINGULÄRE EXISTENZSÄTZE .....	220
17. FIKTIONALE UND ANDERE PLEONASTISCHE GEGENSTÄNDE .....	231
18. DINGE, DIE ES NICHT GIBT .....	250
<b>Literatur</b> .....	<b>285</b>

... es ist offensichtlich, daß man den Ausdruck „das nicht Seiende“ nicht auf irgendein Seiendes anwenden kann. [...] Wenn aber nicht auf ein Seiendes, dann kann man es korrekterweise auf gar nichts anwenden.

Platon, *Sophistes* 237c<sup>1</sup>

## Einleitung

In Anlehnung an die Frage, die Leibniz als die erste der Metaphysik bezeichnet hat<sup>2</sup> – *Warum gibt es etwas und nicht vielmehr nichts?* – könnte man die Fragestellung der vorliegenden Arbeit folgendermaßen formulieren: *Warum gibt es etwas nicht und nicht vielmehr alles?* Wie kann es sein, so soll gefragt werden, daß es neben all dem, was es gibt, auch einiges nicht gibt? Daß es nicht alles gibt, ist eine *prima facie* naheliegende Annahme, läßt sie sich doch anscheinend leicht durch Beispiele belegen: Menschen, Häuser und Hunde sind Dinge, die es gibt. Außerirdische, fliegende Teppiche und Einhörner sind Dinge, die es nicht gibt. Wie aber ist es möglich und denkbar, daß es diese Dinge nicht gibt? Ist die Annahme, daß es etwas gibt, das es nicht gibt, nicht mindestens ebenso paradox, wie sie naheliegend sein mag? Der Anschein des Paradoxen scheint selbst dann nicht zu verschwinden, wenn man auf die Annahme verzichtet, daß es Dinge, die es nicht gibt, tatsächlich gibt; denn auch dann muß man zumindest zugestehen, daß sich Menschen manchmal uneins darüber sind, ob es etwas bestimmtes gibt oder nicht, und schon dies scheint bei näherer Betrachtung merkwürdig. Wenn sich zwei darüber streiten, ob der Papst unfehlbar ist, dann widersprechen sie einander insofern, als es einen Gegenstand gibt, über den sie beide reden und über dessen Eigenschaften sie anderer Meinung sind. Daß der Papst unfehlbar ist, ist wahr, wenn diesem Gegenstand die Eigenschaft zukommt, unfehlbar zu sein; daß er nicht unfehlbar ist, ist wahr, wenn sie ihm abgeht. Wie aber, wenn sich zwei streiten, ob es Gott gibt oder nicht? Beruht ihre Meinungsverschiedenheit darauf, daß es einen Gegenstand gibt – Gott –, hinsichtlich dessen sie sich uneins sind, ob es ihn gibt oder nicht? Dann aber würde ihr Streit voraussetzen, daß es Gott gibt, und der Atheist hätte von vornherein verloren – eine Überlegung, die den Theisten nur so lange erfreuen sollte, bis er eingesehen hat, daß man sie mit gleichem Recht hinsichtlich des Teufels Großmutter und des Perpetuum mobiles anstellen

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Platon (1995).

<sup>2</sup> In seinen *Principes de la nature et de la grâce*; in: Leibniz (1961): 598 – 606, 602.

könnte. Heißt das also, daß es nichts gibt, über dessen Existenz sich der Theist und der Atheist streiten? Auch diese Annahme scheint unhaltbar, denn irgendein Widerspruch besteht schließlich zwischen ihren Ansichten, und was läge näher als zu sagen, daß es *Gottes* Existenz ist, über die sie sich streiten?

Das Nachdenken über die Frage, was es gibt und was nicht, führt, wie gesehen, schnell zu einer Situation, die man mit den Worten beschreiben kann „Ich kenne mich nicht aus“. Es nimmt somit diejenige Form an, die Wittgenstein als die Form eines jeden philosophischen Problems bezeichnet hat.<sup>3</sup> Das Ziel der vorliegenden Arbeit besteht darin, dieses Problem zu lösen, das heißt ihren Leser in die Lage zu versetzen, sich wieder auszukennen. Die Lösung wird darin bestehen, zu erläutern, was eigentlich genau das Problem ist – wie sich zeigen wird, gibt es nicht ein Problem, sondern deren sehr viele –, die grundsätzlichen philosophischen Möglichkeiten darzustellen, auf diese Probleme zu reagieren, zu zeigen, welche Implikationen die dabei entwickelten Konzeptionen jeweils haben und welche Schwierigkeiten diese selbst wiederum aufwerfen, und schließlich eine eigene Konzeption vorzustellen, die möglichst alle entwickelten Probleme löst und die entdeckten Schwierigkeiten der alternativen Konzeptionen vermeidet. Bevor ich mit diesem Vorhaben beginne, möchte ich in dieser Einleitung zwei methodologische Vorüberlegungen anstellen.

Es wird in dieser Arbeit in erster Linie weder um spezifische ontologische Fragestellungen gehen wie die, ob es nur konkrete Gegenstände oder auch Abstrakta wie Eigenschaften und Zahlen gibt, noch um ein allgemeines Kriterium dafür, wie man diese Frage in den jeweiligen Fällen entscheiden kann. Es geht vielmehr um eine Frage, die solchen Fragestellungen vorausgehen sollte, die Frage nämlich, was man überhaupt sagt, wenn man sagt, daß es etwas bestimmtes gibt oder nicht gibt. Es geht um eine Analyse derjenigen Sätze, die wir äußern, um solche Aussagen zu machen, also von Sätzen wie „Es gibt Menschen, die Hunde besitzen“, „Hunde, die Menschen besitzen, gibt es nicht“, „Der Teufel existiert nicht, Gott aber schon“ oder eben auch „Es gibt Dinge, die es nicht gibt“.<sup>4</sup> Man könnte auch sagen: Es geht darum, die logische Form solcher Sätze zu ermitteln. Da der Begriff der logischen Form nicht unproblematisch ist und sehr verschieden verwendet wird, möchte ich kurz erklären, was ich in dieser Arbeit unter der logischen Form eines Satzes verstehe und was nicht,

---

<sup>3</sup> *Philosophische Untersuchungen* § 123 (in: Wittgenstein (1993): 302); man kann dieses Sich-nicht-Auskennen mit Aristoteles auch als Staunen bezeichnen.

<sup>4</sup> Daß es in dieser Arbeit um eine Analyse von Sätzen geht, soll nicht heißen, daß spezifische ontologische Fragestellungen in ihr gar keine Rolle spielen. Wie sich zeigen wird, sind die verschiedenen möglichen Analysen jeweils mit unterschiedlichen ontologischen Konzeptionen verbunden, und die Frage, ob diese Konzeptionen überzeugend sind, wird ein Kriterium für die Beurteilung der Analysen darstellen.

und welchen Anspruch und Zweck ich damit verbinde, wenn ich Sätze der normalen Sprache mit Mitteln der formalen Logik analysiere.

Philosophisch interessante Sätze der normalen Sprache in solche einer formalen Sprache zu übersetzen, ist manchmal deswegen sinnvoll, weil sich dadurch bestimmte Mehrdeutigkeiten der umgangssprachlichen Sätze offenlegen lassen, die für die Bewertung philosophischer Argumente relevant sind. Ein beliebtes Beispiel ist die Mehrdeutigkeit des Satzes „Alles hat eine Ursache“, den man als einen Satz der Form „ $\forall x \exists y Rxy$ “ („Für alles gibt es etwas, das seine Ursache ist“) oder als einen der Form „ $\exists x \forall y Rxy$ “ (Es gibt etwas, das die Ursache von allem ist“) übersetzen kann, wobei nur die zweite Lesart die Existenz einer ersten Ursache impliziert.<sup>5</sup> Ein anderer Vorteil solcher Übersetzungen ist, daß die syntaktische Form von Sätzen der natürlichen Sprache manchmal trügerisch ist, das heißt daß in ihnen Ausdrücke mit logisch sehr unterschiedlicher Funktion syntaktisch dieselbe Rolle spielen. So haben zum Beispiel die folgenden Sätze (1) und (2) bzw. (3) und (4) jeweils die gleiche syntaktische Form:

- (1) Der Papst hat nette Cousinen.
- (2) Der Papst hat zwei Cousinen.
  
- (3) Die Feinde des Papstes sind listig.
- (4) Die Feinde des Papstes sind zahlreich.

Dennoch hat das Wort „zwei“ in (2) eine ganz andere Funktion als das Wort „nette“ in (1). Satz (1) ist wahr, wenn der Papst Cousinen hat und zumindest einige davon die Eigenschaft haben, nett zu sein. Satz (2) hingegen ist nicht dann wahr, wenn der Papst Cousinen hat und einige davon die Eigenschaft haben, zwei zu sein. Niemand kann die Eigenschaft haben, zwei zu sein, so wie auch kein noch so listiger Feind des Papstes die Eigenschaft haben kann, zahlreich zu sein. Die Eigenschaft, zwei zu sein, und die, zahlreich zu sein, sind gar keine Eigenschaften von Gegenständen wie Cousinen oder Feinden, auch wenn die Oberflächenstruktur der Sätze (2) und (4) dies suggerieren mag. Man kann den falschen Schein als solchen entlarven, wenn man zum Beispiel Satz (1) und (2) in eine prädikatenlogische Sprache übersetzt, etwa folgendermaßen:

---

<sup>5</sup> Ich setze im folgenden Kenntnisse der klassischen Aussagen- und Prädikatenlogik, wie sie im Rahmen eines Einführungskurses in die philosophische Logik vermittelt wird, sowie rudimentäre Kenntnisse der Modallogik voraus. Die Besonderheiten weniger bekannter Logiken, wie zum Beispiel die der freien Logik, werde ich erläutern, wenn sie relevant werden.

$$(1^*) \quad \exists x(R^2xa \wedge Fx)$$

$$(2^*) \quad \exists x\exists y(R^2xa \wedge R^2ya \wedge x \neq y)$$

$I(a)$  = der Papst;  $I(R^2) = \{ \langle x, y \rangle; \langle x \text{ ist eine Cousine von } y \rangle \}$ ;  $I(F) = \{x; x \text{ ist nett} \}$ <sup>6</sup>

Übersetzungen wie die von Satz (2) in Satz (2\*) können mit verschiedenen Ansprüchen verbunden sein. Manche Philosophen sind der Meinung, daß man durch einen Satz wie (2\*) die eigentliche Form dessen angibt, was man durch einen Satz wie (2) nur fehlerhaft zum Ausdruck bringt. (2\*) würde dann die Form der Proposition explizit machen, die man durch eine Äußerung von (2) auf unvollkommene Weise ausdrückt. Manche sind sogar der Meinung, daß Propositionen oder Gedanken selbst sprachliche Entitäten sind, Sätze einer Sprache des Geistes, und daß (2\*) die Form eines solchen Satzes der Sprache des Geistes angibt. Nichts dergleichen möchte ich im folgenden behaupten, wenn ich davon spreche, daß man mit einem Satz  $\sigma^*$  einer bestimmten formalen Sprache die logische Form eines Satzes  $\sigma$  der natürlichen Sprache angibt. Mit der logischen Form eines natürlichsprachlichen Satzes  $\sigma$  soll nichts weiter gemeint sein als die syntaktische Form eines Satzes  $\sigma^*$  einer formalen Sprache, der eine angemessene Übersetzung von  $\sigma$  ist. Natürlich wirft das die Frage auf, wann eine Übersetzung eines natürlichsprachlichen Satzes in einen formalsprachlichen angemessen ist – eine Frage, über die man, wollte man sie umfassend beantworten, zweifellos mehr schreiben müßte, als ich es im Rahmen dieser Arbeit tun kann.<sup>7</sup> Für meine Zwecke soll hier die folgende Charakterisierung genügen: Eine Übersetzung  $\sigma^*$  eines natürlichsprachlichen Satzes  $\sigma$  soll nur dann als angemessen gelten, wenn es unmöglich ist, daß  $\sigma$  und  $\sigma^*$  *unterschiedliche Wahrheitswerte* annehmen, das heißt nur dann, wenn beide Sätze in einer bestimmten möglichen Situation oder Welt entweder beide wahr, beide falsch oder beide wahrheitswertlos sind. Eine angemessene Übersetzung darf zudem *nicht strukturell ärmer* sein als der übersetzte Satz (zum Beispiel kann man „Alles hat eine Ursache“ zwar korrekt, nicht aber angemessen mit dem Satzbuchstaben „p“ einer aussagenlogischen Sprache übersetzen), und sie sollte nicht unnötig von der *Oberflächenstruktur* des übersetzten Satzes abweichen. Außerdem sollten Sätze der natürlichen Sprache *auf systematische*

---

<sup>6</sup> Hinsichtlich der Syntax der verwendeten prädikatenlogischen Sprache und der Weise, wie normal-sprachliche Sätze in sie übersetzt werden, orientiere ich mich im folgenden an Beckermann (1997). Ich werde bei der Angabe der logischen Form eines Satzes weitgehend auf halb-formale Sätze à la „ $\exists x(x \text{ ist ein Hund})$ “ verzichten, und statt dessen syntaktisch korrekte prädikatenlogische Sätze zusammen mit einer Interpretation der Individuenkonstanten und Prädikatbuchstaben angeben. Wenn keine Interpretation angegeben wird, ist diejenige gemeint, die sich aus dem Kontext ergibt.

<sup>7</sup> Zu dieser Problematik vgl. Beckermann (1997): 7f. und – wesentlich ausführlicher – Brun (2004).

*Weise* in solche einer formalen Sprache übersetzt werden, das heißt ähnliche natürlichsprachliche Sätze sollten in ähnliche formalsprachliche übersetzt werden. Die letzte Präzisierung ist reichlich vage, solange nicht eindeutig ist, was mit „ähnlich“ genau gemeint ist. Ich werde mich hier nicht an Definitionen versuchen, sondern in den Fällen, in denen dieses Kriterium relevant wird, anhand von Beispielen zeigen, was gemeint ist, und hoffen, daß mein Vorgehen im Falle dieser Beispiele dem Leser einleuchtet. Ich möchte ferner darauf hinweisen, daß meine Charakterisierung des Ausdrucks „logische Form“ zuläßt, daß es verschiedene logische Formen ein und desselben Satzes der natürlichen Sprache geben kann, dann nämlich, wenn sich verschiedene angemessene Übersetzungen finden lassen. Obwohl die logische Form eines umgangssprachlichen Satzes nach dem bislang Gesagten die Form eines anderen Satzes ist – nämlich die seiner angemessenen Übersetzung in eine formale Sprache –, werde ich im folgenden der Einfachheit halber manchmal davon sprechen, daß ein bestimmter Satz die logische Form so-und-so hat, wobei an der Stelle von „so-und-so“ dann ein formalsprachlicher Satz stehen wird – also etwas, das eine Form hat, nicht etwas, das selbst eine Form ist. Ich werde zum Beispiel davon reden, daß ein Satz wie „Der Papst ist nett“ die logische Form „Fa“ hat, womit nicht mehr gemeint ist, als daß ersterer Satz angemessen in einen prädikatenlogischen Satz übersetzt werden kann, der die syntaktische Form des Satzes „Fa“ hat. Weiter werde ich auch davon sprechen, daß einzelne natürlichsprachliche Ausdrücke logische Individuenkonstanten, logische Prädikate, logische Junktoren etc. sind. Das soll heißen, daß sie bei der logischen Analyse, das heißt bei der Übersetzung des Satzes, in dem sie vorkommen, in einen formalsprachlichen Satz durch eine Individuenkonstante, einen Prädikatbuchstaben, einen Junktor etc. ersetzt werden. Diese Redeweise vorausgesetzt kann man zum Beispiel den Ausdruck „sind listig“ ein logisches Prädikat nennen, den Ausdruck „sind zahlreich“ hingegen nicht.

Meine zweite methodologische Vorbemerkung hat mit der Auswahl der Autoren zu tun, deren Ansichten zur Frage, was es gibt, ich in dieser Arbeit explizit berücksichtige. Diese Arbeit ist eine systematische. In ihr wird versucht, ein sachliches Problem zu lösen, das sich anhand von alltäglichen Phänomenen und Redeweisen entwickeln läßt, und das man ohne philosophiegeschichtliche Vorkenntnisse verstehen kann.<sup>8</sup> Dennoch muß sich jeder seriöse Versuch der Lösung des Problems natürlich mit bereits vorliegenden Vorschlägen zu seiner Lösung auseinandersetzen, und das werde ich in Teil I dieser Arbeit tun. Dabei interessiert mich allerdings erstens auch hier

---

<sup>8</sup> Dies läßt sich zweifellos nicht von allen systematischen philosophischen Fragen sagen, nicht zum Beispiel von der Frage, ob die objektive Gültigkeit der Kategorien aus der transzendentalen Einheit der Apperzeption deduzierbar ist, oder der Frage, ob Transsubstantiation metaphysisch möglich ist.

weniger das Projekt, einen möglichst vollständigen philosophiegeschichtlichen Überblick zu geben, als die Frage, welche prinzipiellen Möglichkeiten es gibt, die Rede von Dingen, die es nicht gibt, zu interpretieren, wobei diesen Möglichkeiten dann bestimmte Autoren zugeordnet werden, die sie auf besonders prominente Weise vertreten haben. Zweitens ergibt sich aus meiner methodologischen Vorentscheidung, das Problem einer angemessenen Analyse von Sätzen über Dinge, die es nicht gibt, als eines der richtigen *logischen* Analyse solcher Sätze zu stellen, eine Beschränkung der Menge von Autoren, die den verschiedenen möglichen Positionen zugeordnet werden, auf solche, denen die verwendeten formalen Mittel der Analyse selbst zur Verfügung standen, das heißt im wesentlichen auf solche, deren Texte in den letzten 100 Jahren geschrieben wurden. Ein besonderer Akzent liegt dabei naturgemäß auf der – recht lebendigen – gegenwärtigen Debatte, zum Teil sogar auf Arbeiten, die noch nicht publiziert sind. Ich bin mir bewußt, daß diese Einschränkung philosophiegeschichtlich ungerecht ist, und daß diese Ungerechtigkeit nicht zu rechtfertigen wäre, wenn das Ziel meiner Arbeit die Darstellung der Geschichte eines philosophischen Problems wäre. Denn natürlich haben die Positionen, die ich diskutieren werde, historische Vorläufer, und ein so zentrales Problem wie das, wie es sein kann, daß es Dinge nicht gibt, hat in allen Epochen der Philosophiegeschichte Spuren hinterlassen. Man könnte unzählige Fragen dazu stellen, wie sich die gegenwärtige Debatte zu ihren historischen Vorläufern verhält.<sup>9</sup> Wäre es nicht interessant zu untersuchen, ob sich das Problem negativer Existenzaussagen nicht schon in den Schriften der altindischen Logiker findet?<sup>10</sup> Sollte man nicht untersuchen, inwiefern das Paradox der Existenz von Dingen, die es nicht gibt, schon von Platon entdeckt und an Stellen wie der eingangs zitierten formuliert wurde? Hat Meinongs Theorie nicht-existierender Gegenstände nicht Vorläufer in den Intentionalitätskonzeptionen des Mittelalters bis hin zu Descartes? Ist nicht Orensteins Version einer freien Logik, wie dieser selbst behauptet, eine Fortführung der mittelalterlichen Termlogiken von Ockham und Buridan? Und – vor allem – ist das Wesentliche, was im 20. Jahrhundert zum Thema Existenz gesagt wurde, nicht bereits in Kants berühmten Diktum vorweggenommen, daß Sein kein reales Prädikat ist? All dies sind interessante Fragen, aber es sind nicht die Fragen dieser Arbeit. Daß sie es nicht sind, liegt nicht daran, daß ich sie nicht für interessant genug erachte. Ganz im Gegenteil. Ich finde sie eher viel zu interessant und wichtig, als sie nebenbei und unseriös zu beantworten. Eine seriöse Beantwortung würde den Rahmen dieser systematischen Arbeit allerdings bei weitem sprengen, und Aufwand und der Nutzen für die Beantwortung der systematischen Frage

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu Knuuttila, Hintikka (1986).

<sup>10</sup> Interessantes hierzu findet sich bei Chakrabarti (1997), besonders in dem Appendix „The problem of the nonexistent in Indian philosophy of logic and language“ (ebd.: 211 – 245).



der Arbeit würden meiner Ansicht nach in keinem vernünftigen Verhältnis stehen. Ich möchte dies kurz an zwei Beispielen erläutern.

In vielen Texten zum Thema Nichtexistenz wird – mit Verweis auf Stellen wie die oben von mir zitierte – darauf hingewiesen,<sup>11</sup> daß das Problem, auf das Autoren wie Meinong, Russell oder Quine reagieren, bereits von Platon entdeckt wurde. Quine selbst legt diesen Zusammenhang nahe, wenn er dem Problem, auf das Meinong mit seiner Theorie nicht-existierender Gegenstände reagiert, den Namen „Platons Bart“ gibt.<sup>12</sup> Ein Blick in die Sekundärliteratur zu der genannten Stelle<sup>13</sup> und den entsprechenden Stellen im *Theaitetos*<sup>14</sup> zeigt jedoch schnell, daß es durchaus umstritten ist, ob es Platon an dieser Stelle um die Möglichkeit wahrer negierter oder falscher nicht-negierter Existenzaussagen geht oder vielmehr allgemein um die Frage, wie es möglich ist, etwas Falsches zu sagen. Das griechische „τὸ μὴ ὄν“ kann schließlich nicht nur heißen „das nicht Existierende“, sondern auch „das nicht der Fall Seiende“. Wenn es Platon aber allgemein um eine Theorie des Irrtums geht, dann ist sein Problem nicht das von Meinong und Quine, denn diese haben kein Problem mit Falschheit im allgemeinen, sondern mit der Wahrheit und Falschheit von Existenzsätzen im besonderen. Man kann sich freilich fragen, ob Platon dieses Problem nicht zumindest mitbedacht hat, ob er im Rahmen seiner Sprachphilosophie überhaupt Raum für die moderne Unterscheidung von gewöhnlichen Prädikationen und Existenzaussagen hat, und ob sich – wenn nicht – dennoch aus seiner Lösung falscher Aussagen im allgemeinen Rückschlüsse darauf ziehen lassen, wie er mit Existenzsätzen umgegangen wäre. Es erfordert nicht viel Phantasie, hier schnell die Umrisse eines eigenen Forschungsprojektes zu sehen, ein Projekt, das sich mit einem Berg von exegetischen Fragestellungen auseinandersetzen müßte, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu beantworten so aussichtslos scheint, wie es ungewiß ist, ob sie zur Lösung des eigentlichen Problems wirklich maßgeblich beitragen würde.

Ein zweites Beispiel – und zwar eines, bei dem mich als Kantianer die Zurückhaltung *in puncto* Gelehrsamkeit die meiste Selbstbeherrschung gekostet hat – ist Kants These, daß Sein kein reales, sondern nur ein logisches Prädikat ist.<sup>15</sup> Diese These ist bei vielen analytischen Philosophen sehr beliebt, und es gibt fast keine unter den im ersten Teil dieser Arbeit dargestellten Positionen, von der nicht einmal irgend jemand behauptet hätte, sie laufe genau auf diejenige These hinaus, die Kant mit seinem

---

<sup>11</sup> Vgl. z.B. Williams (1981): 37.

<sup>12</sup> Die Bezeichnung ist wegen eines naheliegenden Wortspiels mit dem Begriff des Ockhamschen Rasiermessers gewählt: „This tangled doctrine might be nicknamed *Plato's beard*; historically it has proved tough, frequently dulling the edge of Occam's razor.“ (Quine (1953b): 2).

<sup>13</sup> Vgl. z.B. Denyer (1991): Kap. 8 und 9 und Kutschera (2002): 13 – 27.

<sup>14</sup> Vgl. Platon (1995): 188 d ff.

<sup>15</sup> Vgl. Kant (1781): 598.

Diktum eigentlich zum Ausdruck bringen wollte. So ordnet David Wiggins Kants Konzeption von Existenz wie selbstverständlich der von ihm selbst favorisierten Fregeschen bzw. Russelschen Position zu, derzufolge Existenz keine Eigenschaft von Gegenständen, sondern eine Eigenschaft zweiter Stufe, das heißt eine Eigenschaft von Eigenschaften ist.<sup>16</sup> Nathan Salmon und Collin McGinn teilen diese Meinung und lehnen Kants Position aus eben diesem Grund ab.<sup>17</sup> Alex Orenstein ist der Meinung, Kant vertrete wie er selbst eine Version der freien Logik, die aus der mittelalterlichen Termlogik stammt.<sup>18</sup> Und Ermanno Bencivenga meint, mit seiner Version der freien Logik den Kern von Kants Unterscheidung zwischen realen und logischen Prädikaten zu treffen.<sup>19</sup> Es ist nicht so, daß sich nicht für jede dieser Interpretationen Textstellen finden ließen, die sie naheliegend erscheinen lassen; aber die Tatsache, daß es so viele völlig unterschiedliche Interpretationen gibt, zeigt deutlich, daß man vorschnellen Analogisierungen zwischen zeitgenössischen Positionen und derjenigen Kants skeptisch gegenüberstehen sollte. Ich selbst bin der Meinung, daß unter Berücksichtigung aller relevanten Stellen des Kantischen Oeuvres – insbesondere auch seines Frühwerks *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes*<sup>20</sup> – keine der genannten Interpretationen haltbar ist,<sup>21</sup> und Kants Theorie in Wirklichkeit die größten Ähnlichkeiten mit einer Konzeption von Existenz aufweist, wie sie von Meinongianern wie Terence Parsons vertreten wird.<sup>22</sup> Aber um das zu zeigen, müßte man eben wieder einen exegetischen Aufwand betreiben, der den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde,<sup>23</sup> einen Aufwand zudem, von dem nicht einmal absehbar ist, welchen unmittelbaren systematischen Nutzen er hätte.

Abschließend noch eine Anmerkung zu der Position, die ich im zweiten Teil dieser Arbeit selbst entwickeln werde: Ich werde bei meiner Erklärung der relevanten Phänomene einige Voraussetzungen machen, die ich selbst nicht noch einmal begründen kann. Einige dieser Voraussetzungen bestehen in Annahmen, die heutzutage manch-

<sup>16</sup> Vgl. Wiggins (1995); für eine Darstellung und Bewertung dieser Position vgl. Teil I.A und Teil II.

<sup>17</sup> Vgl. Salmon (1987).

<sup>18</sup> Vgl. Orenstein (1978), (2002); für eine Darstellung und Bewertung dieser Position vgl. Kapitel 7.

<sup>19</sup> Vgl. Bencivenga (1980); für eine Darstellung und Bewertung dieser Position vgl. Kapitel 7.

<sup>20</sup> Kant (1763).

<sup>21</sup> Für Orensteins Interpretation zeigt das auch Mariani (2002).

<sup>22</sup> Vgl. Parsons (1980) und (1982); für eine Darstellung und Bewertung dieser Position vgl. Teil I.A. Ich argumentiere ausführlich für die genannte Interpretationsthese in Rosefeldt (noch nicht erschienen b).

<sup>23</sup> Ähnliches ist auch für Texte über Ontologie der Fall, die den hier diskutierten Texten zwar historisch näher, aber methodologisch ferner sind als Platon und Kant. Wie ich in Rosefeldt (2003) zu zeigen versucht habe, kann man zwar Heidegger z.B. durchaus so verstehen, daß seine Position anschlussfähig an die analytische Debatte über Existenz ist und verblüffende Ähnlichkeiten mit den grundsätzlichen ontologischen Annahmen Freges hat, aber auch dies erfordert einen hermeneutischen Aufwand, der mir im Rahmen des Projektes dieses Buches durch den dadurch erzielten Fortschritt im systematischen Verständnis nicht gerechtfertigt scheint.

mal mit dem Epitheton „platonistisch“ versehen werden. Ich werde zum Beispiel annehmen, daß es sogenannte *ante rem* Universalien gibt, das heißt Eigenschaften, die von den Dingen, die sie möglicherweise haben, ontologisch unabhängig sind, oder daß es zeitlos wahre Sätze gibt, und daß nicht jedes Haben einer Eigenschaft in der Zeit stattfindet. Ich bin mir bewußt, daß viele Philosophen eine Konzeption, die solche Annahmen beinhaltet, von vornherein und aufs heftigste ablehnen werden, und ich kann hier wenig dazu tun, ihre Bedenken auszuräumen. Ich glaube zwar, daß es zum Beispiel gute allgemeine Argumente für die Existenz von *ante rem* Universalien gibt,<sup>24</sup> und Konzeptionen, die der Annahme der Existenz solcher Gegenstände ihren metaphysischen Schrecken nehmen,<sup>25</sup> aber diese Argumente sind nicht Thema meiner Arbeit. Hier kann ich nur zu zeigen versuchen, daß sich die Probleme mit der Frage, ob es Dinge gibt, die es nicht gibt, am besten lösen lassen, wenn man die platonistischen Annahmen macht. Ohnehin besteht das Anliegen meiner Untersuchung weniger darin, den Leser von meiner eigenen Lösung eines bestimmten Problems vollends zu überzeugen, als darin, zu zeigen, auf welche Weisen man es prinzipiell lösen kann, und welche Implikationen dieses Lösungen jeweils haben.

---

<sup>24</sup> Vgl. z.B. Künne (1980), (2005).

<sup>25</sup> Vgl. z.B. Schiffer (2003): Kap. 2. Ich werde am Ende von Kapitel 17 kurz darauf eingehen, welche Vorteile Schiffers Konzeption pleonastischer Gegenstände für einen Universalienrealisten hat.

## I. Gibt es alles?

Ein Abt ist zu Besuch. Wir streiten über die Existenz von Hexen und des Teufels. Er glaubt, daß es diese Wesen gibt, ich glaube es nicht. Angenommen ich habe recht. Dann scheint es Dinge zu geben, an deren Existenz der Abt glaubt, die es in Wirklichkeit aber gar nicht gibt, nämlich Hexen und den Teufel. „Wer paradoxe Ausdrucksweisen liebt, könnte also ganz wohl sagen: es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt“ – so hat es Alexius Meinong einmal formuliert.<sup>26</sup>

Nicht jeder liebt paradoxe Ausdrucksweisen. Willard Van Quines berühmter Aufsatz „On What There Is“ beginnt mit den folgenden Worten: „A curious thing about the ontological problem is its simplicity. It can be put in three Anglo-Saxon monosyllables: ‚What is there?‘ It can be answered, moreover, in a word – ‚Everything‘ – and anyone will accept this answer as true.“<sup>27</sup> Laut Quine ist es also keineswegs der Fall, daß es einige Dinge nicht gibt. Es gibt nichts, das es nicht gibt. Es gibt alles – und eigentlich ist dies so offensichtlich, daß niemand es ernsthaft bestreiten kann.

Auf die Frage, ob es alles gibt, gibt es also die beiden konträren Antworten (Q) und (M):

(Q) Es gibt alles.

(M) Es gibt etwas, das es nicht gibt.

Man würde die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Philosophen, die diese Antworten gegeben haben, falsch beschreiben, wenn man sie als einen ontologischen Disput der gleichen Art charakterisieren würde wie den zwischen Philosophen, die meinen, es gäbe abstrakte Gegenstände, den freien Willen oder mögliche Welten, und solchen, die das bestreiten. Die Frage, ob es etwas gibt, das es nicht gibt, ist vielmehr derart, daß ihre Beantwortung zu einem Großteil darin besteht, zu verstehen, wonach mit dieser Frage eigentlich gefragt wird. Es geht darum, zu klären, was man überhaupt sagt, wenn man sagt, daß es etwas bestimmtes gibt oder nicht gibt. Man könnte auch sagen: Es geht darum, welche logische Form Sätze der Art „Das-und-das gibt es (nicht)“ haben.

Es gibt meines Erachtens vier grundsätzlich verschiedene Antworten auf diese Fragen, die jeweils mit einer bestimmten Auffassung davon verbunden sind, was Existenz ist, und wie sich Aussagen darüber, was es gibt, zu Aussagen darüber

---

<sup>26</sup> Vgl. Meinong (1904): 9.

<sup>27</sup> Quine (1953b): 1.

verhalten, was existiert. Die erste Position besagt, daß Existenz eine diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist, d.h. eine, die einigen Gegenständen zukommt, anderen hingegen nicht. Dies ist mehr oder weniger die Position von Meinong. Die zweite Position geht auf Frege und Russell zurück und wurde von Quine weiterentwickelt. Dieser Position zufolge ist Existenz gar keine Eigenschaft von Gegenständen, sondern eine Eigenschaft zweiter Stufe – eine Eigenschaft von Eigenschaften. Laut der dritten Position kommt Existenz sehr wohl den Gegenständen selbst zu, aber sie ist eine nicht-diskriminierende Eigenschaft dieser Gegenstände, das heißt eine Eigenschaft, die allem zukommt. Auch für diese Position kann man Quine als Gewährsmann anführen, sie wird aber auch von einer Vielzahl anderer Autoren auf je verschiedene Weise vertreten. Alle diese Autoren teilen die Ansicht, daß Existenz zumindest einigen Gegenständen kontingenterweise zukommt. Diese Annahme wird von Vertretern der vierten Position bestritten. Existenz ist ihnen zufolge eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen, die allen Gegenständen notwendigerweise zukommt.

Ich werde diese vier grundsätzlichen Positionen zum Begriff der Existenz in den Kapiteln A, B, C und D dieses erstens Teils meiner Arbeit diskutieren. Dabei werde ich darstellen, welche Phänomene von deren Vertretern jeweils ins Spiel gebracht werden, um ihre Konzeptionen zu motivieren, welche philosophischen Schwierigkeiten mit der Interpretation dieser Phänomene verbunden sind, mit welchen Annahmen die jeweiligen Positionen auf diese Schwierigkeiten reagieren und welche Schwierigkeiten diese Annahmen selbst wieder aufwerfen. Dabei werde ich, wann immer das möglich ist, zeigen, wie sich eine neue Konzeption dadurch ergibt, daß sie auf interne Schwierigkeiten der jeweiligen Vorgängerposition reagiert. Am Ende von Teil I dieser Arbeit sollte der Leser eine Karte der Debatten- und Problemlandschaft vor Augen haben, die es ihm ermöglicht, meinen im zweiten Teil entwickelten eigenen Vorschlag einzuordnen und zu bewerten. Der Überblick soll vor allem verdeutlichen, was es alles zu berücksichtigen gibt, wenn man die Frage danach, was es nicht gibt, auf zufriedenstellende Weise beantworten will. Es wird sich zudem zeigen, wie leicht man bei der Beschäftigung mit dieser Frage von ganz alltäglichen und harmlosen Annahmen zu sehr anspruchsvollen und merkwürdigen philosophischen Theorien gelangt. Ein erstes Beispiel für dieses Phänomen wird diejenige Position sein, die Meinong und seine Anhänger einnehmen.

## A. Existenz als diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen

### 1. Meinongs Dschungel

Auch Meinong hat, wie obigem Zitat zu entnehmen ist, nicht bestritten, daß These (M) – „Es gibt etwas, das es nicht gibt“ – paradox klingt. Den Anschein des Paradoxen kann man seiner Meinung nach jedoch beseitigen, wenn man philosophisch unterscheidet zwischen der Behauptung, daß es die-und-die Gegenstände gibt, und der Behauptung, daß die-und-die Gegenstände existieren.<sup>28</sup> Zwar verwenden wir Sätze der Form „Es gibt Fs“ oft so, daß wir das mit ihnen Gesagte auch durch die entsprechenden Sätze der Form „Fs existieren“ ausdrücken könnten, aber laut Meinong gibt es überdies eine nicht-existenzimplizierende Bedeutung des Ausdrucks „es gibt“, das heißt wir können diesen Ausdruck auch so verwenden, daß wir uns durch die Äußerung eines Satzes der Form „Es gibt Fs“ nicht darauf festlegen, daß Fs existieren. Ich werde diese Annahme Meinongs im folgenden (M1) nennen und sie folgendermaßen präzisieren:

(M1) Es ist durch mindestens eine Bedeutung des Ausdrucks „es gibt“ nicht ausgeschlossen, daß es Satzpaare der Form „Es gibt Fs“/ „Fs existieren“ gibt, deren erster Satz wahr, deren zweiter aber falsch ist.

Ist (M1) wahr, dann ist es also nicht begrifflich ausgeschlossen, daß der folgende Satz (1) wahr ist:

(5) Es gibt Hexen, aber Hexen existieren nicht.

Nimmt man zudem an, daß es eine Bedeutung des Ausdrucks „es gibt“ gibt, durch die ausgeschlossen ist, daß die Teile von Satzpaaren der Form „Es gibt Fs“/ „Fs existieren“ unterschiedliche Wahrheitswerte annehmen, und macht man die unterschiedli-

---

<sup>28</sup> Vgl. Meinong (1904): 9 ff. und Meinong (1902): 218 ff. Meinong spricht auch davon, daß man zwischen der Aussage, daß es das-und-das gibt, und der Aussage, daß das-und-das *Sein hat*, unterscheiden muß. „Existenz“ verwendet er als Ausdruck für eine Weise zu sein bzw. Sein zu haben, und zwar die Weise, auf die konkrete Gegenstände Sein haben. Existenz ist also Sein in Raum und Zeit. Davon zu unterscheiden ist für ihn die Seinsweise des Bestehens bzw. Bestand-Habens, die zum Beispiel Zahlen zukommt (vgl. Meinong (1904): 2 ff. und Meinong (1899): § 2 und 6). Da die Unterscheidung zwischen Existenz und Bestand für den grundsätzlichen Zuschnitt von Meinongs Position nicht relevant ist, werde ich sie hier nicht weiter berücksichtigen und – wie auch bei manchen Meinongianern üblich (vgl. Parsons (1980): 10 f.) – „existieren“ so verwenden, wie Meinong „existieren oder Bestand haben“ verwenden würde.

chen Bedeutungen des Ausdrucks „es gibt“ dadurch explizit, daß man ihn jeweils mit einem Index versieht – „E“ für „existenzimplizierend“ und „N“ für „neutral“ – dann verschwindet auch der Anschein der Widersprüchlichkeit der folgenden Behauptung:

(5.a) Es gibt<sub>N</sub> Hexen, aber es gibt<sub>E</sub> keine Hexen.

Aus (5) und (5.a) folgen die beiden Behauptungen (M\*) und (M\*\*), die man als die nicht-paradoxen Varianten von Meinongs These (M) bezeichnen könnte:

(M\*) Es gibt etwas, das nicht existiert.

(M\*\*) Es gibt<sub>N</sub> etwas, das es nicht gibt<sub>E</sub>.

Daß eine Behauptung nicht widersprüchlich ist, ist alleine natürlich kein Grund dafür, sie für wahr zu halten. Was genau also sollte einen davon überzeugen, daß es nicht-existierende Dinge gibt? Kehren wir zurück zu unserem Abt. Angenommen ich streite mit ihm über die Wahrheit des folgenden Satzes:

(6) Der Papst ist unfehlbar.

Satz (6) ist wahr, wenn die durch den Ausdruck „der Papst“ bezeichnete Person die Eigenschaft hat, unfehlbar zu sein. Eine naheliegende Methode, um herauszufinden, ob das der Fall ist, besteht darin, die durch „der Papst“ bezeichnete Person daraufhin zu untersuchen, ob sie unfehlbar ist oder nicht. Wenn sie es nicht ist, ist der folgende Satz wahr:

(7) Der Papst ist nicht unfehlbar.

Jetzt streite ich mich mit dem Abt nicht über die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern über die Existenz des Teufels, das heißt es geht darum, welcher der folgenden beiden Sätze wahr ist:

(8) Der Teufel existiert.

(9) Der Teufel existiert nicht.

Wenn wir diesen Streitfall genauso beschreiben würden wie den ersten, dann hieße das, daß Satz (8) dann wahr und Satz (9) dann falsch wäre, wenn das durch den Ausdruck „der Teufel“ bezeichnete Wesen die Eigenschaft hätte zu existieren. Dementsprechend wäre Satz (8) falsch und Satz (9) wahr, wenn dem durch den Ausdruck „der Teufel“ bezeichneten Wesen die Eigenschaft zu existieren abginge. Eine Konse-

quenz dieser Beschreibung wäre, daß es selbst dann, wenn der Abt Unrecht hat und der Teufel nicht existiert, ein Wesen geben muß, das durch den Ausdruck „der Teufel“ bezeichnet wird. Es müßte den Teufel geben, damit es der Fall sein kann und wir behaupten können, daß er nicht existiert.

Den ersten Streitfall genauso zu beschreiben wie den zweiten, heißt anzunehmen, daß sowohl Satz (6) als auch Satz (8) die logische Form einer Prädikation haben, das heißt die Form

(6/8\*) Fa

Ein Meinongianer ist der Meinung, daß eben dies der Fall ist.<sup>29</sup> Seiner Ansicht nach fungieren in Sätzen wie (8) Ausdrücke wie „der Teufel“ als logische Individuenkonstanten und der Ausdruck „existiert“ als logisches Prädikat. Allgemein formuliert vertritt er die folgende These:

(M2) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen ist, haben die logische Form einer Prädikation, das heißt die Form „Fa“.

Von dieser These unterscheiden möchte ich die folgende Annahme (M3):

(M3) Der natürlichsprachliche Ausdruck „existiert“ (und jede andere geeignete Flexionsform des Verbs „existieren“) ist immer ein logisches Prädikat.

(M2) und (M3) hängen eng miteinander zusammen, und Meinongianer vertreten sie beide.

Dennoch impliziert weder (M2) (M3) – denn es könnte ja sein, daß Flexionsformen des Ausdrucks „existiert“ in Sätzen der Form „a existiert“ als logisches Prädikat verwendet werden, in anderen, zum Beispiel allgemeinen Existenzsätzen aber anders;

---

<sup>29</sup> Wenn ich hier sowie manchmal im folgenden *dem Meinongianer* und nicht Meinong selbst bestimmte Ansichten zuschreibe, dann wird es sich dabei um solche Ansichten handeln, die Meinong und Philosophen, die sich auf seine Theorie berufen, vertreten würden, nicht aber unbedingt explizit formuliert haben. Die an dieser Stelle relevanten Aussagen zur logischen Form von Existenzsätzen (M2) und (M3) zum Beispiel hätte Meinong zwar jederzeit akzeptiert, meines Wissens hat er sie aber in dieser Form nicht explizit formuliert, was einfach daran liegt, daß er seine Theorie nicht unter Voraussetzung der modernen Prädikatenlogik formuliert hat. Wie oben schon gesagt geht es mir hier mehr um eine Darstellung von Archetypen möglicher Positionen als um eine exakte Beschreibung ihrer historischen Realisation. Für eine genaue Darstellung der Position Meinongs vgl. Findlay (1962), Grossmann (1974), Perszyk (1993) und – besonders zu empfehlen wegen der detaillierten Darstellung der Kontroverse zwischen Meinong und Russell – Simons (1988).



noch impliziert – wie sich zeigen wird<sup>30</sup> – (M3) (M2). Man sollte zudem beachten, daß weder (M2) noch (M3) philosophische Selbstverständlichkeiten sind. Daß nicht jeder Ausdruck, der oberflächlich betrachtet wie ein logisches Prädikat aussieht, auch ein solches ist, habe ich in der Einleitung bereits anhand des Prädikats „sind zahlreich“ erläutert. Ebenso ist es – wie sich in Abschnitt B zeigen wird – nicht selbstverständlich, daß ein Ausdruck wie „der Teufel“ eine logische Individuenkonstante ist. Schließlich gibt es Sätze, in denen sogar Namen – Paradigmata für singuläre Terme – nicht als logische Individuenkonstanten verwendet werden, Sätze wie „Schweinsteiger ist eben kein Zidane“ oder „Du bist heute schon die dritte Julia, die mir einen Korb gibt“.

Zu der Behauptung, daß es nicht-existierende Gegenstände gibt, kommen Meinongianer nicht allein auf Grund seiner Annahme (M2), sondern mit Hilfe einer weiteren Annahme, und zwar einer über eine notwendige Bedingung dafür, daß Sätze, in denen logische Individuenkonstanten vorkommen, wahr oder falsch sind. Diese Annahme kann man folgendermaßen formulieren:

(M4) Sätze, in denen eine logische Individuenkonstante  $\tau$  vorkommt, sind nur dann wahr oder falsch, wenn es einen Gegenstand gibt, der durch  $\tau$  bezeichnet wird.

Aus (M2) und (M4) folgt, daß es einen Gegenstand geben muß, der durch den Ausdruck „der Teufel“ bezeichnet wird, wenn Satz (8) – „Der Teufel existiert“ – falsch, bzw. Satz (9) – „Der Teufel existiert nicht“ – wahr ist. Wenn (8) falsch und (9) wahr ist – oder wenn es irgendwelche anderen falschen Sätze der Form „a existiert“, oder wahren Sätze der Form „a existiert nicht“ gibt – dann gibt es also, (M2) und (M4) vorausgesetzt, Gegenstände, die nicht existieren. Existenz wäre dann eine Eigenschaft, die zwar einigen Gegenständen zukommt, aber einigen anderen eben nicht. So wie es unter allen Gegenständen überhaupt solche gibt, die (wie der Abt) 100 kg wiegen, und solche, die das nicht tun, gibt es unter allen Gegenständen überhaupt solche, die existieren, und solche, die nicht existieren. Von dieser Annahme über Existenz möchte ich die folgende schwächere These unterscheiden:

(M5) Existenz ist eine Eigenschaft von Gegenständen.

(M5) läßt es offen, ob Existenz eine Eigenschaft ist, die einigen Gegenständen nicht zukommt, schließlich kann es Eigenschaften von Gegenständen geben, die allen Gegenständen zukommen. Die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein, oder die Eigen-

---

<sup>30</sup> Vgl. Kapitel 15.

schaft, mit sich selbst identisch zu sein, wären solche Eigenschaften. Ich werde Eigenschaften, die einigen Gegenständen zukommen, anderen aber nicht, *diskriminierende Eigenschaften* nennen. Die Eigenschaft, aus Polen zu stammen, ist eine diskriminierende Eigenschaft. Die Eigenschaft, unfehlbar zu sein, ist es – auch wenn der Abt dies anders sieht – wahrscheinlich nicht, denn die kommt wohl keinem Gegenstand zu. Unfehlbarkeit könnte man allerdings eine *potentiell diskriminierende Eigenschaft* nennen, da es ja zumindest möglich ist, daß es sowohl unfehlbare als auch fehlbare Dinge gibt. Die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein, ist dagegen nicht einmal eine potentiell diskriminierende Eigenschaft.

Meinong vertritt, wie gesagt, nicht nur (M5), sondern auch die stärkere These:

(M6) Existenz ist eine diskriminierende Eigenschaft, das heißt eine Eigenschaft, die einigen Gegenständen zukommt, anderen hingegen nicht.

(M5) von (M6) zu unterscheiden, ist deswegen sinnvoll, weil es – wie sich im Verlauf dieser Arbeit zeigen wird – Philosophen gibt, die (M5), nicht aber (M6) vertreten,<sup>31</sup> und solche, die auch (M5) ablehnen.<sup>32</sup>

Eine Art von Existenzsätzen, die eine besondere Erwähnung verdienen, und die, wenn auch nicht so sehr für Meinong selbst, so doch für einige Meinongianer<sup>33</sup> eine wichtige Rolle für die Motivation ihrer Theorie spielen, sind Sätze, durch deren Äußerung man sagt, daß ein bestimmter Gegenstand nicht mehr oder noch nicht existiert, Sätze wie die folgenden also:

(10) Das alte Berliner Stadtschloß existiert nicht mehr.

(11) Das neue Berliner Stadtschloß existiert noch nicht.

Wer heute Satz (10) äußert, der sagt etwas Wahres. Eine – zumindest für Meinongianer – naheliegende Annahme ist nun, daß das nur dann der Fall sein kann, wenn man sich mit dem Ausdruck „das alte Berliner Stadtschloß“ heute auf einen Gegenstand bezieht und diesem die Eigenschaft zuschreibt, nicht mehr zu existieren. Auch andere Eigenschaften kann man diesem Gegenstand noch heute zuschreiben, zum Beispiel die Eigenschaft, auf Geheiß von Walter Ulbricht gesprengt worden zu sein, oder die Eigenschaft, vor 70 Jahren in der Mitte Berlins gestanden zu haben. Es scheint also heute einen Gegenstand zu geben, der heute noch allerlei Eigenschaften hat, der aber heute nicht existiert. Wenn das so ist, dann gibt es Gegenstände, die, wenn auch nicht

---

<sup>31</sup> Vgl. Abschnitt C und D.

<sup>32</sup> Vgl. Abschnitt B.

<sup>33</sup> Vgl. Routley (1980): Kapitel 2.

wie der Teufel zu keinem Zeitpunkt, so doch zumindest zu bestimmten Zeiten nicht existieren.<sup>34</sup>

Das zuvor geschilderte Argument dafür, daß es nicht-existierende Gegenstände gibt, ist nicht das einzige, das Meinongianer anbieten. Als Ausgangspunkt für ihre Argumentation kann jeder wahre Satz dienen, in dem ein Ausdruck vorkommt, der sich einerseits nur als logische Individuenkonstante interpretieren läßt, der aber andererseits nichts Existierendes bezeichnet. Negierte singuläre Existenzaussagen sind das wichtigste Beispiel für solche Sätze, aber es gibt zwei andere Arten von Sätzen, die Meinongianer als Beleg für ihre These anführen, und für die jeder, der die Meinongianische Theorie widerlegen will, eine alternative Analyse anbieten muß. Beide Arten von Sätzen enthalten Ausdrücke, die man zumindest *prima facie* als Individuenkonstanten bezeichnen würde, die nichts Existierendes bezeichnen.

Die erste Art von Sätzen handelt von Gestalten, die uns in Mythen oder fiktionalen Geschichten begegnen.<sup>35</sup> Beispiele dafür sind etwa:

(12) Zeus ist der Sohn von Kronos.

(13) E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur.<sup>36</sup>

Daß Satz (12) wahr ist, mag kontrovers sein, es wird aber zumindest nahegelegt durch einen Vergleich mit dem Satz „Zeus ist der Sohn von Hermes“. Wenn man annimmt, daß (12) die logische Form „Rab“ hat und daß der Satz

(14) Zeus und Kronos existieren nicht.

wahr ist, dann ergibt sich mit Prinzip (M4), daß „Zeus“ und „Kronos“ Namen für Gegenstände sind, die nicht existieren. Dieses Argument hat (so wie das folgende auch) den Vorteil, daß es keine Annahmen über die logische Form von Existenzsätzen machen muß, das heißt auf (M2) verzichten kann.

Die zweite Art von Sätzen enthalten intentionale Verben wie „Angst haben vor“, „sich vorstellen“ oder „suchen nach“.<sup>37</sup> Beispiele dafür sind:

---

<sup>34</sup> Für eine detaillierte Diskussion solcher und ähnlicher Überlegungen – allerdings als Argumente für eine Position, die trotz oberflächlicher Ähnlichkeiten keine Meinongianische ist – vgl. unten Kapitel 12.

<sup>35</sup> Vgl. hierzu z.B. Parsons (1975), Parsons (1980): 32 ff., Routley (1980): Kapitel 7 und Jacqueline (1996): 256 ff.

<sup>36</sup> Melissa Mathison hat das Drehbuch zu Spielberg Film „E.T. the Extra-Terrestrial“ geschrieben. Obwohl mir das nötige Insiderwissen fehlt, gehe ich davon aus, daß sie die Figur E.T. auch erfunden hat.

<sup>37</sup> Vgl. hierzu Meinong (1899), Meinong (1904): § 1 und 5, Parsons (1980): 44 f. und Parsons (1982).

- (15) Der Abt hat Angst vor dem Teufel.
- (16) Der Abt stellt sich das Paradies vor.
- (17) Der Abt sucht unter dem Sofa nach Bibi Blocksberg.

Angenommen, diese Sätze sind wahr, haben die logische Form „Rab“, und der Teufel, das Paradies und die Hexe Bibi Blocksberg existieren nicht, dann gibt es, wenn (M4) wahr ist, Gegenstände, die nicht existieren.

Ich möchte noch ein weiteres Argument für die Annahme anführen, daß es Dinge gibt, die nicht existieren. Es spielt, so weit ich sehe, für Meinongianer keine eigenständige Rolle, ist meiner Ansicht nach aber stark für die intuitive Plausibilität verantwortlich, die Meinongs Annahmen *prima facie* haben, weswegen es bereits am Anfang dieses Kapitels auftauchte.

Zudem hat es den Vorteil, von jeglichen Annahmen über logische Individuenkonstanten und über singuläre Existenzsätze unabhängig zu sein. Das Argument basiert darauf, daß es *prima facie* gültige Schlüsse gibt, deren Prämissen ganz gewöhnliche allgemeine Existenzaussagen sind und in deren Konklusionen behauptet wird, daß es Dinge gibt, die nicht existieren. Ein Beispiel wäre der folgende Schluß:

- (e<sub>1</sub>) Hexen existieren nicht.  


---

 Also gibt es Dinge, die nicht existieren – Hexen zum Beispiel.

Wer diesen Schluß nicht wenigstens *prima facie* einleuchtend findet, der möge seine Intuitionen zu den folgenden beiden Schlüssen (e<sub>2</sub>) und (e<sub>3</sub>) testen:

- (e<sub>2</sub>) Böartige Männer und Frauen existieren, Teufel und Hexen hingegen nicht.  


---

 Manche Dinge (wie böartige Männer und Frauen) existieren, andere hingegen nicht (wie Teufel und Hexen).
- (e<sub>3</sub>) Hexen, Teufel und Engel existieren nicht, der Abt glaubt aber, daß sie es tun.  


---

 Es gibt mindestens drei Dinge, die nicht existieren, an deren Existenz der Abt aber glaubt.

Wenn sich die intuitive Plausibilität dieser Schlüsse philosophisch untermauern läßt, dann hat man einen guten Grund zu der Annahme, daß es Dinge gibt, die nicht existieren.

Der Bereich aller Gegenstände überhaupt umfaßt laut Meinong also allerlei, von dem man landläufig annehmen würde, daß es es nicht gibt, von dem Meinong aber meint, daß es es wohl gibt, aber daß es nicht existiert. Hexen, Teufel und Außerirdische, Zeus, E.T. und Bibi Blocksberg – all diese Dinge gibt es seiner Meinung nach, und wir können über sie sprechen, Angst vor ihnen haben oder sie suchen. Es ist kein Wunder, daß sich in der Literatur für die Welt, wie Meinong sie sah, der Ausdruck „Meinongs Dschungel“ eingebürgert hat.<sup>38</sup> Üppig ist in dieser Welt die ontologische Vegetation, und wie sich gleich zeigen wird, muß man aufpassen, daß einem als Meinongianer das Unkraut nicht über den Kopf wächst.

## 2. Meinongs Dschungel als Kulturlandschaft

Abgesehen davon, wie überzeugend die eben geschilderten Argumente für die Annahme nicht-existierender Gegenstände sind, kann man fragen, ob sich, ausgehend von Meinongs Thesen (M1) bis (M6) eine konsistente Theorie solcher Gegenstände entwickeln läßt. Es gibt eine Reihe von naheliegenden Einwänden gegen Meinongs Theorie, auf die eine ausgearbeitete Theorie nicht-existierender Gegenstände reagieren muß. Ich werde im folgenden einige dieser Einwände nennen und am Beispiel der Theorie von Terence Parsons skizzieren, wie man auf sie eingehen kann.<sup>39</sup>

Gehen wir davon aus, daß es zu jedem existierenden Gegenstand *g* eine Menge gibt, die als Elemente alle Eigenschaften dieses Gegenstandes und nichts weiter enthält. Für unseren Abt etwa wäre das die Menge {die Eigenschaft, ein Abt zu sein; die Eigenschaft, 100 kg zu wiegen; die Eigenschaft, an den Teufel zu glauben; etc...}. Außer diesen Eigenschaftsmengen gibt es andere Mengen von Eigenschaften: Mengen, die Eigenschaften enthalten, die nicht alle ein und demselben existierenden Gegenstand zukommen (zum Beispiel eine Menge, die die Eigenschaft enthält, ein Abt zu sein, und die Eigenschaft 1000 kg zu wiegen), Mengen, die nicht alle Eigen-

---

<sup>38</sup> Trotz ausgiebiger Recherche und Nachfragen bei einigen Meinongianern ist es mir nicht gelungen, herauszufinden, von wem die Metapher des Meinongschen Dschungels eigentlich stammt – und das, obwohl diese landauf landab verwendet wird. Dale Jacquette meinte, die erste Nennung des Ausdrucks finde sich bei William Kneale in Kneale (1949): 12 und 32. Daß Kneale tatsächlich die Metapher erfunden hat, halte ich für unwahrscheinlich, und zwar vor allem auf Grund einer Passage aus Quine's Aufsatz „On What There Is“ (vgl. Quine (1953a): 4), der erstmals 1948 – also vor Erscheinen von Kneales Buch – in der *Review of Metaphysics* erschien. Quine schreibt dort über die von ihm eingeführte Figur Wyman, einen Vertreter der Meinongschen Theorie: „Wyman's overpopulated universe is in many ways unlovely. It offends the aesthetic sense of us who have a taste for desert landscapes, ...“. Es wäre ein sonderbarer Zufall, wenn die hier genannten, bevorzugten Wüstenlandschaften keine Anspielung auf Meinongs Dschungel wären.

<sup>39</sup> Vgl. Parsons (1980); eine alternative formale Ausarbeitung von Meinongs Gegenstandstheorie bietet Jacquette (1996).

schaften eines existierenden Gegenstandes enthalten (zum Beispiel die Menge, die nur die Eigenschaft enthält, ein Abt zu sein), oder Mengen, die Eigenschaften enthalten, die gar keinem existierendem Gegenstand zukommen (zum Beispiel eine Menge, die die Eigenschaft enthält, unfehlbar zu sein). Wer an nicht-existierende Gegenstände glaubt, der könnte annehmen, daß es zu jeder dieser Mengen einen Gegenstand gibt, der alle Elemente der Menge als Eigenschaften hat. Nennen wir diese Annahme das *naive Komprehensionsprinzip* (NK) für Gegenstände:

(NK) Für jede Menge von Eigenschaften gibt es einen Gegenstand, der alle Eigenschaften aus dieser Menge und keine weiteren Eigenschaften hat.

Irgendein Komprehensionsprinzip dieser Art anzunehmen, ist im Rahmen der Meinongianischen Konzeption negierter Existenzaussagen bzw. der Rede über fiktionale Gegenstände *prima facie* plausibel, denn für jede Menge von Eigenschaften  $E_1, \dots, E_n$  läßt sich ein wahrheitsfähiger Satz der Form „Der Gegenstand, der  $E_1, \dots, E_n$  hat, existiert nicht“ bilden, und zu jeder solchen Menge von Eigenschaft könnte es eine Geschichte geben, in der einem Gegenstand genau diese Eigenschaften zugeschrieben werden. Das naive Komprehensionsprinzip (NK) ist allerdings nicht haltbar, was ein recht naheliegender Einwand gegen Meinongs Theorie deutlich macht. Der Einwand betrifft den Status von Sätzen wie dem folgenden:

(18) Der existierende Teufel existiert.

Aus (M2) und (M4) ergibt sich, daß es ein Wesen gibt, das durch den Ausdruck „der existierende Teufel“ bezeichnet wird. Es scheint sich dabei um ein Wesen zu handeln, das die Eigenschaft hat, ein Teufel zu sein, und die Eigenschaft, zu existieren. Wenn das so wäre, dann wäre Satz (18) wahr – ein unerfreuliches Ergebnis, das sich in ähnlicher Form für die existierende größte Primzahl, Arnold Schwarzeneggers existierenden Oscar oder die existierende Eroberung der USA durch Österreich wiederholen ließe.<sup>40</sup> Zu denselben unerfreulichen Ergebnissen kommt man, wenn man behauptet, daß (NK) ohne Einschränkung gültig ist. Dann nämlich gäbe es zum Beispiel einen Gegenstand, dem die in der folgenden Menge  $M_T$  enthaltenen Eigenschaften zukommen:

$M_T = \{ \text{die Eigenschaft, ein gefallener Engel zu sein, die Eigenschaft, über die Hölle zu herrschen, ... , die Eigenschaft zu existieren} \}.$

---

<sup>40</sup> Vgl. für diesen Einwand Russell (1905c): 533.

Schlimmer noch: Da sich zu jeder Menge von Eigenschaften eines nicht-existierenden Gegenstands eine Menge von Eigenschaften bilden läßt, die über jene hinaus noch die Eigenschaft der Existenz enthält, gäbe es zu jedem nicht-existierenden Gegenstand den entsprechenden existierenden. Irgend etwas müssen Meinongianer unternehmen, um diese Konsequenz zu verhindern.<sup>41</sup>

Eine naheliegende Reaktion ist, die Menge der Eigenschaftsmengen, für die das Komprehensionsprinzip gültig ist, einzuschränken, das heißt bestimmte Eigenschaften als mögliche Elemente dieser Mengen auszuschließen. Terence Parsons nennt solche nicht-zulässigen Eigenschaften „extra-nuclear properties“, die er von sogenannten „nuclear properties“ unterscheidet.<sup>42</sup> Ich werde in Anlehnung an Meinongs ursprüngliche Terminologie<sup>43</sup> von *außerkonstitutorischen* im Gegensatz zu *konstitutorischen* Eigenschaften sprechen. Parsons schlägt das folgende *eingeschränkte Komprehensionsprinzip* (EK) vor:

(EK) Für jede Menge von *konstitutorischen* Eigenschaften gibt es einen Gegenstand, der alle Eigenschaften aus dieser Menge und keine weiteren *konstitutorischen* Eigenschaften hat.

Existenz ist – wie einige andere problematische Eigenschaften auch, zu denen ich gleich komme – keine konstitutorische Eigenschaft, und also ist (EK) damit verträglich, daß es keinen Gegenstand gibt, der die Elemente der Menge  $M_T$  als Eigenschaften hat.

Die Unterscheidung zwischen den konstitutorischen und den außerkonstitutorischen Eigenschaften eines Gegenstandes steht so lange unter dem Verdacht einer *ad hoc*-Lösung, wie ungeklärt bleibt, welches Merkmal außerkonstitutorische Eigenschaften zu eben solchen macht – abgesehen von dem Merkmal, Eigenschaften zu sein, die zu Schwierigkeiten mit dem naiven Komprehensionsprinzip führen. Man kann sich darüber streiten, ob Parsons diese Sorge wirklich ausräumen kann. Er gibt Beispiele für außerkonstitutorische Eigenschaften, appelliert an Intuitionen und nennt eine hinreichende Bedingung dafür, eine außerkonstitutorische Eigenschaft zu sein, allerdings eine, die einem nur dann weiterhilft, wenn man von bestimmten Eigenschaften bereits weiß, daß sie konstitutorisch sind.<sup>44</sup> Der Grundgedanke dabei ist der folgende: Von bestimmten Eigenschaften will man annehmen, daß Gegenstände, die eine bestimmte

---

<sup>41</sup> Für Meinongs eigene Reaktion vgl. Meinong (1907): 223 f.

<sup>42</sup> Vgl. Parsons (1980): 23 f. und 166 ff.; für alternative Lösungen vgl. Jacquette (1996): 12 – 28.

<sup>43</sup> Vgl. Meinong (1915): 176 f.

<sup>44</sup> Vgl. Parsons (1980) : 22 ff.

Menge anderer Eigenschaften haben, diese Eigenschaft alle haben oder alle nicht haben. Zum Beispiel will man annehmen, daß allen Gegenständen, die die Eigenschaft haben, weiblich zu sein, und die Eigenschaft, auf Besen herumfliegen zu können, die Eigenschaft zu existieren abgeht, bzw. die Eigenschaft, nicht zu existieren, zukommt. Wäre Existenz oder Nichtexistenz eine konstitutatorische Eigenschaft, dann wäre das nicht der Fall, denn dann gäbe es sowohl nicht-existierende weibliche Besenflieger als auch existierende. Ausgehend von dieser Überlegung kann man die folgende hinreichende Bedingung dafür formulieren, eine außerkonstitutatorische Eigenschaft zu sein:

(AK) Jede Eigenschaft  $E$  ist außerkonstitutatorisch, wenn sie das folgende Schema erfüllt: Es gibt eine Menge konstitutatorischer Eigenschaften, so daß entweder jeder Gegenstand, der alle Elemente dieser Menge besitzt,  $E$  besitzt, oder jeder Gegenstand, der alle Elemente dieser Menge besitzt,  $E$  nicht besitzt.

Existenz ist gemäß (AK) außerkonstitutatorisch, denn allen Gegenstände, die die Elemente aus der Menge {die Eigenschaft, weiblich zu sein, die Eigenschaft, auf Besen herumfliegen zu können} als Eigenschaften haben, geht Existenz ab. Nicht-Existenz ist außerkonstitutatorisch, denn alle Gegenstände, die die Elemente aus dieser Menge als Eigenschaften haben, existieren nicht. Ich werde dieses Testverfahren im folgenden noch an einigen anderen Beispielen für außerkonstitutatorische Eigenschaften verdeutlichen. Vorher noch einmal zurück zu dem Problem, das durch die Unterscheidung zwischen konstitutatorischen und außerkonstitutatorischen Eigenschaften gelöst werden sollte.

Durch die Modifizierung von (NK) zu (EK) ist noch nicht die Schwierigkeit mit Satz (18) verschwunden, das heißt die Schwierigkeit, einen Gegenstand zu finden, der durch den Ausdruck „der existierende Teufel“ bezeichnet wird. Es gibt zwei Weisen, auf die Meinongianer auf diese Schwierigkeit reagieren. Die einen nehmen an, daß der Ausdruck „der existierende Teufel“ leer ist und also keinen Gegenstand bezeichnet. Da Satz (18) falsch ist, muß man nun entweder Prinzip (M2) einschränken und auf die Behauptung verzichten, daß Satz (18) die Form einer Prädikation hat, oder aber (M4) aufgeben und annehmen, daß leere logische Individuenkonstanten in wahren oder falschen Sätzen vorkommen können. Wie sich im Laufe dieser Arbeit zeigen wird, haben Philosophen gegen beide Prinzipien argumentiert.<sup>45</sup> Für einen Meinongianer ist die Einschränkung dieser Prinzipien allerdings nicht unproblema-

---

<sup>45</sup> Vgl. unten Abschnitt B und C. Man kann natürlich (M2) und (M4) auch für bestimmte Arten von Sätzen akzeptieren und für andere ablehnen. Auf die Möglichkeit, Meinongianische Annahmen mit einer freien Logik (vgl. unten Kapitel 8) zu kombinieren, weist Simons (1988): 189 f. hin.



tisch, denn wenn sich angemessene Analysen für einen Satz wie (18) finden lassen, die auf (M2) und (M4) verzichten, dann fragt sich, weshalb man diese Analysen nicht auch auf alle anderen Sätze der Form „ $\alpha$  existiert“ anwenden kann und die Annahme nicht-existierender Gegenstände überflüssig wird. Es gibt zwar Meinongianer, die zugeben, daß es auch leere Kennzeichnungen gibt,<sup>46</sup> aber es läßt sich nicht mit Meinongs Analyse von intentionalen Einstellungen und der Rede über Fiktionales vereinbaren, daß „der existierende Teufel“ immer eine solche leere Kennzeichnung ist. Das zeigt die Wahrheit der folgenden beiden Sätze:

- (19) Der Abt hat Angst vor dem existierenden Teufel (aber keine Angst vor dem nicht-existierenden Teufel).  
 (20) In Bulgakows *Der Meister und Margarita* taucht der existierende Teufel auf.

Mehr dem Geiste des Meinongschen Projektes entspricht deswegen die zweite Reaktion auf die Schwierigkeit mit Satz (18), diejenige, die Meinong selbst vorgeschlagen hat.<sup>47</sup> Meinong unterscheidet zwischen den Prädikaten „existiert“ und „ist existierend“ und nimmt an, daß Gegenstände die durch das zweite Prädikat ausgedrückte Eigenschaft – existierend zu sein – haben können, ohne die erste zu haben, das heißt ohne zu existieren. Satz (18) wäre demnach falsch, Satz (21) hingegen wahr:

- (18) Der existierende Teufel existiert.  
 (21) Der existierende Teufel ist existierend.

Existierend zu sein nennt Meinong die *depotenzierte* Variante der Eigenschaft zu existieren,<sup>48</sup> und er nimmt an, daß ein Gegenstand existierend sein kann, ohne zu existieren. Nach Parsons Theorie gibt es zu allen außerkonstitutorischen Eigenschaften depotenzierte Varianten, und er behauptet, daß diese depotenzierten Varianten selbst konstitutorische Eigenschaften sind.<sup>49</sup> Für die Eigenschaftsmenge:

$M_T^* = \{ \text{die Eigenschaft, ein gefallener Engel zu sein, die Eigenschaft, über die Hölle zu herrschen, ... , die Eigenschaft, existierend zu sein} \}$

gibt es also einen Gegenstand, der alle ihre Elemente als Eigenschaften hat, den existierenden Teufel nämlich, von dem man mit Satz (18) fälschlicherweise aussagt,

<sup>46</sup> Vgl. Parsons (1980): 111 ff.

<sup>47</sup> Vgl. Meinong (1915): 278 ff.

<sup>48</sup> Vgl. ebd. und Meinong (1915): 291; zudem Findlay (1963): 102 ff.

<sup>49</sup> Vgl. Parsons (1980): 44 und 64 ff.

daß er existiert. Schwierigkeiten bereiten dann immer noch die folgenden beiden Sätze:

(22) Der Teufel, der existiert, existiert.

(23) Der Abt hat Angst vor dem Teufel, der existiert.

Als Meinongianer muß man entweder annehmen, daß man mit der Kennzeichnung „der Teufel, der existiert“ nicht einen Gegenstand bezeichnet, der existiert, sondern einen, der existierend ist, oder aber annehmen, daß die Oberflächenform dieser Sätze trügerisch ist, und ihre logische Form eher der von Sätzen wie „Der Teufel ist derart, daß er existiert, wenn er existiert“ und „Der Abt hat Angst davor, daß der Teufel existiert“ entspricht.

Außer mit dem Problem von Ausdrücken der Form „der/ die/ das existierende a“ hat Meinongs Theorie auch mit dem Vorwurf zu kämpfen, daß nicht-existierende Gegenstände verschiedene Gesetze der Logik verletzen. Ein Gesetz, das in Gefahr zu geraten scheint, ist der Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Das Komprehensionsprinzip beinhaltet – auch in seiner eingeschränkten Form –, daß es unvollständige Gegenstände gibt. Ein unvollständiger Gegenstand ist ein Gegenstand, dem für eine bestimmte konstitutorische Eigenschaft weder diese Eigenschaft selbst noch ihre *konstitutorische Negation* zukommt, wobei mit der *konstitutorischen Negation* einer konstitutorischen Eigenschaft *E* diejenige Eigenschaft gemeint ist, die ein existierender Gegenstand notwendigerweise genau dann hat, wenn er *E* nicht hat.<sup>50</sup> Die konstitutorische Negation der Eigenschaft, plattfüßig zu sein, wäre zum Beispiel die Eigenschaft, nicht plattfüßig zu sein. Nun gibt es Mengen konstitutorischer Eigenschaften, die weder die Eigenschaft enthalten, plattfüßig zu sein, noch die Eigenschaft, nicht plattfüßig zu sein. Laut (EK) gibt es für jede dieser Mengen einen Gegenstand, der alle in diesen enthaltenen Eigenschaften hat und keine weiteren konstitutorischen Eigenschaften, einen unvollständigen Gegenstand also, der hinsichtlich der Plattfüßigkeit unbestimmt ist. Daß es solche unvollständigen Gegenstände gibt, ist Meinongianern willkommen, denn fiktionale Gegenstände scheinen solche unvollständigen Gegenstände zu sein. Wer wie die Meinongianer der Meinung ist, daß E.T. ein nicht-existierender Gegenstand ist, dem genau diejenigen Eigenschaften zukommen, die ihm in Spielbergs Film zugeschrieben werden, der muß annehmen, daß E.T. weder die Eigenschaft hat, plattfüßig zu sein, noch die Eigenschaft, nicht plattfüßig zu sein, denn weder von dem einen noch von dem anderen ist in Spielbergs Film etwas zu bemerken. Ebenso ist für den Meinongianer, der den Teufel für einen nicht-existie-

---

<sup>50</sup> Vgl. Parsons (1980): 19.

renden, weil mythologischen Gegenstand hält, die Annahme naheliegend, daß der Teufel ein unvollständiger Gegenstand ist, da durch das, was in den Schriften und Worten der Teufelsgläubigen gesagt wird, zum Beispiel weder bestimmt wird, daß der Teufel Fan des 1. FC Kaiserslautern ist, noch daß er kein Fan des 1. FC Kaiserslautern ist. Dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten zufolge ist nun jede Einsetzungsinstanz des Schemas ‚ $p \vee \neg p$ ‘ wahr, also auch die folgenden beiden Sätze:

- (24) E.T. ist plattfüßig oder es ist nicht der Fall, daß E.T. plattfüßig ist.
- (25) Der Teufel ist Fan des 1. FC Kaiserslautern oder es ist nicht der Fall, daß der Teufel Fan des 1. FC Kaiserslautern ist.

Es hat nun – um beim ersten dieser beiden Sätze zu bleiben – den Anschein, daß es weder der Fall ist, daß E.T. plattfüßig ist, da er nicht die Eigenschaft hat, plattfüßig zu sein, noch, daß es nicht der Fall ist, daß er plattfüßig ist, da ihm ja auch die Eigenschaft, nicht plattfüßig zu sein, abgeht.

Meinongianer weisen zurecht darauf hin, daß diese Argumentation ungültig ist.<sup>51</sup> Zwar gilt für alle existierenden Gegenstände, die immer vollständige Gegenstände sind, daß einem Gegenstand genau dann die Eigenschaft fehlt, nicht plattfüßig zu sein, wenn es nicht der Fall ist, daß es nicht der Fall ist, daß er plattfüßig ist,<sup>52</sup> aber für unvollständige Gegenstände trifft eben dies nicht zu. Das zweite Disjunktionsglied von (24) ist also wahr, weil E.T. die Eigenschaft abgeht, plattfüßig zu sein. Als unvollständiger Gegenstand schafft er das, auch ohne die Eigenschaft haben zu müssen, nicht plattfüßig zu sein. Unvollständige Gegenstände verstoßen also nicht gegen den Satz vom ausgeschlossenen Dritten in seiner modernen aussagenlogischen Form, sondern nur gegen dessen traditionelle term-logische Variante, derzufolge alle Einsetzungsinstanzen des Schemas ‚A ist B oder A ist nicht-B‘ wahr sind.<sup>53</sup>

---

<sup>51</sup> Zum folgenden vgl. Meinong (1915): § 25 und Simons (1988): 182.

<sup>52</sup> Das Problem der Vagheit des Ausdrucks „plattfüßig“ einmal beiseite gelassen...

<sup>53</sup> Die Eigenschaft, ein vollständiger Gegenstand zu sein, und die Eigenschaft, ein unvollständiger Gegenstand zu sein, sind zwei weitere Beispiele außerkonstitutorischer Eigenschaften (vgl. zum folgenden Parsons (1980): 26, Anm. 8.). Das kann man anhand von (AK) folgendermaßen zeigen: Es sei  $M_{ich}$  die Menge aller meiner konstitutorischen Eigenschaften. Ich bin als existierender Gegenstand ein vollständiger Gegenstand und ebenso jeder Gegenstand, der alle Elemente von  $M_{ich}$  hat. Wenn Vollständigkeit nicht zu  $M_{ich}$  gehört, dann ist Vollständigkeit laut (AK) außerkonstitutorisch. Angenommen nun, Vollständigkeit ist Element von  $M_{ich}$ . Dann kann man eine Menge  $M_{ich}^*$  von Eigenschaften bilden, indem man in  $M_{ich}$  Vollständigkeit durch Unvollständigkeit ersetzt. Da jeder Gegenstand, der alle Elemente von  $M_{ich}^*$  hat, vollständig ist, Vollständigkeit aber nicht Teil von  $M_{ich}^*$  ist, ist Vollständigkeit gemäß (AK) außerkonstitutorisch.

Wirkungsgeschichtlich noch prominenter ist der Einwand, daß Meinongs Gegenstände gegen den Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch ‚ $\neg(p \wedge \neg p)$ ‘ verstoßen.<sup>54</sup> Dieser Einwand geht davon aus, daß eine Menge von Eigenschaften, für die es laut (EK) einen sie alle besitzenden Gegenstand gibt, sowohl eine bestimmte konstitutorische Eigenschaft enthalten kann, als auch deren konstitutorische Negation. Solche Gegenstände nennt Meinong unmögliche Gegenstände, da es unmöglich ist, daß ein existierender Gegenstand die Elemente solcher Mengen als Eigenschaften hat. Meinongs berühmtestes Beispiel für einen unmöglichen Gegenstand ist das runde Quadrat,<sup>55</sup> aber das vermeintliche Problem mit dem Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch läßt sich vielleicht noch besser anhand eines unmöglichen Gegenstandes verdeutlichen, der durch die folgende Eigenschaftsmenge bestimmt ist:

$M_{T\#} = \{ \text{die Eigenschaft, ein gefallener Engel zu sein, die Eigenschaft, über die Hölle zu herrschen, ... , die Eigenschaft, Fan des 1. FC Kaiserslautern zu sein, die Eigenschaft, nicht Fan des 1. FC Kaiserslautern zu sein} \}$

Einen solchen Gegenstand gibt es laut Meinong, und wir sagen in einem Satz wie (26) etwas Wahres von ihm aus:

(26) Der Teufel, der Kaiserslauternfan ist und nicht Kaiserslauternfan ist, existiert nicht.

Der Widerspruch scheint sich anhand des folgenden Arguments zu ergeben:

- (i) Der Teufel, der Kaiserslauternfan ist und nicht Kaiserslauternfan ist, ist Kaiserslauternfan.
- (ii) Der Teufel, der Kaiserslauternfan ist und nicht Kaiserslauternfan ist, ist nicht Kaiserslauternfan.
- (iii) Für alle Gegenstände  $x$  gilt: wenn  $x$  ist nicht Kaiserslauternfan ist, dann ist es nicht der Fall, daß  $x$  Kaiserslauternfan ist.
- (iv) Es ist nicht der Fall, daß der Teufel, der Kaiserslauternfan ist und nicht Kaiserslauternfan ist, Kaiserslauternfan ist.

(i) und (ii) sind laut Meinong wahr. (iv) ergibt sich aus (ii) und (iii) und ist die Negation von (i).

---

<sup>54</sup> Vgl. Russell (1905b): 45.

<sup>55</sup> Vgl. Meinong (1907): 14.

Die Antwort Meinongs besteht darin, Annahme (iii) zu bestreiten.<sup>56</sup> Sie gilt zwar für alle möglichen (das heißt möglicherweise existierenden) Gegenstände, für unmögliche Gegenstände aber ist die Folgerung von „a ist nicht-F“ zu „es ist nicht der Fall, daß a F ist“ unzulässig.<sup>57</sup> Diese Antwort hilft allerdings nicht, wenn man erlaubt, monadische Prädikate aus beliebigen offenen Sätzen mit einer ungebundenen Variablen zu bilden, und annimmt, daß diesen Prädikaten konstitutatorische Eigenschaften entsprechen. Wenn das so wäre, dann würden zum Beispiel durch die beiden offenen Sätze „x ist Kaiserslauternfan“ und „es ist nicht der Fall, daß x Kaiserslauternfan ist“ Eigenschaften ausgedrückt, die beide ein und demselben Gegenstand zukommen können – einem Gegenstand, der die Eigenschaft hätte, Kaiserslauternfan zu sein, und die Eigenschaft, so zu sein, daß es nicht der Fall ist, daß er Kaiserslauternfan ist. Der Widerspruch, daß dieser Gegenstand Kaiserslauternfan ist, und daß es nicht der Fall ist, daß dieser Gegenstand Kaiserslauternfan ist, wäre nicht zu vermeiden.

Wieder gibt es verschiedene Reaktionen auf diese Schwierigkeit.<sup>58</sup> Man kann die Widersprüche akzeptieren und versuchen, im Rahmen sogenannter parakonsistenter Logiken mit ihnen umzugehen. Relevanzlogiken erlauben einem dabei, die negativen Konsequenzen von Widersprüchen lokal zu begrenzen, das heißt vor allem zu verhindern, daß aus einem logischen Widerspruch logisch alles folgt. Das ist der Weg, den der Meinongianer Routley eingeschlagen hat.<sup>59</sup> Man könnte aber auch annehmen, daß offene Sätze wie „es ist nicht der Fall, daß x Kaiserslauternfan ist“ keine konstitutatorischen, sondern außerkonstitutatorische Eigenschaften ausdrücken. Man ist dann zum Beispiel nicht zu der Annahme gezwungen, daß es einen Teufel gibt, der Kaiserslauternfan ist, und der derart ist, daß es nicht der Fall ist, daß er Kaiserslauternfan ist. Die Menge der außerkonstitutatorischen Eigenschaften würde dann allerdings unüber-

---

<sup>56</sup> Vgl. Meinong (1907): 222 und zum folgenden Parsons (1980): 38 ff.

<sup>57</sup> Auf diese Weise kann man auch einem Einwand begegnen, den Alex Orenstein jüngst gegen Meinongianische Positionen erhoben hat (vgl. Orenstein (2000): 204): So wie „Pegasus“ ein Name ist, der keinen existierenden Gegenstand bezeichnet, soll „Ppeegasus“ ein Name sein, dessen Bedeutung es festlegt, daß er nichts bezeichnet, das ein Gegenstand ist. Der Satz „Ppeegasus ist kein Gegenstand“ ist also wahr. Laut Meinongs Prinzipien (M2) und (M4) können diese beiden Sätze aber nur dann wahr sein, wenn „Ppeegasus“ einen Gegenstand bezeichnet, so daß auch „Ppeegasus ist ein Gegenstand“ wahr ist – ein Widerspruch. Meinongianer können hier folgendes entgegenen: Ein Gegenstand zu sein ist eine konstitutatorische Eigenschaft eines jeden Gegenstands. Wenn einem Gegenstand überdies die Eigenschaft zukommt, kein Gegenstand zu sein, ist er ein unmöglicher Gegenstand. Ppeegasus ist ein solcher unmöglicher Gegenstand. Im Falle eines unmöglichen Gegenstands x darf man aber daraus, daß x die Eigenschaft hat, kein Gegenstand zu sein, nicht schließen, daß x nicht die Eigenschaft hat, ein Gegenstand zu sein. „Ppeegasus hat die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein“ und „Ppeegasus hat die Eigenschaft, kein Gegenstand zu sein“ sind beide wahr, widersprechen sich aber nicht. „Ppeegasus hat die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein“ und „Ppeegasus hat nicht die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein“ widersprechen sich zwar, die Wahrheit des zweiten Satzes ist aber nicht durch das Szenario, das Orenstein beschreibt, impliziert.

<sup>58</sup> Vgl. zum folgenden Simons (1988): 185 f.

<sup>59</sup> Vgl. Routley (1908): § 23.

sichtlich groß werden, und nicht mehr nur grundlegende Eigenschaften enthalten wie Existenz, Nichtexistenz, Vollständigkeit, Unvollständigkeit und die Eigenschaft, ein möglicher bzw. ein unmöglicher Gegenstand zu sein.<sup>60</sup>

Eine letzte Schwierigkeit, auf die ich hier eingehen möchte, und auf die eine ausgearbeitete Meinongianische Theorie reagieren muß, ergibt sich aus Relationen, die zwischen existierenden und nicht-existierenden Gegenständen bestehen. Es ist für den Meinongianer naheliegend, daß zumindest bestimmte relationale Eigenschaften – wie die Eigenschaft, gerade mit mir zu tanzen, oder die Eigenschaft, mein Bruder zu sein – konstitutorisch sind. Andernfalls würde die Meinongianische Theorie nicht für Sätze wie „Mein jüngerer Bruder existiert gar nicht“ oder „Der Abt stellt sich einen Teufel vor, der gerade mit mir tanzt“ gelten. Meinongianer nehmen also an, daß es einen Gegenstand gibt, der die Eigenschaften in der folgenden Menge hat:

$M_{T+} = \{ \text{die Eigenschaft, ein gefallener Engel zu sein, die Eigenschaft, über die Hölle zu herrschen, ... , die Eigenschaft, gerade mit mir zu tanzen} \}$

Die folgende Aussage über diesen Gegenstand – einen nicht-existierenden Teufel, der gerade mit mir tanzt – müßte dann wahr sein:

(27) Der Teufel, der gerade mit mir tanzt, hat die Eigenschaft, gerade mit mir zu tanzen.

Ebenfalls – zumindest *prima facie* – naheliegend ist die Annahme, daß Satz (27) nur dann wahr ist, wenn auch die folgenden beiden Sätze wahr sind:

(28) Der Teufel, der gerade mit mir tanzt, tanzt gerade mit mir.

(29) Ich tanze gerade mit dem Teufel, der gerade mit mir tanzt.

Satz (29) ist aber schlichtweg falsch. Ich tanze nicht mit dem Teufel. Ich tanze gerade mit niemanden. Wer tanzt muß sich bewegen, ich hingegen sitze gerade regungslos auf einem Stuhl. Wenn ein Meinongianer dies bestreiten wollte, dann würde seine Theorie nicht nur mitunter merkwürdige Annahmen über nicht-existierende Gegenstände beinhalten, sie würde auch zu einer Revision der meisten Überzeugungen füh-

---

<sup>60</sup> Daß die letzten beiden Eigenschaften außerkonstitutorisch sind läßt sich leicht zeigen: Man nehme die Menge, die aus den beiden konstitutorischen Eigenschaften, Kaiserslauternfan zu sein, und nicht Kaiserslauternfan zu sein, besteht. Da alle Gegenstände, die diese beiden Eigenschaften haben, die Eigenschaft haben, ein unmöglicher Gegenstand zu sein, und allen die Eigenschaft fehlt, ein möglicher Gegenstand zu sein, sind diese beiden Eigenschaften gemäß (AK) außerkonstitutorisch.

ren, die wir über existierende Gegenstände haben. Existierende Menschen würden von Lastwagen überfahren, ohne sich dabei zu verletzen. Sie könnten wie Don Giovanni 1003 Spanierinnen verführen und dabei jungfräulich bleiben, und sie könnten Pflaumen pflücken, Tore schießen oder Berge versetzen, ohne dazu auch nur einen Finger rühren zu müssen. Die Antwort, daß all dies nicht sonderbar ist, solange es sich um nicht-existierende Teufel, Lastwagen, Jungfrauen, Pflaumen, Tore und Berge handelt, ist unbefriedigend. Der Einwand lautete: Jede existierende Person, die mit jemanden tanzt, tanzt, und jede existierende Person, die tanzt, muß sich dazu bewegen. Die zweite dieser Annahmen ist ausschließlich eine über existierende Gegenstände, und wer die erste bestreiten wollte, müßte behaupten, daß jemand, der mit einem nicht-existierenden Gegenstand tanzt, dazu nicht tanzen muß. Nun muß Tanzen nicht unbedingt Mit-jemandem-Tanzen sein, aber Mit-jemandem-Tanzen sollte tunlichst Tanzen sein.

Meinongianer wählen deswegen in der Regel die Option, daß Relationen wie das Tanzen-mit, Verführen, Überfahrenwerden-von oder Pflücken zwar zwischen verschiedenen nicht-existierenden Gegenständen und zwischen verschiedenen existierenden Gegenständen bestehen können, nicht aber zwischen existierenden und nicht-existierenden Gegenständen.<sup>61</sup> Das heißt nicht, daß existierende und nicht-existierende Gegenstände in gar keiner Relation zueinander stehen können, das Vorstellen, Suchen oder Angst-haben-vor sind für den Meinongianer schließlich solche Relationen. Doch sind diese Relationen außerkonstitutiv.<sup>62</sup> Konstitutivische Relationen können zwischen existierenden und nicht-existierenden Gegenständen nur jeweils untereinander bestehen. Heißt das, daß man doch auf die für den Meinongianer wichtige Annahme verzichten muß, daß es einen Gegenstand gibt, der alle Elemente von  $M_T^+$  als Eigenschaften hat? Das heißt es nicht, wenn man mit Parsons die folgende Annahme macht: Wenn a ein nicht-existierender und b ein existierender Gegenstand ist, dann kann a die Eigenschaft haben, mit b zu tanzen, ohne daß b die Eigenschaft hat, daß a mit ihm tanzt.<sup>63</sup> Ebenso kann a die Eigenschaft haben, von b verführt, gepflückt oder versetzt zu werden, ohne daß b die Eigenschaft hat, a zu verführen, zu

<sup>61</sup> Vgl. zum folgenden Parsons (1980): 59 f. und 156 ff.

<sup>62</sup> Hier ist die Begründung: Man will annehmen, daß der Abt zwar in unserer Welt die Eigenschaft hat, den Teufel zu fürchten, daß aber in einer möglichen Welt, in der der Abt nicht existiert, nichts die Eigenschaft hat, vom Abt gefürchtet zu werden. In dieser Welt haben alle Gegenstände, die die Elemente von  $M_T^*$  besitzen, nicht die Eigenschaft, vom Abt gefürchtet zu werden. Laut einer naheliegenden modalisierten Version von (AK) – „Jede Eigenschaft E ist außerkonstitutiv, wenn sie das folgende Schema erfüllt: Es gibt eine Menge konstitutivischer Eigenschaften, so daß es möglich ist, daß entweder usw...“ – ist die Eigenschaft, vom Abt gefürchtet zu werden, deswegen außerkonstitutiv (vgl. hierzu Parsons (1980): 25 f.).

<sup>63</sup> Wenn man die einfache Redeweise „a tanzt mit b“ für den Fall reserviert, daß sowohl a die Eigenschaft hat, mit b zu tanzen, als auch b die Eigenschaft hat, daß a mit ihm tanzt, dann ist unter Voraussetzung der genannten Annahme der Schluß von Satz (27) auf Satz (28) ungültig.

pflücken oder zu versetzen. Man kann diese Behauptung allgemein (für 2-stellige Relationen)<sup>64</sup> mit Hilfe der folgenden terminologischen Festlegungen formulieren: Wenn  $R$  eine 2-stellige konstitutorische Relation ist, dann soll mit einem Ausdruck der Form  $\lceil[R\alpha]\rceil$ , in dem  $\alpha$  eine Individuenkonstante ist, diejenige Eigenschaft gemeint sein, die entsteht, wenn man – metaphorisch gesprochen –  $R$  an der zweiten Stelle durch den von  $\alpha$  bezeichneten Gegenstand sättigt, das heißt die Eigenschaft, in  $R$  zu diesem Gegenstand zu stehen. Mit einem Ausdruck der Form  $\lceil[\alpha R]\rceil$  ist entsprechend die Eigenschaft gemeint, die durch Sättigung von  $R$  an der ersten Stelle entsteht. Wenn man „E!“ als Existenzprädikat verwendet, kann man Parsons Annahmen über zweistellige konstitutorische Relationen folgendermaßen zusammenfassen (das gefettete „R“ ist im folgenden eine Prädikatvariable, deren Quantifikationsbereich auf solche Relationen beschränkt ist):

$$(R1) \quad \forall R \forall x \forall y (E!x \wedge E!y \rightarrow (x[Ry] \leftrightarrow [xR]y))$$

$$(R2) \quad \forall R \forall x \forall y (E!x \wedge \sim E!y \rightarrow (\sim x[Ry] \wedge \sim [yR]x))$$

$$(R3) \quad \exists R \exists x \exists y (E!x \wedge \sim E!y \wedge (y[Rx] \vee [xR]y))$$

(R1) besagt, daß für zwei existierende Gegenstände  $x$  und  $y$  und beliebigem  $R$   $x$  genau dann die Eigenschaft hat, in  $R$  zu  $y$  zu stehen, wenn  $y$  die Eigenschaft hat, daß  $x$  zu ihm in  $R$  steht. (Ich habe zum Beispiel genau dann die Eigenschaft, den Abt zu schubsen, wenn der Abt die Eigenschaft hat, von mir geschubst zu werden). (R2) ist die These, daß ein existierender Gegenstand weder die Eigenschaft hat, in  $R$  zu  $y$  zu stehen, noch die Eigenschaft, daß  $y$  in  $R$  zu ihm steht. (Ich habe zum Beispiel weder die Eigenschaft, den Teufel zu schubsen, noch die Eigenschaft, vom Teufel geschubst zu werden). Und laut (R3) gibt es für bestimmte Relationen  $R$  einen existierenden Gegenstand  $x$  und einen nicht-existierenden Gegenstand  $y$ , so daß  $y$  die Eigenschaft hat, in  $R$  zu  $x$  zu stehen, oder die Eigenschaft, daß  $x$  in  $R$  zu ihm steht. (Der Teufel, der mich schubst, zum Beispiel hat die Eigenschaft, mich zu schubsen). Das Gewagte an Parsons Annahme über Relationen ist die Behauptung, daß es Relationen gibt, für die gilt, daß ein Gegenstand  $x$  die Eigenschaft haben kann, in ihnen zu einem Gegenstand  $y$  zu stehen, ohne daß dazu  $y$  die Eigenschaft haben muß, daß  $x$  zu ihm in ihnen steht.<sup>65</sup> Man kann diese Behauptung auch dahingehend zusammenfassen, daß die Rei-

<sup>64</sup> Die allgemeine Formulierung ist komplizierter, aber hier nicht relevant; vgl. Parsons (1980): 75 f.

<sup>65</sup> Ein Phänomen, das Meinongianer anführen, um diese These intuitiv etwas plausibler zu machen, sind literarische Werke, in denen tatsächlich existierende Gegenstände oder Personen vorkommen. In Tolstojs *Krieg und Frieden* zum Beispiel taucht Napoleon auf. Es wird geschildert, wie Fürst Andrej Bolkónski, seinerseits keine reale Person, nach einer Schlacht verwundet auf dem Boden liegend von Napoleon betrachtet wird. Fürst Andrej ist eine Figur in einem Roman, und es hat eine gewisse Plausibilität, dieser Romanfigur die Eigenschaften zuschreiben, die sie laut *Krieg und Frieden* hat, unter



henfolge der ‚Sättigung‘ zweistelliger Relationen zu monadischen Eigenschaften nicht egal ist. Ich werde sie deswegen die *These von der Reihenfolgenabhängigkeit der Sättigung von Relationen* (RR) nennen.<sup>66</sup> Man kann sie folgendermaßen formulieren:

$$(RR) \quad \exists R \exists x \exists y (x[R]y) \ \& \ \sim [xR]y$$

Eine Folge von (RR) ist, daß nicht-existierende Gegenstände räumliche Eigenschaften haben können, ohne sich im Raum zu befinden. Es kann zum Beispiel einen fetten Teufel geben, der die Eigenschaft hat, auf der Türschwelle zu stehen, ohne daß dazu auf der Türschwelle ein fatter Teufel stehen müßte.

### 3. Was gegen die Existenz von Meinongs Dschungel spricht

Der letzte Abschnitt sollte zweierlei gezeigt haben. Erstens: Es ist alles andere als einfach nachzuweisen, daß Meinongs Thesen (M1) – (M6) zu Widersprüchen führen. Auf Beispiele, die das zu zeigen scheinen, kann ein gewiefter Meinongianer anscheinend immer dadurch reagieren, daß er Annahmen über das Wesen nicht existierender Gegenstände macht, mit Hilfe deren sich die Widersprüche vermeiden lassen, und die schlimmstenfalls beinhalten, daß nicht-existierende Gegenstände eben Gegenstände sehr anderer Art sind als existierende. Zweitens: Es ist alles andere als einfach, die ausgearbeitete und gegen Einwände gefehte Meinongianische Theorie auch nur annähernd intuitiv so plausibel zu finden wie die Annahmen, mit der sie beginnt. Sagen Sie jemandem: „Echsen existieren, Hexen dagegen nicht. Einige Dinge existieren also, andere existieren nicht.“ Oder: „Der Abt glaubt, daß der Teufel existiert, obwohl der tatsächlich gar nicht existiert. Es gibt also etwas, an dessen Existenz der Abt glaubt, das aber tatsächlich gar nicht existiert.“ Sie werden – unter Nicht-Philosophen zumindest – breite Zustimmung ernten. Sagen Sie jemandem: „Der existierende Teufel existiert nicht, aber natürlich ist er existierend“, oder: „Es gibt tausende Teufel, die die Eigenschaft haben, auf Deiner Schulter zu sitzen, aber Du hast natürlich nicht die Eigenschaft, daß irgendein Teufel auf Deiner Schulter sitzt.“ Sie müssen

---

ihnen die Eigenschaft, von Napoleon betrachtet zu werden. Sehr viel weniger naheliegend ist die Annahme, daß Napoleon irgendwann einmal die Eigenschaft hatte, Fürst Andrej zu betrachten (vgl. Parsons (1980): 59 f.).

<sup>66</sup> Wie sich zeigen wird, gibt es auch andere Positionen, bei denen die Reihenfolgenunabhängigkeit der Sättigung von Relationen bestritten wird, und auch ich werde in meiner eigenen Lösung ein Prinzip verwenden, das eine gewisse Ähnlichkeit zu (RR) hat (vgl. unten Kapitel 12).

– und zwar nicht nur unter Philosophen – mit ungläubigem Kopfschütteln rechnen.<sup>67</sup> Dieses Kopfschütteln rührt nicht so sehr daher, daß man diese Behauptungen für falsch hält, sondern eher daher, daß fast alle (jedenfalls fast alle, mit denen ich gesprochen habe) nicht verstehen, was damit eigentlich gemeint sein soll. Das ist ein wichtiger Unterschied, denn die Meinung der – sei es philosophisch gebildeten, oder philosophisch unbedarften – Masse mag zwar kein guter Ratgeber hinsichtlich der Frage sein, ob eine philosophische Theorie wahr ist, aber sie ist ein nicht zu vernachlässigender Faktor, wenn es um die Frage geht, ob ein bestimmter Satz überhaupt sinnvoll ist. Die Meinung der Masse, die eine bestimmte Sprache spricht, legt nämlich fest, was die in dieser Sprache vorkommenden Ausdrücke bedeuten. Wenn nun fast alle Sprecher des Deutschen Sätze der Form „ $a$  ist zwar existierend, aber  $a$  existiert nicht“, oder „ $a$   $R$ -t  $b$ , aber  $b$  wird von  $a$  nicht  $ge$ - $R$ -t“ als unverständlich ablehnen, dann ist das ein ziemlich guter Grund für die Annahme, daß diese Sätze den Regeln des Gebrauchs von Partizipien oder von Relationsausdrücken widersprechen und also sinnlos sind. Wenn das so wäre, dann würde es auch nichts helfen, wie Parsons eine logische Sprache zu entwickeln, in der etwas strukturell Ähnliches wie der Unterschied zwischen Existierend-Sein und Existieren und der zwischen  $a$ 's  $R$ -en von  $b$  und dem  $Ge$ - $R$ -t-Werden von  $b$  durch  $a$  wohldefiniert ist. Wenn „ $R$ “ ein Ausdruck einer logischen Sprache ist, für den „ $\exists x \exists y (x[Ry] \ \& \ \sim [xR]y)$ “ wahr ist, „ $R^*$ “ ein Relationsausdruck des Deutschen ist, für den der Satz „Es gibt zwei Gegenstände  $x$  und  $y$ , so daß  $x$  die Eigenschaft hat,  $y$  zu  $R$ -en, aber  $y$  nicht die Eigenschaft hat, von  $x$   $ge$ - $R$ -t zu werden“ nicht wahr ist, dann kann man „ $R^*$ “ nicht durch „ $R$ “ übersetzen, und die logische Sprache wird uns nicht helfen, die logische Form der deutschen Sätze zu ermitteln, die zu analysieren Aufgabe der philosophischen Theorie ist. Ich möchte nicht behaupten, daß das zuletzt genannte Argument als Widerlegung der Meinongianischen Theorie tauglich ist. *De facto* ist es ein Argument, das viele Philosophen dazu bringt, sich nicht weiter mit der Meinongschen Theorie zu befassen. Wenn man von der Sinnlosigkeit besonders von philosophischen Thesen spricht, befindet man sich allerdings auf schwierigem Terrain. Meinongianer können ja immerhin darauf verweisen, daß es einige ihresgleichen gibt, die die vermeintlich sinnlosen Sätze sehr wohl verstehen. Ich werde mich deswegen darauf beschränken, das zuletzt genannte Argument als einen guten, wenn auch nicht zwingenden Grund dafür anzusehen, die Meinongianische Theorie abzulehnen. Ob man das letztlich tut, hängt davon ab, ob es weitere Gründe gegen die Theorie gibt, ob diese die Gründe für eine Annahme der Theorie überwiegen und vor allem ob es andere Theorien gibt, die

---

<sup>67</sup> Russell zum Beispiel schreibt in einem Brief vom 15. November 1906 an Meinong: „Incidentally I cannot see how one can distinguish between ‚existing‘ and ‚being existent‘.“ (zitiert nach Simons (1988): 179).

die relevanten Phänomene ebenfalls erklären können, aber weniger schwer zu akzeptierende Konsequenzen haben.

Ein weiterer Punkt, der nicht nur gegen die Wahrheit, sondern auch gegen die Verstehbarkeit von Meinongs Theorie spricht, hat mit der These (M1) zu tun, das heißt der Annahme, daß es durch die Bedeutung des Ausdrucks „es gibt“ nicht ausgeschlossen ist, daß es Satzpaare der Form „Es gibt Fs“/ „Fs existieren“ gibt, deren erster Satz wahr, deren zweiter aber falsch ist. Wieder gibt es sehr viele kompetente Verwender des Ausdrucks „es gibt“ – ich zähle mich zu ihnen –, die das bestreiten würden. Nennen wir sie (bzw. uns) Vertreter der *orthodoxen Ansicht über Existenz* – orthodox, weil diese Ansicht von den allermeisten Philosophen heute geteilt wird.<sup>68</sup> Gemäß der orthodoxen Ansicht ist es begrifflich notwendig, daß zum Beispiel die folgenden drei Sätze immer denselben Wahrheitswert haben:

- (30.a) Es gibt Pferde, die lachen können.
- (30.b) Pferde, die lachen können, existieren.
- (30.c) Einige Pferde können lachen.

Gemäß der nicht-orthodoxen Ansicht macht man mit Satz (30b) eine stärkere Behauptung als mit den anderen beiden Sätzen. Man sagt nicht nur, daß es lachende Pferde gibt, sondern daß es lachende Pferde gibt, die darüber hinaus auch noch existieren. Gegen diese Annahme spricht, daß man jemanden, der glaubt, daß es lachende Pferde gibt, einfach auch als jemanden bezeichnen könnte, der an die Existenz lachender Pferde glaubt. Ebenso glaubt jemand, der annimmt, daß es bloß mögliche, unvollständige oder unmögliche Gegenstände gibt, an die Existenz bloß möglicher, unvollständiger oder unmöglicher Gegenstände. Man kann hier zwar als Philosoph einen terminologischen Unterschied einführen, aber man sollte dabei bedenken, daß es ein Unterschied ist, der im normalen Deutschen so nicht gemacht wird. Das zeigen auch die Arten von Sätzen, für deren Analyse Meinong den terminologischen Unterschied macht. Angenommen, jemand schließt daraus, daß es lachende Pferde zwar gibt, lachende Fische aber nicht, daß es zumindest einige Dinge nicht gibt, und er drückt das durch den folgenden Satz aus:

---

<sup>68</sup> Ich übernehme die Bezeichnung aus Lewis (1990): 154. Lewis zitiert dort auch ein schönes Beispiel für einen Philosophen, der behauptet, bestimmte Meinongianische Lesarten der Behauptung, daß es Dinge gibt, die nicht existieren, nicht so sehr falsch zu finden, als sie vielmehr nicht zu verstehen: „I have to take place among those who find *Relentlessly* (i.e. *genuinely* or *primitively*) Meinongian quantification simply unintelligible... I am not expressing any tendentious philosophical *qualm*. I mean that I really cannot understand Relentlessly Meinongian quantification at all; to me it is literally gibberish or mere noise.“ (Lycan (1979): 290).

(31.a) Ich glaube, daß es Dinge gibt, die es nicht gibt.

Dieser Satz klingt zweifellos merkwürdig, und wer annimmt, daß derjenige, der ihn äußert, Recht mit seiner Annahme hat, der muß erklären, weshalb diese nicht platterdings ein Widerspruch ist. Laut Meinong ist das deswegen nicht so, weil man mit (31a) etwas mißverständlich ausdrückt, was man unmißverständlicher durch den folgenden Satz ausdrücken würde:

(31.b) Ich glaube, daß es Dinge gibt, die nicht existieren.

Nun mag es sein, daß Satz (31.b) etwas weniger paradox klingt als Satz (31.a), das Problem ist aber, daß das, wenn überhaupt, dann auch für den folgenden Satz gilt:

(31.c) Ich glaube an die Existenz von Dingen, die es nicht gibt.

In beiden Sätzen ist das direkte Aufeinandertreffen der nicht-negierten und der negierten Form des Ausdrucks „es gibt“ vermieden, was den Anschein des Paradoxen mildert – in beiden Fällen gleichermaßen. Laut Meinong müßte man sich durch die Äußerung von Satz (31.b) aber klarerweise eine wahre, durch die von Satz (31.c) hingegen klarerweise eine widersprüchliche Überzeugung zuschreiben. Diese Kombination läßt die Bedeutung der natürlichsprachlichen Ausdrücke „es gibt“ und „existieren“ nicht zu, und man kann berechtigterweise einwenden, daß ein Meinongianer, der Satz (31.b) zustimmt, Satz (31.c) aber ablehnt, diese Ausdrücke jedenfalls nicht so verwendet, wie man das im Deutschen normalerweise tut.

Auch dieses Argument ist keine zwingende Widerlegung von Meinongs Theorie, jedenfalls dann nicht, wenn man zugesteht, daß Ausdrücke der natürlichen Sprache in einer philosophischen Theorie eine – wenigstens in einem gewissen Rahmen – andere Bedeutung bekommen als diejenige, die sie im alltäglichen Gebrauch haben. Wenn das im Falle der Meinongianischen Verwendung des Ausdrucks „existieren“ so sein sollte, dann ist das allerdings zumindest ein weiterer Grund, der *ceteris paribus* gegen die Meinongianische Theorie spricht. Denn erstens legen Meinongianer in der Regel großen Wert auf die Nähe ihrer Konzeption zum *common sense*, und zweitens ist „Existenz“ in ihrer Theorie ein Prädikat, für das keine Definition angegeben wird, sondern dessen Verständnis vorausgesetzt wird.<sup>69</sup> Das ist völlig in Ordnung im Falle eines Ausdrucks, der so verwendet wird, wie man ihn tatsächlich bereits versteht, bevor man die Theorie formuliert oder zu verstehen versucht, aber es ist problematisch im Falle eines philosophischen Fachterminus.

---

<sup>69</sup> Vgl. Parsons (1980): 10 f.

Ein weiterer Nachteil der Meinongianischen Konzeption ist in meinen Augen die Tatsache, daß die Unterscheidung zwischen konstitutorischen und außerkonstitutorischen Eigenschaften keiner tiefergehenden philosophischen Erklärung zugänglich ist. Die Unterscheidung wird eingeführt, weil die Annahme (M6) – Existenz ist eine diskriminierende Eigenschaft – und das naive Komprehensionsprinzip zusammengenommen zu absurden Konsequenzen führen würden. Das Problem dabei ist, daß man von einer außerkonstitutorischen Eigenschaft eigentlich keinen anderen Begriff hat als den Begriff von einer Eigenschaft, für die das naive Komprehensionsprinzip zusammen mit (M6) zu Schwierigkeiten führen würde. Laut (M6) ist Existenz eine diskriminierende Eigenschaft. Nennen wir eine Eigenschaft diskriminierend hinsichtlich einer nicht-leeren Menge  $M$ , wenn man anhand von ihr die Elemente  $M$  in zwei nicht-leere Teilmengen von  $M$  einteilen kann – die Teilmenge der Elemente von  $M$ , denen die diskriminierende Eigenschaft zukommt, und die der Elemente, denen sie nicht zukommt. Laut Meinong gilt dann: Plattfüßigkeit ist diskriminierend hinsichtlich der Menge der Fußballer, Existenz diskriminierend hinsichtlich der Menge der Fußballer, und Plattfüßigkeit diskriminierend hinsichtlich der Menge der Teufel. Aber Existenz ist nicht diskriminierend hinsichtlich der Menge der Teufel. Man fragt sich: Weshalb nicht? Weshalb kann Existenz ihr ansonsten wirksames Diskriminierungspotential hier nicht entfalten? Was macht Existenz zu einer Eigenschaft mit weniger Diskriminierungspotential als Plattfüßigkeit? Der Meinongianer kann antworten: „Existenz ist eben eine außerkonstitutorische Eigenschaft“ – aber das ist keine Erklärung, sondern gibt dem Phänomen nur einen Namen. Ebensowenig liefert (AK) eine Erklärung, sondern besagt nur, daß außerkonstitutorische Eigenschaften eben solche Eigenschaften sind, die hinsichtlich bestimmter Mengen ihr Diskriminierungspotential nicht entfalten können. Weil ein Verzicht auf die Unterscheidung zwischen konstitutorischen und außerkonstitutorischen Eigenschaften zu den oben genannten absurden Konsequenzen führen würde, kann der Meinongianer nichts weiter tun, als anzunehmen, daß der Unterschied ein nicht weiter erklärbares Faktum ist. Auch das ist natürlich kein schlagendes Argument gegen Meinongs Theorie, denn manche Unterschiede entziehen sich eben einer weiteren Erklärung. Aber es ist – *ceteris paribus* – ein Nachteil gegenüber Theorien, die erklären können, weshalb wir nicht im oben genannten Sinne zwischen existierenden und nicht-existierenden Teufeln, oder zwischen möglichen und unmöglichen nicht-plattfüßigen Plattfüßlern differenzieren können.

Das Hauptargument vieler Philosophen gegen Meinongs Theorie lautet: Wir müssen nicht annehmen, daß es nicht-existierende Gegenstände gibt, um diejenigen Phänomene erklären zu können, deren Analyse Meinong zu seinen Annahmen bewogen hat. So formuliert ist das natürlich noch kein Argument, sondern erst einmal nur eine

Behauptung. Um sie zu begründen, muß man auf plausible Weise erklären können, wie die oben angeführten Sätze (5), (10), (11), und (12) – (17) wahr sein können, ohne daß durch ihre Äußerung von nicht-existierenden Gegenständen gesprochen wird – oder man muß begründen, weshalb sie nicht wahr sind, obwohl wir geneigt sind, sie für wahr zu halten. Und man muß erklären können, wie die Schlüsse (e<sub>1</sub>), (e<sub>2</sub>) und (e<sub>3</sub>) gültig sein können, wenn es keine nicht-existierenden Gegenstände gibt – oder man muß zeigen, daß man auf die Annahme verzichten kann, daß sie gültig sind. Das zu tun ist, wie sich im Laufe dieser Arbeit zeigen wird, ein schwieriges Unterfangen. Auch wenn meine Argumente gegen Meinongs Theorie nicht bewiesen haben, daß diese widersprüchlich ist, so sollten sie doch zumindest deutlich gemacht haben, daß sich das Unterfangen lohnt. Wenn es gelingt, sind wir nicht mehr dazu gezwungen, in all die sauren Äpfel zu beißen, die in Meinongs Dschungel so prächtig gedeihen. Wer diese Äpfel von jeher süß fand, mag weiterhin von ihnen naschen.

## B. Existenz als Quantität

Es gibt zwei grundsätzliche Alternativen zu Meinongs Auffassung von Existenz. Die erste besteht darin, zu bestreiten, daß Existenz überhaupt eine Eigenschaft von Gegenständen ist; der zweiten zufolge ist Existenz zwar eine Eigenschaft von Gegenständen, aber keine diskriminierende, sondern eine, die allen Gegenständen zukommt. Die erste Auffassung, um die es in diesem Abschnitt B gehen soll, geht ursprünglich auf Frege und Russell zurück,<sup>70</sup> und wird von Quine einerseits erweitert, andererseits aber auf interessante Weise verunklart. Interessant ist diese Weise, weil sie aus immanenten Problemen der ersten Alternative zu Meinong resultiert, die den Übergang zur zweiten, dann in Abschnitt C und D behandelten Alternative nahelegen. Ich werde in diesem und dem nächsten Kapitel erläutern, worin die wesentlichen Annahmen der ersten Alternative zu Meinongs Konzeption bestehen. In den folgenden Kapiteln wird es dann um Schwierigkeiten der Position gehen.

### 4. Frege über Existenz und Anzahl

In seiner Schrift *Die Grundlagen der Arithmetik* schreibt Frege:

„[...] der Satz, daß es kein rechtwinkliges, geradliniges, gleichseitiges Dreieck gebe, spricht eine Eigenschaft des Begriffes ‚rechtwinkliges, geradliniges, gleichseitiges Dreieck‘ aus; diesem wird die Nullzahl beigelegt. In dieser Beziehung hat die Existenz Ähnlichkeit mit der Zahl. Es ist ja Bejahung der Existenz nichts Anderes als Verneinung der Nullzahl.“<sup>71</sup>

Die erste Annahme, die Freges Position zum Thema Existenz von der Meinongs unterscheidet, und die er in dieser Passage eher implizit voraussetzt, als explizit ausdrückt, ist, daß man in Aussagen der Form „Gegenstände der-und-der Art gibt es (nicht)“ von der Existenz von Gegenständen der-und-der Art spricht, das heißt daß solche Gegenstände genau dann existieren, wenn es sie gibt. Diese Annahme ist Meinongs These (M1) entgegengesetzt und kann folgendermaßen präzisiert werden:

---

<sup>70</sup> Vgl. Frege (1884), (1891) und Russell (1905a), (1905b). Heute wird die Position am vehementesten vertreten von C.J.F. Williams in Williams (1981) und (1992). Verteidigt wird sie zudem in Wiggins (1995) und nicht zuletzt im zweiten Teil dieser Arbeit.

<sup>71</sup> Frege (1884): § 53, S. 64; vgl. auch Frege (1891): 18 f.

- (F1) Aufgrund der Bedeutung der Ausdrücke „es gibt“ und „existieren“ ist es ausgeschlossen, daß es Satzpaare der Form „Es gibt Fs“/ „Fs existieren“ gibt, deren erster Satz wahr, deren zweiter aber falsch ist.

Zweitens wird aus der Passage deutlich, daß Frege Meinongs These (M5) – die These, daß Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist – ablehnen würde, und *a fortiori* natürlich These (M6) – das heißt die These, daß Existenz eine diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist. Der Passage zufolge wird in Sätzen der Form „Es gibt Fs“ oder „Fs existieren“ nicht Gegenständen, sondern Begriffen eine Eigenschaft zugesprochen. In seinem Vortrag „Funktion und Begriff“ nennt Frege Existenz deswegen einen „Begriff zweiter Stufe“.<sup>72</sup> Begriffe sind für Frege bekanntlich eine bestimmte Art von Funktionen, nämlich solche, die Wahrheitswerte als Werte haben.<sup>73</sup> Begriffe erster und zweiter Stufe unterscheiden sich dadurch, was sie jeweils als Argumente haben können. Bei einem Begriff erster Stufe sind das Gegenstände (bzw. bei mehrstelligen Begriffen erster Stufe n-Tupel von Gegenständen). Der Begriff des Abtes zum Beispiel hat für jeden Abt als Argument das Wahre als Wert, und für alle Gegenstände, die keine Äbte sind, das Falsche. Ein leerer Begriff wie der der Hexe hat für alle Gegenstände das Falsche als Wert. Begriffe erster Stufe sind also ungefähr so etwas wie Eigenschaften von Gegenständen.<sup>74</sup> Begriffe zweiter Stufe dagegen bilden Begriffe erster Stufe auf Wahrheitswerte ab. Der Begriff der Existenz zum Beispiel bildet all jene Begriffe erster Stufe auf das Wahre ab, die ihrerseits mindestens einen Gegenstand auf das Wahre abbilden, und alle Begriffe erster Stufe, die keinen Gegenstand auf das Wahre abbilden, auf das Falsche. Zu sagen, daß Hexen nicht existieren, heißt laut Frege also nicht, Hexen irgendeine Eigenschaft zuzuschreiben, sondern von dem Begriff der Hexe zu sagen, daß er keinen Gegenstand auf das Wahre abbildet. Wenn man Begriffe mit Eigenschaften identifiziert, könnte man sagen: Existenz ist für Frege keine Eigenschaft von Gegenständen, sondern eine Eigenschaft von Eigenschaften – die Eigenschaft, die all jene Eigenschaften haben, die von mindestens einem Gegenstand exemplifiziert werden. In dieser Hinsicht haben, wie Frege anmerkt, Existenzaussagen Ähnlichkeit mit Aussagen über die Anzahl von Dingen, das heißt Aussagen, mit Hilfe deren man „wie-viele“-Fragen beantworten kann. Betrachten wir die Frage:

---

<sup>72</sup> Vgl. Frege (1891): 19; für eine Darstellung von Freges Analyse allgemeiner Existenzaussagen vgl. Carl (1974): 71 ff. und Dummett (1981): Kap. 2 und 3.

<sup>73</sup> Vgl. Frege (1891).

<sup>74</sup> Bloß ungefähr, weil ein Begriff *a* und ein Begriff *b*, die genau dieselben Werte für dieselben Argumente haben, identisch sind, während zwei verschiedene Eigenschaften auf genau dieselben Gegenstände zutreffen können.



(32) Wieviele Brüder des Abtes sind selber Äbte?

bzw.

(32#) Wieviele Brüder des Abtes, die selber Äbte sind, gibt es?

Vollständige Antworten auf diese Frage wären: „Zwei.“, „Sieben.“ oder „Keiner/keinen.“ Diese Antworten wären wahr, wenn die Menge der Gegenstände, die die Eigenschaft haben, ein Bruder des Abtes zu sein und selber ein Abt zu sein, zwei, bzw. sieben Elemente hat oder leer ist. Unvollständige Antworten auf die Frage möchte ich solche Antworten nennen, die die Menge möglicher Antworten zwar einschränken, aber immer noch mehrere unvereinbare Antworten offenlassen. Solche unvollständigen Antworten wären: „Ziemlich viele“, „Weniger als fünf“ oder „Mindestens einer/ einen“. Die letzte Antwort ist wahr, wenn die Menge der Dinge, die Bruder des Abtes und selber Abt sind, nicht die leere Menge ist, das heißt ihre Anzahl nicht gleich Null ist. Es ist diese Antwort, die man auch durch die Äußerung des folgenden Satzes ausdrücken könnte:

(33) Es gibt Brüder des Abtes, die selber Abt sind.

(33#) Brüder des Abtes, die selber Abt sind, existieren.

Existenzaussagen wie (33) und (33#) sind also unvollständige Aussagen zur Anzahl von Dingen. Mit ihnen wird die Anzahl der Gegenstände, die sowohl Abt, als auch Bruder des Abtes sind, auf Anzahlen ungleich Null eingeschränkt. Insofern ist „Bejahung der Existenz [...] nichts Anderes als Verneinung der Nullzahl“.<sup>75</sup> Man kann Freges Annahme, daß Existenz eine Eigenschaft zweiter Stufe – eine Eigenschaft einer Eigenschaft – ist, also dahingehend spezifizieren, daß es eine Eigenschaft ist, die mit der Anzahl der Dinge zu tun hat, die eine bestimmte Eigenschaft haben.<sup>76</sup> Solche Eigenschaften zweiter Stufe kann man Quantitäten nennen. Andere Quantitäten sie zum Beispiel die Eigenschaft, zahlreich zu sein, bzw. das Zahlreichsein, die Eigenschaft, viele zu sein, bzw. die Vielheit, die Eigenschaft, zwei zu sein, bzw. die Zweiheit, die Dreiheit, die Siebenheit, die Allheit oder die Keinheit, bzw. Nicht-Existenz. Man sollte beachten, daß man sich auf solche Quantitäten manchmal durch Ausdrücke bezieht, die oberflächlich betrachtet die gleiche Form haben wie Ausdrücke für Eigenschaften von Gegenständen. „Die Existenz von Äbten“ hat oberflächlich betrachtet genau die gleiche Form wie „die Abstinenz von Äbten“. Dasselbe

---

<sup>75</sup> Wer findet, daß Satz (33#) komisch klingt, und deswegen den Zusammenhang zwischen Anzahl- und Existenzaussagen bestreiten will, sollte sich vor Augen halten, daß es keineswegs komisch klingt, zu sagen, daß jemand, der an der Wahrheit von Satz (33) zweifelt, an der Existenz von Brüdern des Abtes zweifelt, die selber Äbte sind.

<sup>76</sup> Den Vergleich zwischen Existenz und Anzahl stellt auch Russell an in Russell (1919): 164.

gilt für einen Ausdruck wie „das Zahlreichsein der Feinde“. Daß sie eine andere logische Form haben müssen, zeigt sich, wie schon einmal erwähnt, zum Beispiel daran, daß zahlreich zu sein keine Eigenschaft ist, die ein einzelner Feind haben könnte. Wenn man statt dessen sagt, daß solche Eigenschaften Eigenschaften von Eigenschaften sind, dann soll das natürlich nicht heißen, daß man das, was der Ausdruck „die Existenz von Äbten“ bezeichnet, weniger mißverständlich „die Existenz der Eigenschaft, ein Abt zu sein“ nennen sollte.<sup>77</sup> Das wäre genauso absurd wie die Annahme, daß man statt „das Zahlreichsein der Feinde“ besser „das Zahlreichsein der Eigenschaft, ein Feind zu sein“ sagen sollte. Da die Bedeutung der umgangssprachlichen Ausdrucksschemata „die Existenz von *F*s“ und „das Zahlreichsein von *F*s“ festlegt, daß wir uns damit auf eine Eigenschaft der Eigenschaft, *F* zu sein, beziehen, würden die genannten Umformulierungen Ausdrücke generieren, die – wenn sie überhaupt etwas bedeuten – nicht die Bedeutung der ursprünglichen Ausdrücke hätten. An den umgangssprachlichen Ausdrücken ist als solchen nichts auszusetzen, solange wir uns bei der philosophischen Analyse nicht von ihnen zu falschen Annahmen verleiten lassen.<sup>78</sup>

Nach dem bisher Gesagten können wir die These, die bei Frege an die Stelle von Meinongs These (M5) tritt folgendermaßen formulieren:

(F5) Existenz ist eine Eigenschaft zweiter Stufe, das heißt eine Eigenschaft von Eigenschaften erster Stufe, genauer gesagt eine Quantität.<sup>79</sup>

Im gewissen Sinne kann man sagen, daß auch für Frege Existenz eine diskriminierende Eigenschaft ist, nur eben keine diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen. In Analogie zu Meinongs These (M6) kann man ihm die folgende These unterstellen:

<sup>77</sup> Vgl. zu diesem Einwand Frege (1892a): 55.

<sup>78</sup> Weil Philosophen geneigt sind, dies zu tun, könnte man Ausdrücke der Form „die Existenz von *F*s“ mit Ryle als systematisch irreführend bezeichnen (vgl. Ryle (1932): 143 ff.).

<sup>79</sup> Russell macht einen ganz ähnlichen Punkt, wenn er schreibt, daß man in Existenzaussagen nicht einem Gegenstand, sondern einer Klasse eine Eigenschaft zuschreibt: „The sense in which existence is used in symbolic logic is [...] this: To say that A exists means that A is a class which has at least one member.“ (Russell (1905a): 398). Russell unterscheidet – anders als Frege – an dieser Stelle allerdings noch einen zweiten Begriff von Existenz, der es zuläßt, Existenz von Gegenständen auszusagen. Wie es möglich ist, unter Verwendung dieses zweiten Begriffes von Existenz wahre negierte singuläre Existenzaussagen zu machen, erläutert Russell allerdings nicht. In *The Philosophy of Logical Atomism* kommt er Freges Theorie noch näher, wenn er schreibt: „Existence is essentially a property of a propositional function. It means that that propositional function is true in at least one instance“ (Russell (1918 f.): 232).

(F6) Existenz ist eine diskriminierende Eigenschaft zweiter Stufe, das heißt eine Eigenschaft, die manchen Eigenschaften erster Stufe zukommt, anderen hingegen nicht.

Die These (F6) ist, hat man einmal (F5) akzeptiert, nicht sonderlich aufregend, besagt sie doch nur, daß es Eigenschaften gibt, die von etwas exemplifiziert werden, und solche, die von nichts exemplifiziert werden.<sup>80</sup>

In dem obigen Zitat spricht Frege ausschließlich über Sätze der Form „ $F$ s (ein  $F$ ) existieren (existiert)“ oder „Es gibt  $F$ s (ein  $F$ )“, wobei für „ $F$ “ generelle Terme wie „Hexen“, „Teufel“ oder „Dreieck“ eingesetzt werden können. Bevor ich zu der Frage komme, was aus Freges Vorschlag für singuläre Existenzsätze, also Sätze der Form „ $a$  existiert“, folgt, möchte ich kurz etwas dazu sagen, weshalb genau zumindest die Wahrheit solcher generellen Existenzsätze unter Annahme einer Fregeanischen logischen Analyse ohne Rückgriff auf Meinongsche nicht-existierende Gegenstände erklärt werden kann. Solche Sätze haben laut Frege die logische Form quantifizierter Sätze, genauer die Form „ $\exists x\phi$ “. Es ist mit den Mitteln der (zum Teil auf Frege zurückgehenden) modernen Prädikatenlogik kein Problem zu erklären, wie solche Sätze wahr oder falsch sein können, auch wenn die Prädikatbuchstaben, die an der Stelle von „ $\phi$ “ stehen und Übersetzungen natürlichsprachlicher genereller Terme sind, leer sind, das heißt wenn nichts unter sie fällt. Betrachten wir den Satz:

(34) Hexen existieren.

Bei der Übersetzung eines solchen Satzes in eine prädikatenlogische Sprache wird der Ausdruck „existieren“ durch den Existenzquantor wiedergegeben und der natürlichsprachliche generelle Term durch einen Prädikatbuchstaben, dem die Interpretationsfunktion  $V$  als semantischen Wert die Menge aller Gegenstände aus dem Interpretationsbereich zuordnet, die die Eigenschaft haben, die durch den allgemeinen Term ausgedrückt wird. Satz (34) ließe sich also als Satz (34\*) übersetzen:

(34\*)  $\exists xFx$   $V(F) = \{x; x \text{ ist eine Hexe}\} = \emptyset$

Die Wahrheitsbedingungen der Prädikatenlogik für Sätze der Form „ $\exists x\phi$ “ legen fest, daß Satz (34\*) genau dann wahr ist, wenn mindestens ein Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich – dem Bereich der Dinge, über die man mit Satz (34\*) spricht –

---

<sup>80</sup> Eine nicht-diskriminierende Eigenschaft zweiter Stufe wäre zum Beispiel die Eigenschaft, eine Eigenschaft zu sein.

Element der Menge ist, die dem Prädikatbuchstaben „F“ als semantischer Wert zugeordnet wird. Da im gegenwärtigen Fall  $V(F)$  die Menge aller Hexen, also die leere Menge ist, ist Satz (34\*) falsch und seine Negation wahr. Es ist wichtig zu verstehen, weshalb das auch dann der Fall sein kann, wenn „F“ ein leerer Prädikatbuchstabe ist.<sup>81</sup> Mit leeren Individuenkonstanten hat die klassische Prädikatenlogik deswegen Schwierigkeiten, weil sie einerseits annimmt, daß der Wahrheitswert eines Satzes eine Funktion der semantischen Werte seiner Teilausdrücke ist, und andererseits die semantischen Werte von Individuenkonstanten Gegenstände sind. Eine Individuenkonstante, die keinen Gegenstand bezeichnet, hat also keinen semantischen Wert, und Sätze, in denen sie vorkommen, keinen Wahrheitswert. Diese Annahme kennen wir bereits als Meinongs These (M4). Die Situation ist anders bei Prädikatbuchstaben, unter die nichts fällt, und zwar deswegen, weil Prädikatbuchstaben als semantischer Wert nicht Gegenstände, sondern Mengen von Gegenständen zugeordnet werden (bzw. in der ursprünglichen Fregeschen Variante Begriffe). Ein Prädikatbuchstabe, unter den nichts fällt, hat also trotzdem einen semantischen Wert, denn auch wenn nichts unter ihn fällt, gibt es eine Menge, die alles enthält, was unter ihn fällt, nur daß diese Menge dann eben die leere Menge ist (bzw. ein Begriff, der alle Gegenstände auf das Falsche abbildet). Die Wahrheit eines Satzes wie (34\*) zwingt einen deswegen nicht zu Meinongianischen Annahmen. Das würde sie nur dann tun, wenn man Prädikatbuchstaben als semantische Werte all diejenigen Individuen zuordnen würde, auf die das Prädikat zutrifft, einem Prädikatbuchstaben, der als Übersetzung für den generellen Term „Abt“ dienen soll, zum Beispiel alle Äbte zusammengenommen. Wenn es keine Hexen gäbe, dann hätte unter dieser Voraussetzung ein Prädikatbuchstabe, der als Übersetzung für „Hexe“ dienen soll, keinen semantischen Wert. Unter der Annahme, daß ein Satz nur dann wahr oder falsch ist, wenn alle nicht-logischen Ausdrücke einen semantischen Wert zugeordnet bekommen, würde die Wahrheit des Satzes „Hexen existieren nicht“ erfordern, daß es Hexen gibt, nicht-existierende Hexen.

Man kann Freges Annahmen über die logische Form von Existenzsätzen in folgender These zusammenfassen:

(F3) Der natürlichsprachliche Ausdruck „existiert“ (und jede andere geeignete Flexionsform des Verbs „existieren“) ist immer ein logischer Quantor.<sup>82</sup>

---

<sup>81</sup> Daß dieser uns heute so selbstverständliche Punkt dies zu Freges Zeiten gar nicht war, verdeutlicht Freges Kritik an Schröder in Frege (1895): 208 f.

<sup>82</sup> Wie in der Einleitung erläutert, soll das heißen, daß Flexionsformen des Ausdrucks „existieren“ bei einer angemessenen Übersetzung in eine logische Sprache immer durch einen Quantor übersetzt werden.

(F3) ist die Gegenthese zu Meinongs These (M3), der Behauptung, daß Flexionsformen des Ausdrucks „existieren“ immer logische Prädikate sind. Mit (F5), der These, daß Existenz eine Quantität ist, hängt diese These insofern zusammen, als man sagen könnte, daß Existenz diejenige Eigenschaft bzw. Quantität ist, die durch den Existenzquantor ausgedrückt wird – die Eigenschaft  $\lambda X(\exists xXx)$ .<sup>83</sup> „Existence is what the existential quantifier expresses“ – so hat es Quine einmal formuliert.<sup>84</sup>

So weit, so gut, einleuchtend und relativ unkontrovers. Das Problem ist, daß die bislang dargestellten Annahmen Freges noch keine Lösung für das Problem mit singulären Existenzsätzen beinhalten, also mit den Sätzen, die für Meinongs Argument dafür, daß es nicht-existierende Gegenstände gibt, zentral waren. Meinongs entscheidende beiden Thesen über solche Sätze waren die folgenden:

(M2) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen sein kann, haben die logische Form einer Prädikation, das heißt die Form „Fa“.

(M4) Sätze, in denen eine logische Individuenkonstante  $\tau$  vorkommt, sind nur dann wahr oder falsch, wenn es einen Gegenstand gibt, der durch  $\tau$  bezeichnet wird.

Die Alternative zu Meinongs Theorie, die auf der Ablehnung von (M4) beruht, werde ich in Abschnitt C besprechen. Frege akzeptiert dieses Prinzip – wie Russell und Quine auch. Es folgt für ihn aus seiner allgemeinen Annahme, daß der Bezug eines Aussagesatzes – sprich: sein Wahrheitswert – eine Funktion der Bezüge seiner Teilausdrücke ist, und einen solchen Bezug nur dann hat, wenn alle diese Teilausdrücke einen Bezug haben.<sup>85</sup> Wie also steht Frege zu Meinongs Prinzip (M2)? Es ist nicht leicht, diese Frage zu beantworten, und Frege hat sich nur sporadisch dazu geäußert. Ich denke, es gibt drei verschiedene mögliche Ansichten, für die man in seinen Texten mehr oder weniger gute Belege finden kann.

---

<sup>83</sup> Mit Hilfe der sgn. Lambda-Abstraktion lassen sich aus Ausdrücken mit ungebundenen Variablen Ausdrücke für Begriffe bzw. Eigenschaften bilden. Der Ausdruck „ $\lambda x(Fx)$ “ zum Beispiel bezeichnet die Eigenschaft, F zu sein. Auf dieselbe Weise lassen sich Ausdrücke für höherstufige Eigenschaften bilden, etwa wenn man Prädikatvariablen – ich verwende als solche die gefetteten Großbuchstaben „**X**, **Y**, **Z**“ – durch den Lambdaoperator bindet. „ $\lambda X(Xa)$ “ bezeichnet die Eigenschaft zweiter Stufe, von *a* exemplifiziert zu werden, und „ $\lambda X(\exists xXa)$ “ eben die Eigenschaft, von irgendetwas exemplifiziert zu werden. (Für die Schreibweise vgl. auch Wiggins (1995): 103.)

<sup>84</sup> Quine (1969c): 97.

<sup>85</sup> Vgl. Frege (1892b).

(i) Die erste Ansicht wird durch die folgende Passage aus Freges Aufsatz „Über Begriff und Gegenstand“ nahegelegt:

„Zunächst bemerken wir, daß in dem Satze ‚es gibt mindestens eine Quadratwurzel aus 4‘ der Begriff seine prädikative Natur nicht verleugnet. Man kann sagen ‚es gibt etwas, was die Eigenschaft hat, mit sich selbst multipliziert 4 zu ergeben‘. Folglich kann das nie von einem Gegenstand ausgesagt werden, was hier von dem Begriffe ausgesagt wird; denn ein Eigennamen kann nie Prädikatausdruck sein, wiewohl er Teil eines solchen sein kann. Ich will nicht sagen, es sei falsch, das von einem Gegenstande auszusagen, was hier von einem Begriff ausgesagt wird; sondern ich will sagen, es sei unmöglich, es sei sinnlos. Der Satz ‚es gibt Julius Cäsar‘ ist weder wahr noch falsch, sondern sinnlos, wiewohl der Satz ‚es gibt einen Mann mit Namen Julius Cäsar‘ einen Sinn hat; aber hier haben wir auch wieder einen Begriff, wie der unbestimmte Artikel erkennen läßt.“ (Frege (1892a): 55)

Geht man davon aus, daß Frege das, was er hier über den Satz „Es gibt Julius Cäsar“ sagt, auch über den Satz „Julius Cäsar existiert“ sagen würde, dann könnte man ihm die folgende Alternativthese zu (M2) unterstellen:

(F2.a) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen sein kann, sind logisch nicht wohlgeformt und deswegen sinnlos.

Sätze der Form „a existiert“ sind logisch nicht wohlgeformt, weil bei ihrer Übersetzung in eine prädikatenlogische Sprache „a“ durch einen Eigennamen und „existiert“ gemäß These (F3) durch einen Quantor, das heißt (für Frege) ein Prädikat zweiter Stufe wiedergegeben würde, und man ein Prädikat zweiter Stufe nur durch ein Prädikat erster Stufe, nicht aber durch einen Eigennamen ‚sättigen‘ darf.

(F2.a) ist eine sehr drastische These, und damit sie irgendwie plausibel ist, müßte Frege, wenn er sie denn wirklich vertreten hat, eine Erklärung dafür bereitstellen, weshalb wir Sätze wie „Der Teufel existiert nicht“ oder „Gott existiert“ äußern, um wahrheitsfähige Überzeugungen damit zu bekunden. Im Rahmen von Freges sprachpragmatischen Ansichten ließe sich eine solche Erklärung durchaus geben, denn Frege ist der Meinung, daß es Gedanken gibt, die durch die Äußerung von Sätzen zwar nicht behauptet, deren Wahrheit dadurch aber doch nahegelegt – heute würde

man sagen ‚impliziert‘ – wird.<sup>86</sup> Er könnte also annehmen, daß Sätze der Form ‚a existiert (nicht)‘ zwar wortwörtlich verstanden sinnlos sind, durch ihre Äußerung aber bestimmte Gedanken mitgeteilt werden können, und zwar, wie das Zitat nahelegt, Gedanken über den Eigennamen ‚a‘.<sup>87</sup> Durch die Äußerung des Satzes ‚Julius Cäsar existiert‘ könnte man dann zum Beispiel den Gedanken mitteilen, daß es einen Mann mit Namen Julius Cäsar gibt. Daß Frege etwas derartiges geglaubt hat, wird durch eine Passage aus dem ‚Dialog mit Pünjer über Existenz‘ nahegelegt, in dem Frege auf Pünjers Bemerkung, von ‚Sachse ist ein Mensch‘ dürfe man auf ‚Es gibt Menschen‘ nur zusammen mit der Zusatzprämisse ‚Sachse existiert‘ schließen, sagt: ‚Wenn ‚Sachse existiert‘ heißen soll ‚Das Wort ‚Sachse‘ ist nicht ein leerer Schall, sondern bezeichnet etwas‘, so ist es richtig, daß die Bedingung ‚Sachse existiert‘ erfüllt sein muß.‘<sup>88</sup> An anderer Stelle spricht Frege auch davon, daß man manchmal Eigennamen verwendet, als ob man über einen von ihnen bezeichneten Gegenstand spräche, dabei in Wirklichkeit aber etwas über den Eigennamen selbst mitteilen will: ‚Man sagt wohl, Odysseus sei keine geschichtliche Person, und meint mit diesem widerspruchsvollen Ausdrucke, daß der Name ‚Odysseus‘ nichts bezeichne, keine Bedeutung habe.‘<sup>89</sup>

Obwohl ich, wie ich später darlegen werde, die eben geschilderte Auffassung für bestimmte Verwendungen von Sätzen der Form ‚a existiert (nicht)‘ für zutreffend halte,<sup>90</sup> ist sie als allgemeine Theorie über singuläre Existenzsätze nicht haltbar, und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist es im Falle von Sätzen wie ‚Gott existiert‘ oder ‚Den Teufel gibt es nicht‘ absurd anzunehmen, daß damit wortwörtlich nichts ausgedrückt wird, was man glauben könnte. Zwischen Theisten und Atheisten ist schließlich genau dies strittig: ob Gott existiert oder nicht. Zweitens sind die Gedanken, die laut der Auffassung durch singuläre Existenzsätze wenn schon nicht ausgedrückt, so doch impliziert werden, nicht diejenigen, die man durch die Äußerung dieser Sätze mitteilen will. Sie sind nämlich in verschiedenen möglichen Situationen wahr. Gott könnte existieren, ohne daß der Ausdruck ‚Gott‘ etwas bezeichnet, und wenn sich Sachsens Eltern nie getroffen hätten, dann würde Sachse nicht existieren, wohl aber könnte es jemand geben, der Sachse heißt.<sup>91</sup>

---

<sup>86</sup> Vgl. Freges Bemerkungen zu den sgn. ‚Nebengedanken‘ in Frege (1892b).

<sup>87</sup> Den pragmatischen Mechanismus, der dazu führt, daß diese Gedanken mitgeteilt werden, könnte man unter Rückgriff auf die Griceschen Konversationsmaximen erklären (vgl. Grice (1989) oder im Rahmen von Robert Stalnakers sprachpragmatischer Version einer zweidimensionalen Semantik (vgl. dazu Stalnaker (1978), besonders 92 f.). Ich komme darauf unten noch einmal zurück (vgl. Kapitel 16).

<sup>88</sup> Frege (1884): 11.

<sup>89</sup> Frege (1906): 84.

<sup>90</sup> Vgl. unten Kapitel 16.

<sup>91</sup> Salmon weist darauf hin, daß man gegen die genannte Konzeption die gleichen Einwände vorbringen könnte, die Frege selbst in Frege (1892b) der Auffassung gemacht hat, daß man die Informativität

(ii) Die zweite alternative Ansicht zu Meinongs These (M2), die Frege möglicherweise vertreten haben könnte, ließe sich folgendermaßen zusammenfassen:

(F2.b) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen sein kann, sind entweder sinnlos oder sie haben die logische Form eines quantifizierten Satzes, nämlich die Form „ $\exists x\phi$ “.

Man müßte die oben zitierte Passage dann so verstehen, daß Sätze der Form „a existiert“ nur dann sinnlos sind, wenn „a“ in ihnen wirklich als logischer Eigenname fungiert, und würde annehmen, daß Ausdrücke, die grammatikalisch wie Eigennamen funktionieren, logische Prädikate erster Stufe sein können. Die Gedanken, die durch Sätze der Form „a existiert“ dieser Interpretation zufolge ausgedrückt würden, könnten dabei zum Teil diejenigen sein, die gemäß der ersten Interpretation bloß impliziert würden, und durch die Äußerung von „Sachse existiert“ könnte man also wortwörtlich sagen, daß es jemanden gibt, der Sachse heißt. Man könnte aber auch annehmen, daß die Begriffe erster Stufe, die durch die an der Stelle von „a“ stehenden scheinbaren singulären Terme bezeichnet würden, in bestimmten Fällen nichts mit Eigenschaften eines Zeichens zu tun haben. Im Falle des Ausdruck „Gott“ könnte dieser Begriff etwa der eines Wesens sein, das alle Vollkommenheiten hat. Diese Interpretation ist sachlich sehr viel einleuchtender als die erste, steht aber exegetisch auf sehr dünnem Eis. Eine Stelle, die meiner Ansicht nach für sie zu sprechen scheint, ist eine Passage aus den *Grundlagen der Arithmetik*, in der Frege die Konsequenzen seiner Auffassung von Existenz für das Vorhaben eines ontologischen Gottesbeweises skizziert:

„Weil Existenz Eigenschaft des Begriffs ist, erreicht der ontologische Beweis von der Existenz Gottes sein Ziel nicht. Ebenso wenig wie die Existenz ist aber die Einzigkeit Merkmal des Begriffes ‚Gott‘.“<sup>92</sup>

Daß Frege hier vom „Begriff ‚Gott‘“ spricht, legt zumindest nahe, daß er den Satz „Gott existiert“ so analysieren würde, daß „Gott“ darin einen Begriff bezeichnet, zu dem – wenn auch nicht Existenz und Einzigkeit – so doch bestimmte andere Eigenschaften als Merkmale gehören können. Frege hat diese Ansicht zu singulären Existenzsätzen aber nie explizit ausformuliert, und sie ist erst von Russell und dann

---

einer Identitätsaussage wie „a = b“ dadurch erklärt, daß man diese als Aussagen über die Zeichen „a“ und „b“ interpretiert (vgl. Salmon (1998): 284).

<sup>92</sup> Frege (1884): 64.



Quine in einer Form entwickelt worden, die sich als Alternative zu Meinongs Theorie sehen lassen kann.<sup>93</sup>

(iii) Die dritte mögliche Fregeanische Ansicht zu Sätzen der Form „a existiert“ besteht darin, Meinongs These (M2) für eine mögliche Bedeutung des Ausdrucks „existieren“ zu akzeptieren, und diese von der Bedeutung von „existieren“ als Quantor zu unterscheiden. Anders als Meinong wären dieser Ansicht zufolge Sätze der Form „a existiert“ allerdings in der Bedeutung von „existiert“, für die (M2) wahr ist, entweder wahrheitswertlos – für den Fall, daß „a“ nichts bezeichnet – oder aber notwendigerweise wahr und uninformativ. Es ist nicht so, daß Frege diese Ansicht selbst sonderlich attraktiv fand. Es ist aber immerhin bemerkenswert, daß er sie in seinem Nachwort zum *Dialog mit Pünjer über Existenz* als konsistente Position beschreibt. In dem Dialog selbst vertritt Pünjer die Ansicht, daß Sätze der Form „Es gibt Fs“ gleichbedeutend mit den entsprechenden Sätzen der Form „Einiges Existierende ist F“ sind.<sup>94</sup> Frege schreibt dazu:

„Man kann sagen, daß die Bedeutung des Wortes ‚existieren‘ in den Sätzen ‚Leo Sachse existiert‘ und ‚Einige Menschen existieren‘ keinen größern Unterschied zeigen wie [die von] ‚Ein Deutscher sein‘ in den Sätzen ‚Leo Sachse ist ein Deutscher‘ und ‚Einige Menschen sind Deutsche‘. Aber der Satz ‚Einige Menschen existieren‘ oder ‚Einiges Existierende ist Mensch‘ ist nur dann gleichbedeutend mit ‚Es gibt Menschen‘, wenn der Begriff ‚Existierendes‘ dem Begriffe ‚Mensch‘ übergeordnet ist. Wenn also jene Ausdrucksweisen allgemein gleichbedeutend sein sollen, so muß der Begriff ‚Existierendes‘ jedem Begriff übergeordnet sein. Dies ist nur dadurch möglich, daß das Wort ‚existieren‘ etwas vollkommen Selbstverständliches bedeutet, daß also in dem Satz ‚Leo Sachse existiert‘ gar nichts ausgesagt werde, und daß in dem Satze ‚Einige Menschen existieren‘ der Inhalt der Aussage nicht in dem Worte ‚existieren‘ liege. Die durch das Wort ‚es gibt‘ ausgedrückte Existenz ist nicht in dem Worte ‚existieren‘, sondern in der Form des partikulären Urteils enthalten.“<sup>95</sup>

Frege gesteht hier also zu, daß man den Ausdruck „existieren“ so verstehen kann, daß er einen Begriff erster Stufe bezeichnet, und zwar einen, unter den – wie unter den Begriff des mit sich selbst Identischen und den des Seienden<sup>96</sup> – alle Gegenstände fallen. Von Existenz in diesem Sinne müßte man diejenige Eigenschaft unterscheiden,

---

<sup>93</sup> Vgl. dazu das nächste Kapitel.

<sup>94</sup> Frege (vor 1884): 1; Pünjer entwickelt diese These hier anhand des Begriffes der Erfahrbarkeit, setzt später aber Erfahrbarkeit und Existenz gleich.

<sup>95</sup> Frege (vor 1884): 20 f.

<sup>96</sup> Vgl. Frege (vor 1884): 15.

die durch den Ausdruck „es gibt“ bzw. durch „die Form des partikulären Urteils“ ausgedrückt wird, das heißt dasjenige, was Frege später als Begriff zweiter Stufe beschreibt. Für den ersten Sinn von „existieren“ sind Sätze der Form „a existiert“ zwar wohlgeformt, aber entweder ohne Wahrheitswert (wenn „a“ keinen Bezug hat) oder wahr (wenn „a“ etwas bezeichnet), aber uninformativ. Fassen wir diese Auffassung folgendermaßen zusammen:

(F2.c) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen sein kann, sind für eine Bedeutung des Ausdrucks „existieren“ sinnlos, und für die andere entweder wahrheitswertlos (wenn „a“ nichts bezeichnet) oder aber trivialerweise wahr (wenn „a“ etwas bezeichnet).

Es ist deutlich, daß Frege (F2.c) zwar für konsistent hält, aber selber nicht der Meinung ist, daß es sinnvoll ist, das Wort „existieren“ in der ersten der beiden Bedeutungen zu verwenden, die es laut (F2.c) hat. Sinnvolle Existenzbehauptungen sollten informativ sein. Wie sich in Abschnitt C dieser Arbeit zeigen wird, ist es eine Hauptschwierigkeit von Positionen, die Existenz für eine nicht-diskriminierende Eigenschaft halten, zu erklären, wie Existenzaussagen dann dennoch informativ sein können. Klar ist, daß (F2.c) zusammen mit den anderen von Frege akzeptierten Annahmen jedenfalls keine auch nur annähernd plausible Alternative zu Meinongs Position liefern kann. Was durch diese Position erklärt werden soll, ist ja gerade, wie *negierte* singuläre Existenzsätze wahr, bzw. nicht-negierte falsch sein können. Beides ist laut (F2.c) unmöglich.

Es ist also Zeit, sich auf der Suche nach einer Alternative zu Meinongs Konzeption denjenigen Philosophen zuzuwenden, die die zweite hier skizzierte mögliche Frege-sche Position genauer ausgearbeitet haben.

### 5. *Wie man eine Wüste anlegt*

„[Meinong’s] overpopulated universe is in many ways unlovely. It offends the aesthetic sense of us who have a taste for desert landscapes” – so schreibt Quine in seinem Aufsatz “On What There Is”.<sup>97</sup> Um die Annahme zu verhindern, daß die Welt von nicht-existierenden Gegenständen bevölkert ist, schlägt er als Alternative zu

---

<sup>97</sup> Quine (1953b): 4; Quine spricht hier nicht explizit von Meinong, sondern über den von ihm eingeführten fiktionalen Philosophen Wyman, der Meinongianische Positionen vertritt.

Meinongs These (M2) die folgende These vor, die der (möglicherweise) Fregeschen These (F2.b) sehr ähnlich ist:

(Q2) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen sein kann, haben die logische Form eines quantifizierten Satzes, nämlich die Form „ $\exists x\phi$ “.<sup>98</sup>

Quine übernimmt den wesentlichen Gedanken seiner Analyse singulärer Existenzsätze von Russell.<sup>99</sup> Dessen Kennzeichnungsanalyse beinhaltet, daß (Q2) für natürlichsprachliche Ausdrücke der Form „der/ die/ das  $F$ “, das heißt für sogenannte Kennzeichnungen wahr ist. Laut Russell ist ein Ausdruck wie „der letztjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg“ kein logisch singulärer Term (das heißt bei der Übersetzung in eine logische Sprache nicht durch eine Individuenkonstante zu übersetzen). Sätze wie:

(35) Der letztjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg ist katholisch.

dienen seiner Meinung nach nicht dazu, von einem bestimmten Individuum (in diesem Fall: Erwin Teufel) etwas auszusagen (in diesem Fall: daß er katholisch ist), sondern dazu, eine bestimmte Art von Existenzbehauptung zu machen. Durch eine Äußerung von (35) sagt man, daß es genau eine Person gibt, die letztes Jahr Ministerpräsident von Baden-Württemberg war, und daß diese Person katholisch ist.<sup>100</sup> Russell analysiert (35) deshalb bekanntlich folgendermaßen:

(35\*)  $\exists x(Fx \wedge \forall y(Fy \rightarrow x = y) \wedge Gx)$

bzw.

(35\*\*)  $\exists x\forall y((Fy \leftrightarrow x = y) \wedge Gx)$

$V(F) = \{x; x \text{ war letztes Jahr Ministerpräsident von Baden-Württemberg}\} =$   
 $\{\text{Erwin Teufel}\}; V(G) = \{x; x \text{ ist katholisch}\}$

---

<sup>98</sup> Da Quine, wie sich zeigen wird, vorschlägt, keinen singulären Term der natürlichen Sprache bei der logischen Analyse durch eine Individuenkonstante zu übersetzen, das heißt kein solcher Term ein logisch singulärer Term ist, kann er den in (F2.b) mit berücksichtigten Fall ausschließen, daß „a existiert“ unsinnig ist, weil ein logischer Quantor und ein logisch singulärer Term miteinander verbunden werden.

<sup>99</sup> Vgl. zum folgenden Russell (1905b).

<sup>100</sup> Ich erlaube mir hier die humaner klingende Formulierung, obwohl es natürlich eigentlich heißen müßte: „Es gibt genau einen *Gegenstand*, der usw...“.

Diese Analyse erlaubt es Russell, an (M4) festzuhalten, ohne annehmen zu müssen, daß ein Satz wie der folgende wahrheitswertlos ist:

(36) Der letztjährige König von Baden-Württemberg ist katholisch.

(36) ist laut Russell falsch, weil letztes Jahr niemand König von Baden-Württemberg war und es also nicht der Fall ist, daß es genau einen letztjährigen König von Baden-Württemberg gibt, der katholisch ist. Ebenso können natürlichsprachliche Sätze der Form „Der/ die/ das  $F$  existiert nicht“ wahr sein, ohne daß man (M4) aufgeben müßte oder annehmen müßte, daß es nicht-existierende Gegenstände gibt. Durch die Äußerung von Sätzen dieser Form wird laut Russell einfach behauptet, daß es genau einen Gegenstand gibt, der  $F$  ist. Dieser Analyse gemäß ist Satz (37) falsch, Satz (38) hingegen wahr:

(37) Der letztjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg existiert nicht.

(37\*)  $\neg \exists x \forall y (Fy \leftrightarrow x = y)$

$V(F) = \{x; x \text{ war letztes Jahr Ministerpräsident von Baden-Württemberg}\} = \{\text{Erwin Teufel}\}$

(38) Der letztjährige König von Baden-Württemberg existiert nicht.

(38\*)  $\neg \exists x \forall y (Hy \leftrightarrow x = y)$

$V(H) = \{x; x \text{ war letztes Jahr König von Baden-Württemberg}\} = \emptyset$

Natürlichsprachliche Sätze, die oberflächlich betrachtet wie negierte Prädikationen aussehen, hätten dieser Analyse zufolge also die logische Form negierter quantifizierter Sätze, von Sätzen also, die wahr sind, wenn nichts die jeweilige komplexe Eigenschaft der Form  $\lambda x (\forall y (Fy \leftrightarrow x = y))$  – die Eigenschaft, als einziger  $F$  zu sein – hat. Einer solchen Eigenschaft, so könnte man mit Frege sagen, wird in Sätzen der Form „Der/ die/ das  $F$  existiert nicht“ die Nullzahl beigelegt.<sup>101</sup>

Quine schlägt nun vor, Russells Verfahren auf die Analyse sämtlicher Sätze der natürlichen Sprache zu übertragen, die irgendeinen singulären Term enthalten, auch wenn es sich dabei um einen Namen oder ein (nicht als Variable verwendetes)<sup>102</sup>

---

<sup>101</sup> Vgl. Frege (1884): 64.

<sup>102</sup> Als Variable wird zum Beispiel das Pronomen „er“ in „Jeder Ministerpräsident vertritt das Bundesland, in dem er gewählt wurde“ verwendet.

Pronomen handelt.<sup>103</sup> Betrachten wir die folgenden beiden Sätze und nehmen wir an, daß der erste wahr, der zweite falsch ist:

- (39) Luzifer existiert nicht.  
(40) Erwin Teufel existiert nicht.

Eine Analyse dieser beiden Sätze in Analogie zu Russells Kennzeichnungsanalyse wäre einfach, wenn Namen Abkürzungen für Kennzeichnungen wären,<sup>104</sup> ein Name wie „Luzifer“ etwa eine Abkürzung für eine Kennzeichnung wie „der gefallene Engel, der über die Hölle herrscht“. Als allgemeine These über die Bedeutung von Eigennamen – also auch von Eigennamen, die etwas bezeichnen, wie „Erwin Teufel“ – ist diese Annahme sehr unplausibel und wird seit Kripke<sup>105</sup> von kaum jemanden mehr vertreten. (Ich werde weiter unten zu derjenigen Variante einer Kennzeichnungstheorie von Eigennamen kommen, die noch am ehesten Chancen hat, gegen die Argumente Kripkes Bestand zu haben, und zeigen, daß auch sie keine überzeugende Analyse von Sätzen wie (39) und (40) liefern kann.) Quine selber hat nicht angenommen, daß sich alle Namen als inhaltlich gehaltvolle Kennzeichnungen à la „der gefallene Engel, der über die Hölle herrscht“ paraphrasieren lassen. Er schreibt in einer Passage in „On What There Is“ (in der es eigentlich um den Namen „Pegasus“ geht, und die ich so geändert habe, daß sie zu unserem Beispielsatz (39) paßt):

„If the notion of [Lucifer] has been so obscure or so basic a one that no pat translation into a descriptive phrase had offered itself along familiar lines, we could still have availed ourselves of the following artificial and trivial-seeming device: we could have appealed to the *ex hypothesi* unanalysable, irreducible attribute of *being* [Lucifer], adopting for its expression, the verb [‘is-Lucifer’], or [‘lucifizes’]. The noun [‘Lucifer’] itself could then be translated as derivative, and identified after all with a description: [‘the thing that is-Lucifer’, ‘the thing that lucifizes’].”<sup>106</sup>

Wandeln wir die Namen „Luzifer“ und „Erwin Teufel“ auf die genannte Weise in Kennzeichnungen um, dann erhalten wir die Sätze (39+) und (40+), die man mit Russell im Sinne von (39#) und (40#) verstehen könnte:

---

<sup>103</sup> Quine spricht explizit nur über Namen; da er der Meinung ist, daß es überhaupt keine logisch singulären Terme gibt, weil sich alle singulären Terme in der von ihm favorisierten logischen Notation eliminieren lassen, kann man davon ausgehen, daß er seine Theorie auch auf Pronomen übertragen würde.

<sup>104</sup> Russell selbst macht diese Annahme für Eigennamen der natürlichen Sprache in Russell (1910).

<sup>105</sup> Vgl. Kripke (1980).

<sup>106</sup> Quine (1953b): 7 f.

- (39+) Der Luzifierer existiert nicht.  
 (40+) Das Ding, das erwin-teufelt, existiert nicht.

- (39#) Es gibt nichts, das als einziges luzifiert.  
 (40#) Es gibt nichts, das als einziges erwin-teufelt.

Das sind freilich erst einmal nur lustig klingende Sätze, und das Manöver, aus Namen Verben zu machen, allein ist noch keine logische Analyse. In § 37 von *Word and Object* erklärt Quine etwas genauer, wie sich Namen in Prädikate umwandeln lassen.<sup>107</sup> Quine macht darauf aufmerksam, daß jeder Satz einer klassischen prädikatenlogischen Sprache der Form „... a ...“, wobei „a“ eine Individuenkonstante ist, die in einem extensionalen Kontext vorkommt, logisch äquivalent ist zu dem entsprechenden Satz der Form „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots)$ “.<sup>108</sup> Jeder Satz, in dem eine Individuenkonstante „a“ in einem extensionalen Kontext vorkommt, ist also äquivalent mit einem Satz, in dem „a“ nur als Teil des komplexen Ausdrucks „= a“ vorkommt. Quine zieht daraus den folgenden Schluß:

„What suggest itself is that ‚= Pegasus‘, ‚= mama‘, ‚= Socrates‘, etc. be parsed anew as indissoluble general terms, no separate recognition of singular terms ‘Pegasus’, ‘mama’, ‘Socrates’, etc. being needed for other position. The equation ‘x = a’ is reparsed in effect as a predication ‘x =a’<sup>[109]</sup> where ‘=a’ is the verb, the ‘F’ of ‘Fx’. Or look at it as follows. What was in words ‘x is Socrates’ and in symbols ‘x = Socrates’ is now in words still ‘x is Socrates’, but the ‘is’ ceases to be treated as a separate relative term ‘=’. The ‘is’ is now treated as a copula which, as in ‘is mortal’ and ‘is a man’, serves merely to give a general term the form of a verb and so suit it to predicative position. [...] ‘Pegasus exists’ becomes ‘ $\exists x(x \text{ is Pegasus})$ ’, and straightforwardly false; ‘Socrates exists’ becomes ‘ $\exists x(x \text{ is Socrates})$ ’, with ‘Socrates’ as general term, and probably true (with timeless ‘is’, of course). ‘Socrates’ is now a general term, though true of, as it happens, just one object; ‘Pegasus’ is now a general term which, like ‘centaur’, is true of no objects. The position of ‘Pegasus’ and ‘Socrates’ in ‘ $(\exists x)(x \text{ is Pegasus})$ ’ and ‘ $(\exists x)(x \text{ is Socrates})$ ’ is now certainly inaccessible to variables and certainly no purely referential position, but only because it is

<sup>107</sup> Quine (1960): 176 ff.

<sup>108</sup> Vgl. ebd. 178; die Begründung lautet: Aus „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots)$ “ folgt logisch „(...a...)“, weil „ $\forall x(x = a \wedge \dots x \dots \rightarrow \dots a \dots)$ “ logisch wahr ist, und dies logisch äquivalent ist zu „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots) \rightarrow (\dots a \dots)$ “; aus „(...a...)“ folgt logisch „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots)$ “, denn „(...a...)“ ist logisch äquivalent zu „(a = a  $\wedge$  ...a...)“, woraus logisch folgt, daß „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots)$ “.

<sup>109</sup> Man beachte die fehlende Leerstelle zwischen „=“ und „a“!

simply no position for a singular term; 'x is Pegasus' and 'x is Socrates' now have the form of 'x is round'."<sup>110</sup>

Auch in dieser Passage ist nicht völlig klar, wie genau Quines Argumentation zu verstehen ist, und zwar weil nicht geklärt ist, was der Status von Ausdrücken wie „ $x = a$ “ (ohne Leerzeichen zwischen „ $=$ “ und „ $a$ “) oder „ $\exists x(x \text{ ist Socrates})$ “ (mit „Socrates“ als generellem Term) ist. Diese Ausdrücke gehören weder zu einer prädikatenlogischen Sprache noch zum Englischen, sondern sind anscheinend so etwas wie Zwischenstufen bei der Übersetzung eines natürlichsprachlichen Satzes in den Satz einer logischen Sprache. Quine war sicher weder der Meinung, daß Namen wie „Socrates“ oder „Pegasus“ im Englischen, so wie es tatsächlich gesprochen wird, keine singulären Terme sind, noch, daß „ $a$ “ in dem syntaktisch wohlgeformten Satz „ $\exists x(x = a)$ “ (mit Leerzeichen) keine Individuenkonstante, sondern nur Teil des unanalysierbaren Prädikats „ $= a$ “ ist. Beides wäre schlechterdings falsch. Auch kann er nicht geglaubt haben, daß wir mit Ausdrücken wie „ $\exists x(x \text{ ist Socrates})$ “ oder „ $\exists x(x = a)$ “ (ohne Leerzeichen) den Satz „Sokrates existiert“ in dem von mir oben explizierten Sinne logisch analysieren können, denn logische Analyse bedeutet Übersetzung in eine logische Sprache und es gibt keine logische Sprache, zu der diese Ausdrücke gehören. Sein Argument scheint die Form zu haben:

- (i) „Sokrates existiert“ kann man übersetzen als „ $\exists x(x \text{ ist Socrates})$ “ oder „ $\exists x(x = a)$ “ (ohne Leerzeichen).
- (ii) „ $\exists x(x \text{ ist Socrates})$ “ und „ $\exists x(x = a)$ “ (ohne Leerzeichen) kann man übersetzen in einen Satz der Form „ $\exists xFx$ “.
- (iii) Also kann man „Sokrates existiert“ in einen Satz der Form „ $\exists xFx$ “ übersetzen.

Als erläuternde Hinführung mag diese Argumentation ihren Zweck erfüllen, schlüssig ist sie meiner Ansicht nach aber nicht, denn wir wissen zwar etwas über die Wahrheitsbedingungen von Sätzen der natürlichen Sprache und solchen einer prädikatenlogischen Sprache; unter welchen Bedingungen Sätze wie „ $\exists x(x \text{ ist Socrates})$ “ oder „ $\exists x(x = a)$ “ (ohne Leerzeichen) wahr sind, steht hingegen nicht fest, solange wir dies nicht explizit definieren. (Was natürlich nicht heißt, daß man dies nicht auf eine naheliegende Weise tun kann, und zwar so, daß das Argument gültig ist. Der Punkt ist nur, daß wir keine unabhängigen Intuitionen über die Wahrheitswerte dieser Sätze haben, und also (a) und (b) nicht dazu dienen können, die Konklusion (c) zu stützen.)

---

<sup>110</sup> Quine (1960): 178 f.

Ich schlage deswegen vor, Quines Argumentation ohne den Zwischenschritt über die halb-formalen Sätze zu rekonstruieren, und zwar auf folgende Weise:

- (I) Jede Übersetzung eines natürlichsprachlichen Satzes in eine prädikatenlogische Sprache, bei der ein natürlichsprachlicher nicht-leerer singulärer Term „ $\alpha$ “ durch eine Individuenkonstante „ $a$ “ übersetzt wird, ist logisch äquivalent mit einem quantifizierten Satz der Form „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots)$ “.
- (II) Wenn „ $\alpha$ “ und „ $a$ “ koreferenzielle nicht-leere singuläre Terme sind, dann sind Sätze der Form „ $\exists x(x = a \wedge \dots x \dots)$ “ notwendigerweise äquivalent zu den entsprechenden Sätzen der Form „ $\exists x(Fx \wedge \dots x \dots)$ “, wobei „ $F$ “ ein Prädikatbuchstabe ist, dem als semantischer Wert die Einermenge des von „ $\alpha$ “ bezeichneten Gegenstandes (also die Menge, die diesen Gegenstand als einziges Element enthält) zugeordnet wird.
- (III) Aus (I) und (II) folgt, daß jeder natürlichsprachliche Satz, der einen nicht-leeren singulären Term „ $\alpha$ “ enthält, in einen Satz der Form „ $\exists x(Fx \wedge \dots x \dots)$ “ übersetzt werden kann, wobei „ $F$ “ ein Prädikatbuchstabe ist, dem als semantischer Wert die Einermenge des von „ $\alpha$ “ bezeichneten Gegenstandes zugeordnet wird.
- (IV) Zumindest manche natürlichsprachlichen Sätze, die einen leeren singulären Term „ $\alpha^*$ “ enthalten, sind wahr, insbesondere Sätze der Form „ $\alpha^*$  existiert nicht“. Für Sätze einer klassischen prädikatenlogischen Sprache, in denen eine leere Individuenkonstante vorkommt, legt die Semantik einer klassischen Prädikatenlogik aber keinen Wahrheitswert fest, weswegen die Übersetzung von leeren natürlichsprachlichen singulären Termen durch Individuenkonstanten problematisch ist.
- (V) Alle Sätze der Form „ $\exists x(Fx \wedge \dots x \dots)$ “, in denen „ $F$ “ ein Prädikatbuchstabe ist, dem die Menge der durch „ $\alpha^*$ “ bezeichneten Gegenstände – sprich: die leere Menge – als semantischer Wert zugeordnet wird, sind falsch. Den Satz „ $\alpha^*$  existiert nicht“ kann man also übersetzen durch den wahren Satz „ $\neg \exists x Fx$ “.
- (VI) Also sollten natürlichsprachliche Sätze, in denen ein – sei es leerer, sei es nicht-leerer – singulärer Term „ $\alpha$ “ vorkommt, bei der logischen Analyse generell in Sätze der Form „ $\exists x Fx \wedge \dots x \dots$ “ übersetzt werden, wobei „ $F$ “ ein Prädikatbuchstabe ist, dem als semantischer Wert die Menge aller von „ $\alpha$ “ bezeichneten Gegenstände zugeordnet wird. Sätze der Form „ $\alpha^*$  existiert (nicht)“ sind dabei einfach als solche der Form „ $(\neg) \exists x Fx$ “ zu übersetzen.



Der wesentliche Punkt von Quines Argumentation ist also, daß seine Analyse gegenüber einer solchen, die natürlichsprachliche singulärer Terme durch Individuenkonstanten übersetzt, im Falle nicht-leerer singulärer Terme keinen Nachteil, bei leeren singulären Termen aber einen Vorteil hat.

Quines Vorschlag für eine Analyse der Sätze (39) und (40) lautet also folgendermaßen:

(39) Luzifer existiert nicht.

(39\*)  $\neg\exists xFx$

$V(F) = \emptyset$

(40) Erwin Teufel existiert nicht.

(40\*)  $\neg\exists xGx$

$V(G) = \{\text{Erwin Teufel}\}$

Man sollte beachten, daß sich diese Analyse von der in „On What There Is“ vorgeschlagenen Russellschen dadurch unterscheidet, daß (39\*) und (40\*) keine explizite Einzigkeitsbehauptung enthalten. Die entsprechende Russellsche Analyse für (40) würde lauten:

(40\*\*)  $\neg\exists x\forall y(Gy \leftrightarrow x = y)$

$V(G) = \{\text{Erwin Teufel}\}$

Eine Konsequenz von Quines Analyse in *Word and Object* ist, daß ein Schluß wie der folgende nicht logisch gültig ist:

(a) Erwin Teufel ist katholisch.

Erwin Teufel ist Ministerpräsident.

---

Also: Es gibt jemanden, der katholisch und Ministerpräsident ist.

Es ist nicht logisch ausgeschlossen, daß die beiden Prämissen wahr und die Konklusion falsch ist.<sup>111</sup> Quine akzeptiert diesen Punkt, und er gesteht zu, daß wir bei der Verwendung eines Eigennamens die Annahme machen, daß dieser Eigenname nicht

---

<sup>111</sup> Aus „ $\exists x(Fx \wedge Gx)$ “ und „ $\exists x(Fx \wedge Hx)$ “ folgt logisch nicht „ $\exists x(Gx \wedge Hx)$ “. Wohl aber folgt dies logisch aus „ $\exists x\forall y((Fy \leftrightarrow x = y) \wedge Gx)$ “ und „ $\exists x\forall y((Fy \leftrightarrow x = y) \wedge Hx)$ “.

mehr als einen Gegenstand bezeichnet.<sup>112</sup> Diese Annahme müssen wir seiner Meinung nach aber in der logischen Analyse nicht explizit machen. Das schließt nicht aus, daß die Bedeutung eines Eigennamens es ausschließt, mehr als einen Gegenstand zu bezeichnen, denn oft, so Quine, implizieren die Bedeutungen von Ausdrücken Folgerungsbeziehungen, die keine logischen Folgerungsbeziehungen sind. Der folgende Schluß zum Beispiel ist nicht *logisch* gültig:

(b) Erwin Teufel ist ein Geschwister von Albert Teufel.

---

Also: Albert Teufel ist ein Geschwister von Erwin Teufel.

Aber dennoch ist es *begrifflich* ausgeschlossen, daß die Prämisse wahr und die Konklusion falsch ist. Dasselbe könnte für Schluß (a) gelten, und „ $\forall x \forall y (Gx \wedge Gy \rightarrow x = y)$ “ könnte, wenn man (40) als (40\*) übersetzt, eine begriffliche Wahrheit sein.

Mir scheint nicht viel daran zu hängen, ob man einen Satz wie (40) als (40\*) oder (40\*\*) übersetzt. Jedenfalls wird es keinen Unterschied für die folgende Kritik an Quines Vorschlag machen, bei der ich mich der Einfachheit und interpretatorischen Korrektheit halber an (40\*) halten werde.

## 6. Probleme in Quines Wüste

Es gibt zweierlei Arten von Einwänden, die man gegen Quines Auffassung von Existenz vorbringen kann. Einwände der ersten Art laufen darauf hinaus, daß Quines Analyse selbst dann, wenn sie die Schwierigkeiten mit Sätzen der Form „a existiert (nicht)“ auf befriedigende Weise löst, keine Analyse von anderen Sätzen bereitstellen kann, die einen Meinongianer zu der Annahme bringen, daß es nicht-existierende Gegenstände gibt. Wie in Abschnitt (a) erwähnt, sind Meinongianer der Meinung, daß Sätze wie die folgenden wahr sind

- (12) Zeus ist der Sohn von Kronos.
- (13) E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur.
- (15) Der Abt hat Angst vor dem Teufel.
- (16) Der Abt stellt sich das Paradies vor.
- (17) Der Abt sucht unter dem Sofa nach Bibi Blocksberg.

---

<sup>112</sup> Vgl. zum folgenden Quine (1960): 182.

Würde man diese Sätze nach dem genannten Quineschen Verfahren analysieren (und nimmt man an, daß „Zeus“, „Kronos“, „E.T.“, „der Teufel“, „das Paradies“ und „Bibi Blocksberg“ leere singuläre Terme sind), dann müßten sie aber falsch sein. Ich werde dieses Problem hier nicht weiter diskutieren, nicht weil ich es unbedeutend finde, sondern deswegen, weil es ein Problem ist, das jede nicht-meinongianische ontologische Theorie lösen muß. Ich werde selber im zweiten Teil dieser Arbeit eine solche nicht-meinongianische Lösung entwickeln, die mit dem Grundgedanken von Quines Auffassung von Existenz verträglich ist.<sup>113</sup>

Ebenso läßt Quines Verfahren es anscheinend nicht zu, daß der oben genannte Schluß

(e<sub>3</sub>) Hexen, Teufel und Engel existieren nicht, der Abt glaubt aber, daß sie es tun.

Es gibt mindestens drei Dinge, die nicht existieren, an deren Existenz der Abt aber glaubt.

gültig ist. Das ist insofern problematisch, als die Gültigkeit derartiger Schlüsse einem Begriff zugrundezuliegen scheint, der für Quines Philosophie zentral ist, dem Begriff der ontologischen Verpflichtung („ontological commitment“) von Theorien.<sup>114</sup> Es ist in der Literatur wiederholt darauf hingewiesen worden, daß dieser Begriff zu internen Schwierigkeiten in Quines Philosophie führt.<sup>115</sup> Quine verwendet den Begriff der ontologischen Verpflichtung im Kontext der Rede darüber, was es gemäß einer bestimmten Theorie gibt bzw. was es geben muß, damit die Theorie wahr ist. Verschiedene Theorien können laut Quine unterschiedliche ontologische Verpflichtungen haben, je nachdem ob es, damit sie wahr sind, jeweils die gleichen Dinge geben muß oder nicht. Der Begriff der ontologischen Verpflichtung ist ein zweistelliger Begriff, der durch das zweistellige Prädikat „x ist verpflichtet auf y“ ausgedrückt wird. An der Stelle von „x“ sind dabei Ausdrücke für Theorien oder Personen, die solche Theorien vertreten, einzusetzen. Die Frage ist allerdings, was an der Stelle von „y“ einzusetzen ist, bzw. zu was eine Theorie überhaupt in der Relation der ontologischen Verpflichtung stehen kann.<sup>116</sup> Nehmen wir an *T1* sei eine Theorie, die nur aus der Aussage besteht, daß es Hunde gibt, *T2* eine Theorie, die nur aus der Aussage besteht, daß es Teufel gibt, und *T3* eine Theorie, die nur aus der Aussage besteht, daß es Hexen gibt. Mit den drei Theorien gehen zweifellos unterschiedliche ontologische Verpflichtungen einher, das heißt sie sind auf jeweils andere Dinge (oder auch: auf die Existenz jeweils anderer Dinge) verpflichtet. Schließlich muß es jeweils andere

---

<sup>113</sup> Vgl. Kapitel 17 und 18.

<sup>114</sup> Vgl. Quine (1953b) und (1969b).

<sup>115</sup> Vgl. z.B. Parsons (1967), Jubien (1972), Stevenson (1976), Jacquette (1996) : Teil 1, Kap. IV.

<sup>116</sup> Zum folgenden vgl. vor allem Stevenson (1976).

Dinge geben, damit sie wahr sind. Die Frage ist: Was sind diese Dinge, auf die die Theorien verpflichtet sind? Es sind sicher keine individuellen Gegenstände, denn *T1* zum Beispiel behauptet von keinem bestimmten Hund, daß es ihn gibt, denn von jedem Hund gilt: Auch wenn es ihn nicht gäbe, könnte *T1* wahr sein. Ontologische Verpflichtung kann aber auch keine Relation zwischen einer Theorie und einer bestimmten Menge von Gegenständen sein, denn sonst hätte *T1* eine andere ontologische Verpflichtung gehabt, wenn auch nur ein einziger Hund nicht existiert hätte.<sup>117</sup> Zudem scheitert jede Erklärung ontologischer Verpflichtung als einer Relation zwischen Theorien und Mengen daran, daß *T2* und *T3* unter dieser Voraussetzung dieselbe ontologische Verpflichtung hätten, denn die Menge der Hexen ist genauso wie die Menge der Teufel schlicht die leere Menge. Es scheint aber so zu sein, daß es bestimmte Dinge laut *T2* geben muß, laut *T3* hingegen nicht (und umgekehrt), und daß dies Dinge sind, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt.

Ich werde auch auf dieses Problem bis zum zweiten Teil dieser Arbeit nicht mehr zurückkommen. Dort werde ich eine Konzeption vorstellen, mit der man der intuitiven Gültigkeit der Schlüsse ( $e_1$ ), ( $e_2$ ) und ( $e_3$ ) gerecht werden und den Begriff der ontologischen Verpflichtung angemessen analysieren kann, ohne auf eine Meinongianische Theorie festgelegt zu sein.<sup>118</sup>

Die zweite Art von Einwänden richtet sich gegen Quines Analyse von Sätzen der Form „a existiert (nicht)“ selbst. Ich möchte diese Einwände anhand der folgenden Überlegung einführen: Wir wollen manchmal nicht nur sagen, daß Erwin Teufel existiert, Luzifer hingegen nicht, sondern auch, daß Erwin Teufel zwar existiert, er aber auch nicht hätte existieren können (wenn seine Eltern sich nie begegnet wären zum Beispiel). Erwin Teufel existiert kontingenterweise.<sup>119</sup> Ich werde mich im folgenden bei der Frage, wie man im Rahmen der Quineschen Konzeption singulärer Existenzsätze solche Aussagen analysieren könnte, nicht mit den Skrupeln aufhalten, die Quine hinsichtlich modaler Aussagen und ihrer Analyse mit Hilfe von Modallogik gehabt hat.<sup>120</sup> Ich werde vielmehr untersuchen, ob man – wenn man diese Skrupel nicht hat – unter Voraussetzung von Quines These (Q2) bestimmte modale Existenzaussagen analysieren kann. Für die Aussage, daß Erwin Teufel kontingenterweise existiert, scheint das erst einmal kein Problem darzustellen.

Den folgenden Satz (41) kann man als (41\*) analysieren:

---

<sup>117</sup> Die Menge aller Dinge, die in dieser Situation Hunde wären, ist nämlich eine andere als die Menge der Dinge, die tatsächlich Hunde sind.

<sup>118</sup> Vgl. Kapitel 18.

<sup>119</sup> Es gibt allerdings – wie sich in den Kapiteln 10 bis 12 zeigen wird – Philosophen, die selbst dies bestreiten.

<sup>120</sup> Vgl. Quine (1960): § 40 ff.

(41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

(41\*)  $\exists xGx \wedge \Diamond \neg \exists xGx$

Da der Prädikatbuchstabe „G“ in (41\*) in einem intensionalen Kontext vorkommt, muß ihm die Interpretationsfunktion  $V$  eine Intension zuweisen, die festlegt, welche Extension er bezüglich verschiedener möglicher Situationen bzw. Welten hat. Im Falle von (41\*) wird „G“ von  $V$  als Intension eine Funktion zugeordnet, die für jede mögliche Welt  $w$ , in der Erwin Teufel existiert, Erwin Teufels Einermenge als Wert hat (die Extension von „G“ bezüglich von  $w$ ) und für allen anderen möglichen Welten die leere Menge. Weil damit die Extension von „G“ bezüglich der wirklichen Welt nicht die leere Menge ist, es aber Welten gibt, bezüglich deren sie es ist, ist (41\*) wahr.

Nun wollen wir nicht nur behaupten können, daß Erwin Teufel kontingenterweise existiert, sondern auch, daß dies bezüglich jedes Menschen der Fall ist. Alle Menschen existieren bloß kontingenterweise, keiner notwendigerweise. Wir wollen sogar vielleicht sagen, daß Erwin Teufel kontingenterweise existiert, *weil* er ein Mensch, und nicht etwa Gott oder eine Zahl ist, und weil alle Menschen kontingenterweise existieren. Und wir wollen behaupten können, daß daraus, daß Erwin Teufel zwar existiert, aber auch nicht hätte existieren können, folgt, daß es mindestens einen Gegenstand gibt, der zwar existiert, aber auch nicht hätte existieren können. Kurz: Wir würden gerne behaupten können, daß die folgenden Sätze (42) und (43) wahr sind, und daß (41) zusammen mit der Annahme, daß Erwin Teufel ein Mensch ist, aus (42) folgt, und (43) aus (41):

(42) Alle Menschen existieren, hätten aber auch nicht existieren können.<sup>121</sup>

(43) Es gibt etwas, das existiert, aber auch nicht hätte existieren können.

---

<sup>121</sup> In Russell (1919) schreibt Russell: „[...] if we make the pseudo-syllogism: ‚Men exist, Socrates is a man, therefore Socrates exists‘, we are talking nonsense, since ‚Socrates‘ is not, like ‚men‘, merely an undetermined argument to a given propositional function. The fallacy is closely related to that of the argument: ‚Men are numerous, Socrates is a man, therefore Socrates is numerous.‘” Russell hat sicher recht für den Fall, daß man “Menschen existieren” im Sinne von “Es gibt Menschen” bzw. „ $\exists x(x \text{ ist ein Mensch})$ “ versteht. Wie (42) deutlich macht, gibt es aber durchaus einen Sinn von „Menschen existieren“, in dem dieser Satz dasselbe bedeutet wie „Alle Menschen existieren“ bzw. „ $\forall x(x \text{ ist ein Mensch} \rightarrow x \text{ existiert})$ “. Auch einen Satz wie „Menschen existieren kontingenterweise, Zahlen tun das nicht“ kann man auf zwei Weisen verstehen: so, daß damit gesagt ist, daß es kontingent ist, daß es Menschen gibt, aber nicht kontingent, daß es Zahlen gibt, und so, daß damit gesagt ist, daß es bezüglich jedes Menschen kontingent ist, daß es ihn gibt, aber bezüglich keiner Zahl kontingent ist, daß es sie gibt. Auf die zweite Weise verstanden könnte dieser Satz sehr wohl als erste Prämisse für ein Argument taugen, dessen Konklusion lautet, daß Sokrates kontingenterweise existiert.

Das Problem ist, daß Quine im Rahmen seiner bislang entwickelten Konzeption keine Möglichkeit hat, diese Sätze zu analysieren.<sup>122</sup> Keine Probleme hat man damit, wenn man Sätze der Form „a existiert“ wie Meinong als Prädikationen versteht und „a“ durch eine Individuenkonstante übersetzt. Eine Meinongianische Analyse von (42), (41) und (43) würde lauten:

$$(42_M) \quad \forall x(Mx \rightarrow E!x \wedge \diamond \sim E!x)$$

$$(41_M) \quad E!a \wedge \diamond \neg E!a$$

$$(43_M) \quad \exists x(E!x \wedge \diamond \neg E!x)$$

$$V(M) = \{x; x \text{ ist ein Mensch}\}; V(a) = \text{Erwin Teufel}$$

Aber in Quines Analyse von Satz (41)

$$(41^*) \quad \exists xGx \wedge \diamond \neg \exists xGx$$

kommt keine Individuenkonstante vor, die man durch eine Individuenvariable ersetzen könnte, um diese dann, wie in (42<sub>M</sub>) und (43<sub>M</sub>) durch einen Quantor zu binden. Quine schreibt das selbst explizit in der schon zitierten Passage:

„‘Pegasus exists’ becomes ‘ $\exists x(x \text{ is Pegasus})$ ’ [...]; ‘Socrates exists’ becomes ‘ $\exists x(x \text{ is Socrates})$ ’ [...]. The position of ‘Pegasus’ and ‘Socrates’ in ‘ $(\exists x)(x \text{ is Pegasus})$ ’ and ‘ $(\exists x)(x \text{ is Socrates})$ ’ is now certainly inaccessible to variables [...] because it is simply no position for a singular term [...].”<sup>123</sup>

Es kommt noch schlimmer. Denn wenn das Verb „existieren“ auf die von Quine vorgeschlagene Weise durch den Existenzquantor wiedergegeben würde, dann könnten wir nicht nur nicht sagen, daß alle Menschen kontingenterweise existieren, sondern auch diejenige These Quines wäre sinnlos, mit der er seinen Aufsatz „On What There Is“ eröffnet, und die ich zu Beginn dieser Arbeit Meinongs These (M) gegenübergestellt habe:

(Q) Es gibt alles.

bzw.

(Q\*) Alles existiert.

<sup>122</sup> Für diesen Vorwurf vgl. Rein (1988): 476 und McGinn (2000): 27.

<sup>123</sup> Quine (1960): 179.

Meinong würde (Q\*) analysieren als

$(Q^*_{M}) \forall x \exists !x$

und ablehnen. Das Problem mit Quines Kritik an Meinong ist, daß er nicht nur zeigt, daß wir auf die Annahme verzichten können, daß es nicht existierende Gegenstände gibt, wenn wir Sätze der Form „a existiert“ als solche der Form „ $\exists xFx$ “ analysieren, sondern daß diese Analyse zugleich ausschließt, daß der Satz „Es gibt etwas, das nicht existiert“ überhaupt wohlgeformt ist – ebenso wie der Satz „Alles existiert.“ Die Antwort auf die ontologische Grundfrage danach, was es gibt, von der Quine zu Beginn von „On What There Is“ behauptet, daß sie so offensichtlich ist, daß keiner sie ernsthaft bezweifeln würde, entpuppt sich seiner eigenen Analyse zufolge als sinnlos – ein Ergebnis, das Quine in *Word and Object* sogar zu begrüßen scheint, wenn er schreibt: „[...] there is little evident sense in ‚(x)(x exists)‘ or ‚( $\exists x$ )(x exists)‘.“<sup>124</sup>

Man sollte sich vergegenwärtigen, wie drastisch die zuletzt genannte Konsequenz von Quines Analyse von Existenzsätzen der Form „a existiert (nicht)“ ist, bevor man nach möglichen Modifikationen dieser Analyse sucht, mit deren Hilfe sie sich vermeiden läßt. Ich halte das deswegen für angebracht, weil es heutzutage viele Philosophen gibt, die ihrem eigenen Selbstverständnis nach Quineaner *in puncto* Existenz sind und dennoch meinen, behaupten zu können, daß alles existiert. Niemand, der Quines Ausführungen in *Word und Object* für bare Münze nimmt und ihnen zustimmt, sollte das tun. Dasselbe gilt auch für einen anderen, bei Quineanern sehr beliebten Slogan Quines: „to be is to be the value of a variable“ – „existieren heißt Wert einer Variablen sein“.<sup>125</sup> Wert einer Variablen zu sein ist eine Eigenschaft erster Stufe, eine Eigenschaft, die allen Gegenständen im Bereich der Quantoren, von denen die Variablen gebunden werden, zukommt. Wieder gilt: Wenn wir Quines Ausführungen in *Word und Object* für bare Münze nehmen, sollten wir dem Slogan nicht zustimmen, denn der Existenzquantor selbst drückt keine Eigenschaft der Gegenstände im Quantifikationsbereich aus; er drückt überhaupt keine Eigenschaft von Gegenständen aus.<sup>126</sup> Das schließt freilich nicht aus, daß die richtige Reaktion auf diese Einsichten für einen Quineaner darin besteht, dessen Ausführungen in *Word und Object* nicht für bare Münze zu nehmen. Ich werde im folgenden die naheliegendste Modifikation zu Quine Analyse vorstellen, untersuchen, ob sie Quine nicht sogar selbst vertreten hat, und prüfen, ob sie sachlich überzeugend ist.

<sup>124</sup> Quine (1960): 176; vgl. auch Rein (1988): 476.

<sup>125</sup> Vgl. Quine (1953b): 13.

<sup>126</sup> Zu diesem Punkt vgl. Geach (1964): 161 f., Williams (1981): 164 und Lambert (1967): 140.

Die naheliegendste Modifikation von Quines Analyse in *Word and Object* besteht darin, auf die These zu verzichten, daß Existenz in einer formalen Sprache ausschließlich durch den Existenzquantor ausgedrückt wird, und anzunehmen, daß Existenz dort manchmal auch durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ ausgedrückt wird. Die Sätze (42) und (43) und Quines These (Q) kann man dann folgendermaßen analysieren:

(42) Alle Menschen existieren, hätten aber auch nicht existieren können.

(42\*)  $\forall x(Mx \rightarrow \exists y(y = x) \wedge \diamond \neg \exists y(y = x))$

(43) Es gibt jemanden, der existiert, aber auch nicht hätte existieren können.

(43\*)  $\exists x(\exists y(y = x) \wedge \diamond \neg \exists y(y = x))$

(Q) Es gibt alles.

(Q\*)  $\forall x \exists y(y = x)$ <sup>127</sup>

Daß Existenz in einer formalen Sprache nicht ausschließlich durch den Existenzquantor, sondern auch durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ ausgedrückt wird, ist eine Annahme, die heutzutage von Philosophen, die in der Tradition Quines stehen, gemacht wird – und zwar oft eher unter der Hand als explizit. Man sollte aber beachten, daß das, was durch den Existenzquantor ausgedrückt wird, und das, was durch den genannten offenen Satz ausgedrückt wird, Dinge sehr verschiedener Art sind. Wenn man annimmt, daß beide Ausdrücke eine Eigenschaft ausdrücken, drückt der Existenzquantor, wie oben erläutert, eine Eigenschaft zweiter Stufe aus – die Eigenschaft  $\lambda X(\exists x Xx)$  –, der offene Satz „ $\exists y(y = x)$ “ hingegen eine Eigenschaft erster Stufe, das heißt eine Eigenschaft von Gegenständen – die Eigenschaft  $\lambda x(\exists y(y = x))$  –, eine Eigenschaft, die man naheliegenderweise auch als die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, bezeichnen könnte. Ferner ist die Eigenschaft zweiter Stufe eine diskriminierende Eigenschaft (von Eigenschaften), die Eigenschaft erster Stufe hin-

---

<sup>127</sup> In Quine (1995) gibt Quine die Behauptung, daß etwas existiert, als „ $\exists x(Fx \rightarrow Fx)$ “ wieder (ebd. 278). Diese Schreibweise läßt zwei Interpretationen offen. Entweder wird das natürlichsprachliche „existiert“ durch den Existenzquantor wiedergegeben, und „Etwas existiert“ heißt (unplausiblerweise, wie ich meine) soviel wie „Es existieren Gegenstände, für die gilt, daß sie F sind, wenn sie F sind“; dann hätte die Behauptung, daß etwas existiert, eine andere logische Form als die, daß alles existiert. Oder das „etwas“ wird übersetzt durch den Existenzquantor und „existiert“ durch den offenen Satz „ $(Fx \rightarrow Fx)$ “. „Alles existiert“ könnte dann analog wiedergegeben werden als „ $\forall x(Fx \rightarrow Fx)$ “. Diese Lesart läßt sich auf die gleiche und im folgenden ausgeführte Weise kritisieren, wie die, laut der „existiert“ als „ $\exists y(y = x)$ “ wiedergegeben wird.



gegen eine nicht-diskriminierende Eigenschaft (von Gegenständen). Diese Annahmen lassen sich anhand der folgenden Thesen explizit machen:

- (Q3) Der natürlichsprachliche Ausdruck „existiert“ (bzw. andere geeignete Flexionsformen des Verbs „existieren“) ist mehrdeutig. In einer Bedeutung – explizit gemacht durch den mit dem Index „1“ versehenen Ausdruck „existieren<sub>1</sub>“ – ist der Ausdruck ein logischer Quantor, das heißt wird adäquat durch den Existenzquantor in eine logische Sprache übersetzt; in der anderen Bedeutung – explizit gemacht durch den mit dem Index „2“ versehenen Ausdruck „existieren<sub>2</sub>“ – ist der Ausdruck ein komplexes logisches Prädikat und wird durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ adäquat in eine logische Sprache übersetzt.
- (Q5) Existenz<sub>1</sub>, das heißt diejenige Eigenschaft, die durch „existieren<sub>1</sub>“ ausgedrückt wird, ist eine Eigenschaft zweiter Stufe, das heißt eine Eigenschaft von Eigenschaften erster Stufe, genauer gesagt eine Quantität; Existenz<sub>2</sub>, das heißt diejenige Eigenschaft, die durch „existieren<sub>2</sub>“ ausgedrückt wird, ist eine Eigenschaft erster Stufe, das heißt eine Eigenschaft von Gegenständen.
- (Q6) Existenz<sub>1</sub> ist eine diskriminierende Eigenschaft zweiter Stufe, das heißt eine Eigenschaft, die manchen Eigenschaften erster Stufe zukommt, anderen hingegen nicht. Existenz<sub>2</sub> ist eine nicht-diskriminierende Eigenschaft erster Stufe, das heißt eine Eigenschaft, die allen Gegenständen zukommt.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob Quine die Thesen (Q3), (Q5) und (Q6) akzeptiert hätte – einmal abgesehen davon, daß er die Rede von Eigenschaften sowieso suspekt findet. In *Word and Object* diskutiert er den Vorschlag, den natürlichsprachlichen Ausdruck „existiert“ durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ zu übersetzen, und lehnt ihn ab. Allerdings tut er das in Verbindung mit einem bestimmten Vorschlag zur Analyse von Sätzen der Form „a existiert (nicht)“, nämlich dem Vorschlag, den Ausdruck „existiert“ durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ und den Namen „a“ durch eine Individuenkonstante zu übersetzen.<sup>128</sup> Dieses Verfahren bringt, wie schon einmal gesagt, die Schwierigkeit mit sich, daß im Rahmen der klassischen Prädikatenlogik – das heißt unter der Annahme von Prinzip (M4) – Sätze mit leeren Individuenkonstanten unzulässig sind, das heißt in der Semantik der logischen Sprache jeder Individuenkon-

---

<sup>128</sup> Quine (1960): 176; vgl. auch Quine (1958): 150 f.

stante ein Gegenstand zugeordnet wird. Dann aber ist jeder Satz, der die Form des Satzes (39#) hat, falsch und daher keine korrekte Übersetzung von (39):

(39) Luzifer existiert nicht.

(39#)  $\neg\exists x(x = a)$

Man könnte dieses Problem auch so beschreiben: Wenn – *per impossibile* – Satz (39#) in der klassischen Prädikatenlogik wahr wäre, würde nach der Regel der Existenzgeneralisierung aus ihm der Satz

(39##)  $\exists y\neg\exists x(x = y)$

ableitbar sein, ein Satz der nicht nur ebenfalls logisch falsch ist, sondern – wenn „ $\exists x(x = y)$ “ für „x existiert“ steht – eine Übersetzung der von Quine abgelehnten These

(M#) Es gibt etwas, das nicht existiert.

wäre. Auch bei der Übersetzung von Sätzen der Form „a existiert (nicht)“, in denen „a“ ein nicht-leerer singulärer Term ist, führt die genannte Analyse zu Schwierigkeiten. Denn zwar sind die Sätze

(40) Erwin Teufel existiert nicht.

und

(40#)  $\neg\exists x(x = a)$

$V(a) = \text{Erwin Teufel}$

beide falsch, Satz (40#) ist aber logisch falsch. („ $a = a$ “ ist logisch wahr, und daraus ergibt sich durch Existenzgeneralisierung „ $\exists x(x = a)$ “.) Wenn man annimmt, daß logisch wahre Sätze notwendigerweise wahr und logisch falsche Sätze notwendigerweise falsch, das heißt unmöglich wahr sind, ergibt sich aus (40#), daß gilt: „ $\neg\Diamond\neg\exists x(x = a)$ “, was – wenn „ $\exists x(x = a)$ “ für „x existiert“ steht – rückzuübersetzen wäre als „Es ist unmöglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.“. Satz (41), der den Ausgangspunkt der gegenwärtigen Überlegungen gebildet hat, müßte gemäß dieser Analyse dann falsch sein.

(41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

(41#)  $\exists x(x = a) \wedge \Diamond\neg\exists x(x = a)$

Man kann auf die eben genannten Schwierigkeiten dadurch reagieren, daß man zur Analyse von Sätzen der Form nicht mehr die klassische Prädikatenlogik, sondern eine sgn. „freie Logik“ verwendet, in der leere Individuenkonstanten zugelassen sind und die Regeln der Existenzgeneralisierung und Allspezialisierung eingeschränkt werden. Um diesen Ansatz, der auf eine Ablehnung von Prinzip (M4) hinausläuft – wird es in Abschnitt C dieser Arbeit gehen. Wenn man innerhalb von Quines Konzeption<sup>129</sup> an dem Vorschlag festhalten will, die Sätze (42) und (43) als (42\*) und (43\*) und den Ausdruck „existiert“ durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ zu übersetzen, muß man eine andere Analyse von Satz (41) als (41#) finden, und zwar eine, die mit Quines Prinzip

(Q2) Natürlichsprachliche Existenzsätze, die die grammatikalische Form „a existiert“ haben, wobei „a“ ein singulärer Term wie ein Name, eine Kennzeichnung oder ein Pronomen sein kann, haben die logische Form eines quantifizierten Satzes, nämlich die Form „ $\exists x\phi$ “.

vereinbar ist. Die einzig annähernd plausible Alternativübersetzung, die diese Anforderung erfüllt, scheint mir die folgende zu sein:

(41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

(41\*\*)  $\exists x(Gx \wedge \exists y(y = x) \wedge \diamond \neg \exists y(y = x))$

(Die Interpretation von „G“ ist dabei dieselbe wie die für (41\*))

Auf diese Weise folgt (41) aus (42) zusammen mit der Annahme, daß Erwin Teufel ein Mensch ist, und (43) folgt aus (41).

Ich glaube trotzdem nicht, daß (41\*\*) eine plausible Übersetzung von (41) ist. Mein erster – etwas vager – Einwand ist, daß selbst dann, wenn wir Satz (44) korrekt als (44\*) übersetzen:

(44) Erwin Teufel existiert.

(44\*)  $\exists x(Gx \wedge \exists y(y = x))$

wenig dafür spricht, daß es der offene Satz „ $\exists y(y = x)$ “ ist, der in (44\*) den natürlichsprachlichen Ausdruck „existiert“ wiedergibt. Der Einwand ist im wesentlichen derselbe, den Frege in der oben zitierten Passage aus dem Nachwort zum *Dialog mit Pünjer über Existenz* gegen die in (F2.c) zusammengefaßte Position vorbringt. Wenn

<sup>129</sup> Zu Quines Ablehnung der freien Logik vgl. z.B. Quine (1995).

man – anders als Meinong – weiterhin annimmt, daß der partikuläre Quantor Existenz ausdrückt, würde auch der folgende Satz notwendigerweise genau dann wahr sein, wenn Erwin Teufel existiert:

(44\*\*)  $\exists x Gx$

Der Zusatz „ $\wedge \exists y(y = x)$ “ scheint überflüssig zu sein, oder anders: Man kann ihn, wie alle offenen Sätze, für die es logisch notwendig ist, daß sie von allem erfüllt sind, als Konjunktionsglied an jeden durch einen Existenzquantor gebundenen offenen Satz hängen, ohne daß sich dessen Wahrheitswert ändert. Dasselbe gälte auch für die Zusätze „ $\wedge (x = x)$ “ oder – für eine beliebige Interpretation von „F“ – „ $\wedge (Fx \rightarrow Fx)$ “. Wenn man die durch „ $\exists y(y = x)$ “ formulierte Bedingung aber auch weglassen kann, dann scheint dieser Ausdruck nicht derjenige Teilausdruck von (44\*) zu sein, der den Ausdruck „existiert“ in (44) übersetzt.

Dieser Einwand ist, wie angekündigt, etwas vage, denn als ich festgelegt habe, was ich unter einer angemessenen Übersetzung eines natürlichsprachlichen Satzes in den einer formalen Sprache verstehe, habe ich keine Festlegungen bezüglich der Frage getroffen, wie sich die Teilausdrücke von Sätzen, die eine angemessene Übersetzung voneinander sind, zueinander verhalten. Ich habe allerdings gesagt, daß man natürlichsprachliche Sätze auf *systematische* Weise in formalsprachliche Sätze übersetzen muß, und das hilft, den zuletzt genannten Einwand zu präzisieren. „Systematisch“ soll in diesem Fall heißen, daß Negationen von natürlichsprachlichen Existenzaussagen immer auf die gleiche Weise in der formalen Sprache wiedergegeben werden. Das aber ist bei der modifizierten Quineschen Analyse nicht möglich. Diese Analyse läßt es nicht zu, die Negation von natürlichsprachlichen Existenzsätzen als interne Negation bzw. Prädikatnegation zu verstehen. „Luzifer existiert nicht“ kann nicht verstanden werden als „Luzifer hat die Eigenschaft, nicht zu existieren“, sondern muß verstanden werden als „Es ist nicht der Fall, daß Luzifer die Eigenschaft hat, zu existieren“, das heißt wir können (39) und (40) nur als (39\*) und (40\*), nicht aber als (39\*\*) und (40\*\*) übersetzen:

(39) Luzifer existiert nicht.

(39\*)  $\neg \exists x(Fx \wedge \exists y(y = x))$

(39\*\*)  $\exists x(Fx \wedge \neg \exists y(y = x))$

(40) Erwin Teufel existiert nicht.

(40\*)  $\neg \exists x(Fx \wedge \exists y(y = x))$

(40\*\*)  $\exists x(Gx \wedge \neg \exists y(y = x))$

(39\*\*) ist anderes als (39) falsch, und (40\*\*) ist zwar ebenso wie (40) falsch, aber notwendigerweise falsch.

Wenn die Negation in (39) und (40) richtig durch (39\*) und (40\*) wiedergegeben wird, dann sollte man – dem Gebot der Systematizität folgend – Satz (45) als (45\*) und nicht als (45\*\*) übersetzen:

(45) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(45\*)  $\diamond\neg\exists x(Gx \wedge \exists y(y = x))$

(45\*\*)  $\exists x(Gx \wedge \diamond\neg\exists y(y = x))$

Das Problem ist nun aber, daß man (45) als (45\*\*) übersetzen muß, damit (41) aus (42) zusammen mit der Annahme, daß Erwin Teufel ein Mensch ist, folgt und andererseits aus (41) folgt, daß es etwas gibt, daß möglicherweise nicht existiert. Man müßte also, damit der Vorschlag plausibel bleibt, die Negation in (45) als interne Negation und die in (39) und (40) als externe Negation verstehen. Könnte das nicht gerechtfertigt sein? Es wäre meiner Ansicht nach nur dann gerechtfertigt, das heißt dem Gebot der Systematizität der Übersetzung wäre nur dann Genüge getan, wenn es Anzeichen dafür gäbe, daß auch in der natürlichen Sprache Existenznegation in modalen Kontexten anders funktioniert als in nicht-modalen. Nicht nur gibt es, so weit ich sehe, keinerlei solcher Anzeichen, sondern es gibt auch Anzeichen, die gegen diese Ungleichheit sprechen. So kann man Satz (46) im Sinne von (46#) und (46') verkürzen:

(46) Luzifer existiert tatsächlich nicht, Erwin Teufel existiert möglicherweise nicht.

(46#) Luzifer existiert tatsächlich nicht, Erwin Teufel möglicherweise nicht.

(46') Existieren tut Luzifer tatsächlich nicht, Erwin Teufel aber bloß möglicherweise nicht.

(46#) und (46') machen deutlich, daß „existiert nicht“ im ersten Teil von (46) genauso zu verstehen ist wie im zweiten, weswegen man (46) entweder als (46\*) oder als (46\*\*) übersetzen müßte:

(46\*)  $\neg\exists x(Fx \wedge \exists y(y = x)) \wedge \diamond\neg\exists x(Gx \wedge \exists y(y = x))$

(46\*\*)  $\exists x(Fx \wedge \neg\exists y(y = x)) \wedge \exists x(Gx \wedge \diamond\neg\exists y(y = x))$

$$V(F) = \emptyset$$

Bei (46\*\*) ist das erste Konjunktionsglied aber falsch, und (46\*) belegt, daß auch in modalen Kontexten die Negation extern verstanden werden müßte.

Die zuletzt genannte Schwierigkeit tritt nicht nur bei solchen Sätzen der Form „a hätte auch nicht existieren können“ auf, bei denen „a“ ein Name ist, sondern auch dann, wenn „a“ eine Kennzeichnung ist, das heißt sie betrifft auch die ursprüngliche Russellsche Analyse. Wenn man, wie oben vorgeführt, den kontingenterweise falschen Satz (37) als (37\*) analysiert:

(37) Der letztjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg existiert nicht.

(37\*)  $\neg \exists x \forall y (Fy \leftrightarrow x = y)$

dann sollte man Satz (47) entsprechend als (47\*) analysieren:

(47) Der letztjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

(47\*)  $\exists x \forall y (Fy \leftrightarrow x = y) \wedge \diamond \neg \exists x \forall y (Fy \leftrightarrow x = y)$

(47\*) gibt aber nicht die einzige Lesart von (47) wieder und schon gar nicht die naheliegendste. Satz (47\*) ist wahr, wenn es eine Person gibt, die als einzige letztes Jahr Ministerpräsident von Baden-Württemberg war, und wenn es möglich ist, daß es keine Person gibt, die als einzige letztes Jahr Ministerpräsident von Baden-Württemberg war. Satz (47\*) wäre also selbst dann wahr, wenn derjenige, der tatsächlich letztes Jahr als einziger Ministerpräsident von Baden-Württemberg war, – Erwin Teufel nämlich – in allen möglichen Welten existierte, so lange es nur Welten gibt, in denen es nicht der Fall ist, daß jemand als einziger letztes Jahr Ministerpräsident von Baden-Württemberg war. In der gängigsten Lesart von Satz (47) wollen wir aber gerade behaupten, daß es Welten gibt, in denen derjenige, der tatsächlich Ministerpräsident von Baden-Württemberg ist, nicht existiert, das heißt wir wollen etwas behaupten, das aus Satz (42) zusammen mit der Annahme folgt, daß der letztjährige Ministerpräsident von Baden-Württemberg ein Mensch ist, und aus dem seinerseits Satz (41) folgt. Dieses Ergebnis ist deswegen wichtig, weil es zeigt, daß man auch dann nicht die Probleme mit Sätzen der Form „a existiert (nicht)“, in denen „a“ ein Name ist, gelöst hat, wenn man zeigen kann, daß Namen der natürlichen Sprache, wie Russell meinte, immer auf irgendeine Weise als Kennzeichnungen analysiert werden können. Der einzig einigermaßen plausible Vorschlag in dieser Richtung scheint mir der zu sein, Namen als metasprachliche Kennzeichnungen zu verstehen.<sup>130</sup> Ein Name wie „Erwin Teufel“ könnte diesem Vorschlag zufolge analysiert werden als die Kennzeichnung „derjenige, der Erwin Teufel heißt“ oder „die Person, die mir unter dem

<sup>130</sup> Für Argumente für eine metasprachliche Analyse singulärer Existenzsätze vgl. Redmon (1973).

Namen ‚Erwin Teufel‘ bekannt ist“. Selbst wenn das so sein sollte, hätte man immer noch das Problem, daß man Satz (41) entweder als (41+) oder als (41++) analysieren müßte:

- (41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.  
 (41+)  $\exists x \forall y ((Gx \leftrightarrow x = y) \wedge \exists z (z = x)) \wedge \diamond \neg \exists x \forall y ((Gx \leftrightarrow x = y) \wedge \exists z (z = x))$   
 (41++)  $\exists x \forall y ((Gx \leftrightarrow x = y) \wedge \exists z (z = x) \wedge \diamond \neg \exists z (z = x))$   
 $V(G) = \{x, x \text{ heißt Erwin Teufel}\}$

Wieder hat (41+) die falschen Wahrheitsbedingungen, und (41++) verträgt sich nicht damit, daß man Satz (39) nur als (39+) und nicht als (39++) übersetzen kann:

- (39) Luzifer existiert nicht.  
 (39+)  $\neg \exists x (Fx \wedge \exists y (y = x))$   
 (39++)  $\exists x (Fx \wedge \neg \exists y (y = x))$   
 $V(F) = \{x, x \text{ heißt Luzifer}\}$

Es gibt noch andere Einwände gegen die modifizierte Quinesche Analyse. Da diese aber nicht nur gegen diese, sondern gegen jede Analyse sprechen, die „x existiert“ durch „ $\exists y (y = x)$ “ oder ein Prädikat, das durch alles erfüllt wird, übersetzt, und also annimmt, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, werde ich später in Abschnitt C und D auf sie eingehen. Dort werde ich erst einmal eine Konzeption vorstellen, die meines Erachtens – wenn man schon annimmt, daß es einen Sinn gibt, in dem Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, obwohl nicht alles notwendigerweise existiert – plausibler ist als die modifizierte Quinesche Analyse.

Vorher möchte ich allerdings noch kurz ein Argument präsentieren, daß generell dagegen spricht, daß das, was wir mit dem Wort „Existenz“ bezeichnen, immer eine Quantität ist. Betrachten wir die folgenden Sätze:

- (48) Der Großvater des Abtes lebte 83 Jahre lang.  
 (49) Die Ehe der Eltern des Abtes bestand 43 Jahre.  
 (50) Die gestrige Predigt des Abtes fand von 10 Uhr bis 10.30 Uhr statt.

Es scheint mir nicht völlig abwegig, daß man das, was man mit diesen Sätzen sagt, auch durch die Äußerung der folgenden Sätze ausdrücken könnte:

- (48.a) Der Großvater des Abtes existierte 83 Jahre.  
 (49.a) Die Ehe der Eltern des Abtes existierte 43 Jahre.  
 (50.a) Die gestrige Predigt des Abtes existierte von 10 Uhr bis 10.30 Uhr.

Nicht, daß es sich bei diesen Sätzen um stilistische Glanzleistungen handelte – aber man versteht, was damit gemeint ist. Der Ausdruck „existieren“ wird also – und zwar, wie mir scheint, häufig auch in philosophischen Kontexten – so verwendet, als drücke er einen Oberbegriff zu Begriffen wie dem des Lebens, dem des Bestehens oder dem des Stattfindens aus. In diesem Sinne von „existieren“ könnte man sagen, daß Leben eine Weise zu existieren ist, und zwar die von Organismen wie Menschen oder Tieren, Bestehen die Existenzweise von Institutionen wie Ehen, Staaten oder vertraglichen Vereinbarungen, und Stattfinden oder Dauern die Existenzweise von Ereignissen, Prozessen und Zuständen wie Predigten, Kriegen oder Krankheiten. Mit solchen Existenzweisen sind je spezifische Kriterien verbunden, die Anfang und Ende der Existenz festlegen. Ein Mensch beginnt zu existieren (im Sinne von „leben“), wenn er geboren wird, und hört damit auf, wenn er stirbt. Eine Ehe beginnt zu existieren (im Sinne von „bestehen“), wenn sie geschlossen wird, eine Partei, wenn sie gegründet wird, und sie hören damit auf, wenn sie geschieden bzw. aufgelöst werden. Und eine Predigt beginnt zu existieren (im Sinne von „stattfinden“), wenn sie beginnt, und hört damit auf, wenn sie zu Ende ist. Bei manchen Arten von Dingen gibt es im Deutschen gar keine spezifischeren Ausdrücke für das, was man durch diese Verwendung von „existieren“ aussagt. Ein Fahrrad lebt und besteht weder, noch findet es statt; aber es kann eine Zeit lang existieren und dann irgendwann nicht mehr. Dasselbe gilt für Hosen, Kuchen, Vulkane, Elektronen, Wolken oder Haferflocken – und für vieles mehr.

Sucht man nach einem Merkmal, das allen Dingen gemein ist, während sie in dem genannten Sinne existieren, kommt dafür am ehesten die Eigenschaft in Frage, eine bestimmte Stelle in Raum und Zeit – oder zumindest in der Zeit<sup>131</sup> – einzunehmen. Ich werde dafür im folgenden als Kunstwort manchmal den Ausdruck „in der Welt anwesend sein“ verwenden<sup>132</sup> und von „Existenz im Sinne von Anwesenheit“ sprechen. Der Ausdruck „Anwesenheit (in der Welt)“ scheint mir besser geeignet als der manchmal in der Literatur verwendete Ausdruck „Konkretheit“.<sup>133</sup> Konkret zu sein ist das Gegenteil der Eigenschaft, abstrakt zu sein, und von dieser Eigenschaft scheint es mir merkwürdig zu behaupten, daß Gegenstände sie eine bestimmte Zeit lang haben. Konkret zu sein, scheint vielmehr die Eigenschaft zu sein, sich an irgendeiner Stelle in Zeit (und Raum) zu befinden, das heißt irgendwann (und irgendwo) einmal in der

---

<sup>131</sup> Die Einschränkung scheint mir angebracht, weil es zumindest nicht offensichtlich ist, daß Dinge wie Ehen und vertragliche Vereinbarungen Dinge im Raum sind.

<sup>132</sup> „Anwesenheit“ ist ein Kunstwort, denn im üblichen Sinne von „Anwesenheit“ klingt es zweifellos sehr merkwürdig zu sagen, eine Ehe, eine Predigt oder ein Fahrrad seien so-und-so lang anwesend gewesen. (Etwas weniger befremdlich klingt vielleicht die Formulierung, sie seien so-und-so lang in der Welt anwesend gewesen.)

<sup>133</sup> Vgl. z.B. Linski, Zalta (1994) und (1996) und Williamson (1998): 259 und (2002): 45.



Welt anwesend zu sein, und es ist fraglich, ob es sinnvoll ist, von dieser Eigenschaft wiederum zu sagen, ein Gegenstand habe sie eine Zeit lang.<sup>134</sup>

Wenn wir zugestehen, daß „existieren“ manchmal verwendet wird, um Existenz im Sinne von Anwesenheit in der Welt auszudrücken, dann bezeichnet „Existenz“ nicht in jeder Bedeutung dieses Ausdrucks eine Quantität. Der Begriff von Existenz im Sinne von Anwesenheit ist, wie gesagt, ein Oberbegriff zu Begriffen wie dem des Lebens, Bestehens oder Stattfindens, und zu leben, zu bestehen und stattzufinden sind zweifellos Eigenschaften von Gegenständen. Ebenso wenig scheint es mir adäquat, Existenz im Sinne von Anwesenheit mit der Eigenschaft zu identifizieren, die in der Formulierung von (Q6) „Existenz<sub>2</sub>“ genannt wurde, das heißt mit der Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, bzw.  $\lambda x(\exists y(y = x))$ . Existenz<sub>2</sub> sollte eine nicht-diskriminierende Eigenschaft sein, Existenz im Sinne von Anwesenheit kommt aber nur Gegenständen in Raum und Zeit zu. Da nicht alle Dinge in Raum und Zeit existieren, oder zumindest die begriffliche Möglichkeit bestehen sollte, daß es Gegenstände wie Zahlen, Eigenschaften oder Propositionen gibt, die diese Eigenschaft nicht haben, sind Existenz im Sinne von Anwesenheit und Existenz<sub>2</sub> voneinander zu unterscheiden.

Für die Frage, wie man erklären kann, daß die Sätze (37) – (47) die Wahrheitswerte haben können, die sie haben, wird der Begriff von Existenz im Sinne von Anwesenheit im folgenden erst einmal keine Rolle spielen. Ich werde später jedoch auf ihn zurückkommen, vor allem, wenn es um Aussagen darüber gehen wird, daß bestimmte Dinge nicht mehr existieren.<sup>135</sup>

---

<sup>134</sup> Vgl. dazu unten die Überlegungen in Kapitel 12.

<sup>135</sup> Vgl. unten Kapitel 12 und 14.

### C. Existenz als nicht-diskriminierende und teils kontingente Eigenschaft von Gegenständen

In den nächsten beiden Abschnitten C und D wird es um die bereits aus der modifizierten Quineschen Analyse bekannte Behauptung gehen, daß das Wort „Existenz“ wenigstens in einer seiner Bedeutungen eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ausdrückt, das heißt eine Eigenschaft, die allen Gegenständen zukommt. Wie sich zeigen wird (und zum Teil schon gezeigt hat), besteht eine der Hauptschwierigkeiten dieser Behauptung darin, sie mit der Annahme zu vereinbaren, daß es Gegenstände gibt, die kontingenterweise existieren. In diesem Abschnitt C wird es um Positionen gehen, die versuchen, diese Schwierigkeit zu lösen, wobei bereits der letzte hier diskutierte Autor – Kit Fine – mit der Annahme kokettiert, daß das Wort „Existenz“ zumindest in einer Bedeutung eine nicht-diskriminierende *notwendige* Eigenschaft von Gegenständen ausdrückt.<sup>136</sup> Diese Annahme wird von Timothy Williamson, dem Autor, dessen Konzeption ich in Abschnitt D behandeln werde, explizit gemacht. Williamson löst den Konflikt zwischen der Universalität von Existenz und die Möglichkeit ihrer Kontingenz dadurch, daß er letztere bestreitet. Für ihn gibt es zwar auch einen Sinn von „Existenz“, in dem dieser Ausdruck eine nicht-diskriminierende kontingente Eigenschaft ausdrückt, aber eben zudem einen, in dem er eine diskriminierende notwendige Eigenschaft ausdrückt. Bevor ich zu den jeweiligen Positionen komme, noch eine kurze terminologische Klarstellung: Wenn ich von der These spreche, daß Existenz im Falle bestimmter Gegenstände eine nicht-diskriminierende kontingente Eigenschaft dieser Gegenstände ist, dann ist damit natürlich nicht die Behauptung gemeint, daß es im Falle bestimmter Arten  $F$  von Gegenständen kontingent ist, daß Existenz allen  $F$ s zukommt. Den Autoren aus Abschnitt C kann durchaus die These unterstellt werden, daß Existenz zum Beispiel im Falle von Menschen notwendigerweise eine nicht-diskriminierende kontingente Eigenschaft ist (das heißt die These:  $\Box \forall x(Mx \rightarrow E!x \wedge \Diamond \neg E!x)$ ). In der Redeweise möglicher Welten hieße das: In allen möglichen Welten haben jeweils alle Menschen dort die Eigenschaft zu existieren. Die in Abschnitt D behandelte Gegenthese besagt dagegen im Falle von Menschen, daß notwendigerweise alle Menschen derart sind, daß sie notwendigerweise existieren ( $\Box \forall x(Mx \rightarrow \Box E!x)$ ). Für alle Menschen in allen möglichen Welten gilt, daß sie jeweils auch in allen anderen möglichen Welten existieren. Die Frage, wie man eine anscheinend so vollends absurde These vertreten kann, wird hoffentlich im Laufe des folgenden Abschnitts eine Antwort finden, wenn sich zeigt, wie schwer es ist, die

---

<sup>136</sup> Vgl. unten Kapitel 10.

These, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, mit der Annahme zu verbinden, daß bestimmte Gegenstände kontingenterweise existieren.

### 7. Die freie Logik

Wer annimmt, daß es wahre Sätze der Form „*a* existiert nicht“ gibt, und Meinongs These (M6) vermeiden will, das heißt die Annahme, daß es Gegenstände gibt, die nicht existieren, muß entweder auf Prinzip (M2) verzichten – die Annahme, daß Sätze der Form „*a* existiert nicht“ die logische Form einer negierten Prädikation haben – oder aber auf Prinzip (M4):

(M4) Sätze, in denen eine logische Individuenkonstante  $\tau$  vorkommt, sind nur dann wahr oder falsch, wenn es einen Gegenstand gibt, der durch  $\tau$  bezeichnet wird.

Auf (M4) zu verzichten, heißt, darauf zu verzichten, als logische Sprache, die zur Analyse von natürlichsprachlichen Sätzen dient, eine klassische prädikatenlogische Sprache zu verwenden. Eine logische Individuenkonstante ist nämlich ein natürlichsprachlicher Ausdruck, der in einer formalen Sprache durch eine Individuenkonstante übersetzt wird, und Individuenkonstanten, denen kein Gegenstand als semantischer Wert zugeordnet wird, sind in einer klassischen prädikatenlogischen Sprache nicht erlaubt. Der Verzicht auf (M4) macht es also notwendig, auf eine Logik zurückzugreifen, in der leere Individuenkonstanten erlaubt sind. Eine solche Logik bezeichnet man als *freie Logik* („free logic“).<sup>137</sup> In die logische Sprache einer freien Logik kann man Satz (39) übersetzen, indem „existiert“ durch das Existenzprädikat „E!“<sup>138</sup> übersetzt wird und „Luzifer“ durch eine Individuenkonstante, der von der Interpretationsfunktion  $V$  kein Gegenstand zugeordnet wird (ich werde in diesem Fall davon sprechen, daß der semantische Wert der Individuenkonstante undefiniert ist):

(39) Luzifer existiert nicht.

(39<sub>F</sub>)  $\neg E!a$

$V(a)$  ist undefiniert

---

<sup>137</sup> Für einen Überblick über die Motivation für eine freie Logik und verschiedene Konzeptionen einer solchen Logik vgl. Bencivenga (1986), Lambert (2001) und Lambert (2003): Kap. 8. Ich stütze mich im folgenden, wenn keine weiteren Quellen angegeben sind, auf diese Darstellungen.

<sup>138</sup> Das Existenzprädikat „E!“ wird in einigen Versionen der freien Logik als primitiv behandelt, in anderen zum Beispiel folgendermaßen definiert: „ $E!x \stackrel{\text{Def.}}{=} \exists y(y = x)$ “ oder „ $E!\tau \stackrel{\text{Def.}}{=} \tau = \tau$ “ (vgl. Lambert (2001): 264 ff). Der Unterschied ist für meine Argumentation nicht relevant.

In der Regel wird der Ausdruck „freie Logik“ nur auf solche Logiken angewandt, bei denen die Quantoren existenzielle Bedeutung haben, das heißt denen zufolge es nichts gibt, das nicht existiert. Auch wenn es, wie ich am Ende dieses Kapitels erläutern werde, Philosophen gibt, die meinen, eine freie Logik zu vertreten, aber diese Annahme nicht teilen, und zwar ohne Meinongianer zu sein, werde ich mich hier erst einmal auf solche freien Logiken beschränken, in denen die folgende Annahme eine logische Wahrheit ist:

(F) Alles existiert.

(F\*)  $\forall x E!x$

Vertreter dieser Form der freien Logik teilen mit Frege, Russell und Quine also die obige These (F1), das heißt die Annahme, daß beide Teile aller Satzpaare der Form „Es gibt Fs“/ „Fs existieren“ jeweils denselben Wahrheitswert haben. Sie lehnen dagegen die Fregesche These (F3) ab, das heißt die These, daß der natürlichsprachliche Ausdruck „existiert“ immer ein logischer Quantor ist. Ob sie meinen, daß dieser Ausdruck mehrdeutig ist oder nicht, das heißt ob er manchmal eine Quantität und manchmal eine Eigenschaft von Gegenständen ausdrückt, oder immer eine Eigenschaft von Gegenständen, sei hier dahingestellt. Die folgenden beiden Thesen kann man ihnen jedenfalls zusprechen:

(FL5) Existenz ist – jedenfalls in einer Bedeutung von „Existenz“ – eine Eigenschaft von Gegenständen.

(FL6) Existenz ist – jedenfalls in einer Bedeutung von „Existenz“ – eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen, und zwar eine, die manchen Gegenständen kontingenterweise zukommt.

Damit nun die Wahrheit von Sätzen wie (39<sub>F</sub>) mit der von (F\*) vereinbar ist, muß in einer freien Logik die Regel der Existenzgeneralisierung, so wie sie im Kalkül der klassischen Prädikatenlogik formuliert ist, eingeschränkt werden, denn sonst wäre aus (39<sub>F</sub>) der Satz „ $\exists x \neg E!x$ “ ableitbar. In Kalkülen der freien Logik werden deswegen die Regeln der Existenzgeneralisierung und Allspezialisierung folgendermaßen modifiziert:

(EG<sub>F</sub>)  $\phi(\tau/x) \wedge E!\tau \vdash \exists x\phi$

(AS<sub>F</sub>)  $\forall x\phi \wedge E!\tau \vdash \phi(\tau/x)$

Diese Einschränkung hilft auch, wenn man von einem tatsächlich existierendem Gegenstand sagen will, daß er möglicherweise nicht existiert, ohne daß daraus folgen soll, daß es möglicherweise etwas gibt, das nicht existiert.<sup>139</sup> Aus der Übersetzung (45<sub>F</sub>) von Satz (45) folgt nicht der Satz „ $\diamond\exists x\neg E!x$ “:

(45) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(45<sub>F</sub>)  $\diamond\neg E!a$

Die Frage ist nun, wie man die Semantik einer Sprache der freien Logik formuliert, damit ein Satz wie (39<sub>F</sub>) wahr ist. Es gibt verschiedene Antworten auf diese Frage, aber ich werde mich erst einmal nur auf die heute gängigste Semantik beschränken, diejenige der sgn. *negativen freien Logik*.<sup>140</sup> In der negativen freien Logik werden alle atomaren Sätze als falsch bewertet, in denen mindestens eine Individuenkonstante undefiniert ist. Die Semantik einer negativen freien Logik enthält für atomare Sätze eine Definition wie die folgende:

(NFL) Sätze der Form  $\lceil\Phi^n\tau_1, \dots, \tau_n\rceil$  (wobei  $\Phi^n$  ein  $n$ -stelliger Prädikatbuchstabe ist) sind wahr bzgl. einer Interpretation  $I$ , wenn  $V(\tau_1), \dots, V(\tau_n)$  alle definiert sind (das heißt die Interpretationsfunktion  $V$  jeder der Individuenkonstanten  $\tau_1, \dots, \tau_n$  einen Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich  $D$  zuordnet) und das  $n$ -Tupel  $\langle V(\tau_1), \dots, V(\tau_n) \rangle$  Element der Menge von  $n$ -Tupeln ist, die  $V$  dem Prädikatbuchstaben  $\Phi^n$  zuordnet, und ansonsten falsch bzgl.  $I$ .

Der Zusatz „und ansonsten falsch“ legt fest, daß atomare Sätze mit mindesten einer Individuenkonstante, der von  $V$  kein Gegenstand aus  $D$  zugeordnet wird, falsch sind.<sup>141</sup> Negationen solcher Sätze sind dagegen wahr. Wenn wir den Satz „Luzifer existiert“ durch einen Satz der negativen freien Logik übersetzen, in dem für „Luzifer“ eine undefinierte Individuenkonstante steht und für „existiert“ das einstellige Existenzprädikat „ $E!$ “, dann ist dieser Satz falsch:

(51) Luzifer existiert.

(51<sub>F</sub>)  $E!a$

$V(a)$  ist undefiniert

<sup>139</sup> Für die Vorteile, die eine freie Logik für eine quantifizierte Modallogik hat, vgl. z.B. Garson (1991).

<sup>140</sup> Der *locus classicus* für die negative freie Logik ist Burge (1974); eine einführende Darstellung findet sich bei Bostock (1997): 360 ff.

<sup>141</sup> Die Definition (NFL) vorausgesetzt kann man „ $E!\tau$ “ wie in Fußnote 138 erwähnt definieren.

Satz (39<sub>F</sub>), die Negation von (51<sub>F</sub>), ist entsprechend wahr.

Die Analyse mit Mitteln der negativen freien Logik hat zur Folge, daß sämtliche atomaren Sätze, in denen leere logische Individuenkonstanten vorkommen, als falsch bewertet werden. Wenn man annimmt, daß „Zeus“, „Kronos“, „E.T.“ und „der Teufel“ leere singuläre Terme sind, dann müßten zum Beispiel die Sätze (12), (13) und (15) falsch sein, jedenfalls dann, wenn man sie – ihrer Oberflächenform folgend – als atomare Sätze analysiert:

(12) Zeus ist der Sohn von Kronos.

(13) E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur.

(15) Der Abt hat Angst vor dem Teufel.

Das ist sicher etwas, das *prima facie* gegen die Analyse mittels negativer freier Logik spricht, ich werde diesen Kritikpunkt hier aber – wie auch im Abschnitt zu Quine – nicht weiter verfolgen.

Eine andere Schwierigkeit der negativen freien Logik ist die Analyse von Sätzen, in denen nicht-leere singuläre Terme in modalen Kontexten auftauchen. Erst einmal hat die negative freie Logik keine Schwierigkeiten, Satz (41) so zu analysieren, daß er in den richtigen inferenziellen Beziehungen zu den Sätzen (42) und (43) steht:

(41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

(41<sub>F</sub>)  $E!a \wedge \diamond \neg E!a$

(42) Alle Menschen existieren, hätten aber auch nicht existieren können.

(42<sub>F</sub>)  $\forall x(Mx \rightarrow E!x \wedge \diamond \neg E!x)$

(43) Es gibt jemanden, der existiert, aber auch nicht hätte existieren können.

(43<sub>F</sub>)  $\exists x(E!x \wedge \diamond \neg E!x)$

Damit (41<sub>F</sub>) wahr ist und (43<sub>F</sub>) daraus folgt, muß Erwin Teufel den offenen Satz „ $\diamond \neg E!x$ “ erfüllen. In der Terminologie möglicher Welten formuliert ist das genau dann der Fall, wenn es eine Welt gibt, bezüglich deren Erwin Teufel den offenen Satz „ $\neg E!x$ “ erfüllt. Da es sich bei der fraglichen Welt um eine handeln soll, in der Erwin Teufel nicht existiert, kann er bezüglich dieser Welt den offenen Satz „ $\neg E!x$ “ nicht in dem Sinne erfüllen, daß er *in* dieser Welt existiert und den offenen Satz *in* dieser Welt erfüllt. Das unterscheidet den Fall von dem, in dem behauptet wird, daß Erwin Teufel zwar Ministerpräsident ist, aber auch nicht Ministerpräsident hätte sein können. Diese Aussage ist wahr, weil es Welten gibt, in denen Teufel existiert und dort den offenen

Satz „ $\neg Mx$ “ erfüllt. Als Vertreter der negativen freien Logik kann man nun sagen, daß Erwin Teufel den offenen Satz „ $\neg E!x$ “ insofern bezüglich einer möglichen Welt erfüllt, in der er nicht existiert, als die Individuenkonstante „ $a$ “ aus (41<sub>F</sub>) keinen in dieser Welt existierenden Gegenstand als Wert zugeordnet bekommt, und hinsichtlich dieser Welt also leer, der Satz „ $E!a$ “ deswegen falsch und „ $\neg E!a$ “ wahr ist. Das Problem an dieser Lösung ist, daß gemäß dieser Lesart von „ $x$  erfüllt einen offenen Satz  $\sigma$  bezüglich einer möglichen Welt  $w$ “ Erwin Teufel jeden offenen Satz der Form „ $\neg(\dots x\dots)$ “ bezüglich einer Welt erfüllt, in der er nicht existiert, zum Beispiel auch den Satz „ $\neg(x = x)$ “, weswegen Satz (52<sub>F</sub>) wahr wäre:

$$(52_F) \quad \diamond \neg(a = a)$$

Ins Deutsche zurückübersetzt würde dieser Satz lauten:

(52) Erwin Teufel hätte auch nicht mit sich selbst identisch sein können.

Nun mag es sein, daß es eine Lesart von Satz (52) gibt, in der dieser Satz wahr ist, es ist aber erstens sicher nicht die einzige, und zweitens nicht die naheliegende. *Prima facie* ist es falsch, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch hätte sein können, denn Selbstidentität ist eine seiner wesentlichen Eigenschaften, und eine wesentliche Eigenschaft ist eine, die ein Gegenstand notwendigerweise hat. Es gibt also zumindest auch eine Lesart von „notwendigerweise“ – meiner Ansicht nach die naheliegendere –, gemäß der der folgende Satz wahr ist:

(53) Erwin Teufel ist notwendigerweise mit sich selbst identisch.

Man mag einwenden, daß wesentliche Eigenschaften nicht solche Eigenschaften sind, die ein Gegenstand in allen möglichen Welten hat, sondern solche Eigenschaften, die ein Gegenstand in allen möglichen Welten hat, in denen er existiert. In diesem Sinne ist Satz (53) wahr, und dennoch ist Satz (52) auch wahr, und zwar weil es Welten gibt, in denen Erwin Teufel gar nicht existiert und also auch nicht seine wesentlichen Eigenschaften haben kann. Gestehen wir das zu, das heißt nehmen wir an, daß Ausdrücke wie „notwendig“ und „es hätte sein können, daß“ in einem Sinne mehrdeutig sind, der es zuläßt, daß (52) und (53) beide wahr sind. Das löst immer noch nicht die Schwierigkeiten mit Erwin Teufels möglicher Nicht-Existenz, denn wenn der Ausdruck „notwendigerweise“ in dem genannten Sinne mehrdeutig wäre, dann müßte es eine Lesart geben, in der der folgende Satz wahr ist:

(54) Erwin Teufel existiert notwendigerweise.

Er müßte wahr sein, weil – trivialerweise – Erwin Teufel in allen möglichen Welten, in denen er existiert, existiert. Es gibt aber keine solche Lesart. Satz (54) ist – so sollte man meinen – schlichtweg falsch. Das Argument richtet sich letztlich gegen jede philosophische Analyse, die „x existiert“ übersetzt durch einen offenen Satz, von dem angenommen wird, daß notwendigerweise gilt, daß er von allen Gegenständen erfüllt wird, das heißt jede Analyse, die Existenz wie eine essentielle Eigenschaft von Gegenständen behandelt. Es trifft also auch die modifizierte Quinesche Analyse, derzufolge Existenz durch „ $\exists y(y = x)$ “ ausgedrückt wird. Das Unbehagen, das sich in dem Argument artikuliert, läßt sich auf den einfachen Punkt bringen, daß wir von der Existenz eines bestimmten Dingen eben nicht so sprechen wie von einer wesentlichen Eigenschaft des Dinges.

Ich werde in Kapitel 9 noch einmal genauer auf dieses Argument zurückkommen, und in den Kapiteln 11 und 12 eine Konzeption diskutieren, die auf die erwähnte Schwierigkeit dadurch reagiert, daß sie Satz (54) als wahr anerkennt. Zuerst will ich aber eine Variante der freien Logik diskutieren, die auf den ersten Blick besser als die negative freie Logik mit der Schwierigkeit zurechtkommt, Existenz einerseits als nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen, andererseits als kontingente Eigenschaft bestimmter Gegenstände zu behandeln.

Ermanno Bencivenga versucht in seiner Version der freien Logik dem Unterschied zwischen Existenz und normalen wesentlichen Eigenschaften von Gegenständen Rechnung zu tragen.<sup>142</sup> Die Semantik, die er für seine freie Logik entwirft, ist nicht die der negativen freien Logik, sondern eine sgn. Supervaluationssemantik. Bencivenga will bezüglich von Sätzen mit leeren singulären Termen zwischen solchen unterscheiden, denen kein Wahrheitswert zugeordnet wird, und solchen, die wahr bzw. falsch sind. Ohne Wahrheitswert bleiben sollen zum Beispiel Sätze wie (55) und (56):

(55) Luzifer ist Fan des 1. FC Kaiserslautern.

(56) Luzifer ist nicht Fan des 1. FC Kaiserslautern.

Wahr aber sollen Sätze sein wie (57), (58) und (39):

(57) Luzifer = Luzifer.

---

<sup>142</sup> Vgl. zum folgenden Bencivenga (1980), (1986) und (1991).



- (58) Entweder ist Luzifer Fan des 1. FC Kaiserslautern oder Luzifer ist nicht Fan des 1. FC Kaiserslautern.
- (39) Luzifer existiert nicht.<sup>143</sup>

Damit nicht alle Sätze mit leeren Individuenkonstanten ohne Wahrheitswert bleiben, führt Bencivenga die folgende Unterscheidung zwischen dem *faktischen* und dem *formalen* Haben eines Wahrheitswertes ein:<sup>144</sup>

#### Faktisches Haben eines Wahrheitswertes

Ein Satz  $\sigma$  hat einen Wahrheitswert bezüglich einer Interpretation  $I$  *faktisch*, wenn er keine Individuenkonstante enthält, der die Abbildung  $V$  von  $I$  keinen Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich zuordnet, und zwar hat  $\sigma$  bezüglich  $I$  denjenigen Wahrheitswert, den er in einer gewöhnlichen (klassischen) Bewertung hätte.

#### Formales Haben eines Wahrheitswertes

Ein Satz  $\sigma$  hat einen Wahrheitswert bezüglich einer Interpretation  $I$  *formal*, wenn er mindestens eine Individuenkonstante  $\tau$  enthält, der die Abbildung  $V$  von  $I$  keinen Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich zuordnet, aber  $\sigma$  in jeder geeigneten alternativen Interpretationen  $I^*$ , deren Abbildung  $V^*$   $\tau$  einen Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich  $D^*$  von  $I^*$  zuordnet, denselben faktischen Wahrheitswert hat, und zwar hat  $\sigma$  bezüglich  $I$  denjenigen Wahrheitswert, den er bezüglich aller geeigneten alternativen Interpretationen  $I^*$  *faktisch* hat. Geeignet ist eine alternative Interpretationen  $I^*$  von  $I$  dabei dann, wenn alle Prädikatbuchstaben die gleiche Intension wie bei  $I$  haben, und sich  $I^*$  von  $I$  ausschließlich in der Wahl des Quantifikationsbereichs, der Extension der Prädikatbuchstaben und der Bewertung von  $\tau$  unterscheiden, wobei die alternative Abbildung  $V^*$   $\tau$  keinen Gegenstand zuordnet, der aufgrund der Bedeutung des natürlichsprachlichen Ausdrucks, dessen Übersetzung  $\tau$  ist, als semantischer Wert von  $\tau$  ausscheidet (wenn es denn einen solchen natürlichsprachlichen Ausdruck gibt).

Ein paar Beispiele werden hoffentlich leichter verständlich machen, was mit dem formalen Haben eines Wahrheitswertes gemeint ist. Der Satz (57<sub>F</sub>)

<sup>143</sup> Die Wahrheit von (57) und (58) gestattet es, die Sätze „ $a = a$ “ und „ $Fa \vee \neg Fa$ “ in uneingeschränkter Form als logische Wahrheiten zu betrachten.

<sup>144</sup> Vgl. Bencivenga (1980); Bencivenga liefert in diesem Aufsatz keine exakten logischen Definitionen, und die folgenden Definitionen sind der Versuch, zu präzisieren, was er mit seiner Unterscheidung zwischen dem faktischen und dem formalen Haben eines Wahrheitswertes im Auge hat.

(57) Luzifer = Luzifer.

(57<sub>F</sub>)  $a = a$

$V_I(a)$  ist undefiniert

ist faktisch ohne Wahrheitwert, aber formal wahr, denn bei jeder Interpretationsvariante  $I^*$  von  $I$ , deren Abbildung  $V^*$  „a“ einen Gegenstand zuordnet, ist (57<sub>F</sub>) faktisch wahr.<sup>145</sup> Der Satz (55<sub>F</sub>)

(55) Luzifer ist Fan des 1. FC Kaiserslautern.

(55<sub>F</sub>)  $Fa$

$V_I(a)$  ist undefiniert;  $V(F) = \{x, x \text{ ist Fan des 1. FC Kaiserslautern}\}$

ist dagegen weder faktisch noch formal wahr oder falsch, denn es gibt sowohl alternative Interpretationen, in denen „a“ ein Gegenstand zugeordnet wird, der Fan des 1. FC Kaiserslautern ist, als auch solche, bei denen das nicht der Fall ist. Ebenso faktisch und formal wahrheitswertlos ist Satz (56).<sup>146</sup>

Den Zusatz, daß geeignete alternative Abbildungen  $V^* \tau$  keinen Gegenstand zuordnen dürfen, der aufgrund der Bedeutung des natürlichsprachlichen Äquivalents von  $\tau$  als semantischer Wert von  $\tau$  ausscheidet, fügt Bencivenga an, weil er möchte, daß Sätze wie (59) wahr sind:

(59) Der Teufel ist ein Teufel.

(59<sub>F</sub>)  $Fa$

$V_I(a)$  ist undefiniert;  $V_I(F) = \{x, x \text{ ist ein Teufel}\}$

Obwohl „a“ leer ist und Satz (59<sub>F</sub>) also nicht faktisch wahr ist, ist er formal wahr, weil es die Bedeutung des natürlichsprachlichen singulären Terms „der Teufel“ ausschließt, diesen Ausdruck auf Gegenstände anzuwenden, die keine Teufel sind.

---

<sup>145</sup> Man kann sich mit Kripke (1973) fragen, ob es die Bedeutung eines Namens wie „Luzifer“ oder „Pegasus“, den Bencivenga selbst verwendet, überhaupt zuläßt, ihm einen Gegenstand als semantischen Wert zuzuordnen, oder ob solche fiktionalen Namen nicht ihrem Wesen nach leer sind. Ich werde am Ende von Kapitel 16 und in Kapitel 17 näher auf diese Frage eingehen.

<sup>146</sup> Man kann sich darüber streiten, ob Satz (58) („Entweder ist Luzifer Fan des 1. FC Kaiserslautern oder Luzifer ist nicht Fan des 1. FC Kaiserslautern“) formal wahr ist oder nicht. Da das Prädikat „ist Fan des 1. FC Kaiserslautern“ ein vages Prädikat ist, müßte man, damit Satz (58) formal wahr ist, Bencivengas supervaluationistische freie Logik um eine supervaluationistische Semantik vager Prädikate erweitern (vgl. z.B. Fine (1975)).

Bezüglich aller zulässigen Alternativinterpretationen  $I^*$  von  $I$  ist (59<sub>F</sub>) deswegen faktisch wahr und also bezüglich  $I$  formal wahr.

Auch für die Bewertung modaler Aussagen läßt sich Bencivengas Verfahren anwenden.<sup>147</sup> Nehmen wir den oben diskutierten Satz (53):

(53) Erwin Teufel ist notwendigerweise mit sich selbst identisch.

(53<sub>F</sub>)  $\Box(a = a)$

$V_I(a) = \text{Erwin Teufel}$

Wenn man annimmt, daß Satz (53<sub>F</sub>) wahr ist, wenn der Satz „ $a = a$ “ bezüglich aller möglicher Welten wahr ist, dann stellt sich die Frage, welchen Wahrheitswert dieser Satz bezüglich Welten hat, in denen Erwin Teufel nicht existiert. Bencivenga kann antworten: Der Satz ist bezüglich dieser Welten zwar nicht faktisch, aber formal wahr, denn zwar bekommt „ $a$ “ in diesen Welten keinen Gegenstand als Wert zugeordnet, aber es ist dort der Fall, daß „ $a = a$ “ bei allen Alternativinterpretationen wahr wäre, in denen „ $a$ “ einen Gegenstand zugewiesen bekommt. Dasselbe gilt für den Satz:

(60) Erwin Teufel ist notwendigerweise ein Mensch.

(60<sub>F</sub>)  $\Box Fa$

$V(a) = \text{Erwin Teufel}; V(F) = \{x; x \text{ ist ein Mensch}\}$

Hier ist es wieder wichtig, daß eine alternative Abbildungen  $V^*$  „ $a$ “ keinen Gegenstand zuordnen darf, der aufgrund der Bedeutung des Namens „Erwin Teufel“ als semantischer Wert von „ $a$ “ ausscheidet. Bezüglich von Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert, ist der Satz „ $Fa$ “ formal wahr, weil „Erwin Teufel“ ein rigide bezeichnender Ausdruck ist,<sup>148</sup> und keine zulässige alternative Interpretation „ $a$ “ einen anderen Gegenstand als Erwin Teufel zuordnen kann. Da Erwin Teufel in allen Welten, in denen er existiert, ein Mensch ist, ist „ $Fa$ “ in allen alternativen Interpretationen faktisch wahr, und also in allen Welten, in denen er nicht existiert, formal wahr.

---

<sup>147</sup> Die Anwendung der Unterscheidung auf modale Kontexte findet sich in dieser Form nicht bei Bencivenga, sie stellt meines Erachtens aber eine naheliegende Erweiterung seiner Idee dar.

<sup>148</sup> Vgl. Kripke (1980).

Der Leser wird längst bemerkt haben, daß Bencivengas Supervaluationssemantik in der bislang vorgestellten Form keine Erklärung dafür bietet, wie Satz (39) wahr sein kann:

(39) Luzifer existiert nicht.

(39<sub>F</sub>)  $\neg E!a$

$V_I(a)$  ist undefiniert

(39<sub>F</sub>) ist nicht faktisch wahr, denn  $V(a)$  ist undefiniert. Er ist aber auch nicht formal wahr, denn er hat zwar bezüglich aller möglicher alternativen Interpretationen  $I^*$ , bei denen „a“ definiert ist, denselben Wahrheitswert, aber leider nicht den erwünschten, denn er ist bezüglich aller dieser Interpretationen falsch, und also bezüglich  $I$  formal falsch.

Bencivenga begegnet dieser unerfreulichen Konsequenz in seinem formalen System dadurch, daß er bei der Angabe der Wahrheitsbedingung für Sätze der Form  $\lceil E!\tau \rceil$  von den Prinzipien der Supervaluationssemantik abweicht und die Wahrheitsbedingungen für solche Sätze so angibt, wie das in der negativen freien Logik getan wird.<sup>149</sup> Solche Sätze bekommen bei ihm einen faktischen Wahrheitswert zugeordnet, und zwar gemäß der folgenden Festlegung:

(E!) Sätze der Form  $\lceil E!\tau \rceil$  sind faktisch wahr bezüglich einer Interpretation  $I$ , wenn  $V(\tau)$  definiert ist (das heißt die Interpretationsfunktion  $V$  der Individuenkonstante  $\tau$  einen Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich  $D$  zuordnet) und ansonsten falsch.<sup>150</sup>

Satz (39<sub>F</sub>) ist somit faktisch wahr, denn er ist die Negation eines Satzes, der gemäß (E!) faktisch falsch ist.

Bencivenga ist der Meinung, daß man mit seiner Form der freien Logik den intuitiven Unterschied zwischen Existenz und anderen Eigenschaften bzw. dem Existenzprädikat und anderen Prädikaten erklären kann. Er tut das unter Zuhilfenahme des Kantischen Terminus „reales Prädikat“ und beruft sich auf dessen These, daß Sein kein reales Prädikat sei.<sup>151</sup> Obwohl ich – aus Gründen, die ich an dieser Stelle nicht näher ausführen will – nicht glaube, daß Bencivengas Konzeption als Interpretation der Kantischen Unterscheidung zwischen realen und logischen Prädikaten überzeugend

---

<sup>149</sup> Vgl. Bencivenga (1991).

<sup>150</sup> Die obige Definition des faktischen Habens eines Wahrheitswertes muß dementsprechend geändert werden.

<sup>151</sup> Vgl. Kant (1781): 598.

ist, werde ich seine Terminologie hier übernehmen. Was ein reales Prädikat in Bencivengas Sinne ist, läßt sich wie folgt definieren:

### Reale Prädikate

Ein  $n$ -stelliges Prädikat  $\Phi$  ist genau dann ein reales Prädikat, wenn der Wahrheitswert jedes atomaren Satzes der Form  $\lceil \Phi(\tau_1, \dots, \tau_n) \rceil$  eine Funktion seiner faktischen Wahrheitwerte bezüglich von Interpretationen ist, bei denen alle Individuenkonstanten  $\tau_1, \dots, \tau_n$  einen Gegenstand bezeichnen.

Man kann die Definition auch auf den Nenner bringen, daß für Sätze, in denen reale Prädikate auftauchen, eine supervaluationistische Variante des Funktionalitätsprinzips gilt, das heißt des Prinzips, daß der semantische Wert eines Satzes eine Funktion der semantischen Werte seiner Teile ist. Auch im Falle eines formal wahren bzw. falschen Satzes, also eines Satzes, dessen Teile gar nicht alle einen semantischen Wert haben, gilt dieses Prinzip insofern, als der formale Wahrheitswert eine Funktion der faktischen Wahrheitwerte bezüglich von alternativen Interpretationen ist, bei denen alle Satzteile einen semantischen Wert haben. Das Existenzprädikat „E!“ erfüllt die Definition realer Prädikate hingegen nicht, denn der Wahrheitswert von Sätzen der Form  $\lceil E!\tau \rceil$  ist keine Funktion der semantischen Werte seiner Teile. Er ergibt sich nicht allein aus Eigenschaften derjenigen Entitäten, die von den Teilen des Satzes bezeichnet werden, sondern hängt davon ab, *ob* ein bestimmter Teil des Satzes – die Individuenkonstante  $\tau$  – überhaupt einen semantischen Wert hat. In diesem Sinne ist der Ausdruck „E!“ kein reales Prädikat.

Mit Hilfe seiner Unterscheidung zwischen dem faktischen und dem formalen Haben eines Wahrheitswertes einerseits und der zwischen realen und logischen Prädikaten andererseits gelingt es Bencivenga – jedenfalls bis auf weiteres – zwei Annahmen miteinander zu vereinbaren: die Annahme, daß Existenz genauso wie die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein, eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, das heißt eine Eigenschaft, die allem zukommt; und die Annahme, daß Existenz, anders als Selbstidentität, eine Eigenschaft ist, die einigen Gegenständen bloß kontingenterweise zukommt. Die folgenden vier Sätze sind seiner Analyse zufolge wahr, und zwar ohne daß man dazu eine Mehrdeutigkeit der Ausdrücke „notwendig“ und „möglich“ bzw. der formalen Modaloperatoren annehmen müßte:

(61) Alles ist mit sich selbst identisch.

(61<sub>B</sub>)  $\forall x(x = x)$

(F<sub>B</sub>) Alles existiert.

(F<sub>B</sub>\*)  $\forall xE!x$

(62) Alles ist notwendigerweise mit sich identisch.

(62<sub>B</sub>)  $\forall x \Box(x = x)$

(63) Nicht alles existiert notwendigerweise.

(63<sub>B</sub>)  $\neg \forall x \Box E!x$

Daß es trotzdem auch mit Bencivengas Erklärung der Möglichkeit kontingenter Existenz Schwierigkeiten gibt, werde ich in Kapitel 9 darlegen. In Kapitel 8 werde ich zudem zu zeigen versuchen, daß unabhängig vom Problem kontingenter Existenz einiges gegen die Annahme spricht, daß freie Logiken die logische Struktur einer natürlichen Sprache wie des Deutschen korrekt beschreiben, und Zweifel daran anmelden, daß das Prädikat „E!“ so, wie es in einer freien Logik eingeführt wird, wirklich eine Eigenschaft von Gegenständen ausdrückt. Vorher möchte ich jedoch noch kurz auf eine weitere Variante der freien Logik eingehen, und zwar eine, die für die Frage danach interessant ist, ob es Dinge gibt, die nicht existieren.

Alex Orenstein ist der prominenteste Vertreter einer Logik, die man insofern als freie Logik bezeichnen kann, als in ihr leere Individuenkonstanten erlaubt sind, und insofern als negative freie Logik, als atomare Sätze mit mindestens einer leeren Individuenkonstante als falsch bewertet werden. Orensteins Konzeption unterscheidet sich von gewöhnlichen freien Logiken allerdings dadurch, daß er die These (F<sub>B</sub>) bzw. (F<sub>B</sub>\*) ablehnt, und stattdessen die folgende These vertritt:

(O) Es gibt etwas, das nicht existiert.

(O\*)  $\exists x \neg E!x$

Ich werde im folgenden zuerst kurz etwas dazu sagen, welche Gründe Orenstein für diese These anführt, dann skizzieren, wie er sie vertreten kann, ohne auf eine Meinongianische Gegenstandstheorie verpflichtet zu sein, und schließlich einige kritische Bemerkungen zu Orensteins Konzeption machen.<sup>152</sup>

Orenstein hat viel Sympathie für die Meinongianische Grundintuition, daß der folgende Schluß von (9) auf (O) gültig ist:

---

<sup>152</sup> Orenstein hat seine Konzeption des Verhältnisses von Existenz und Quantifikation und seine Kritik an anderen Konzeptionen in einer Vielzahl von Publikationen dargestellt (vgl. Orenstein (1973), (1978), (1984), (1990), (1994/95), (2000) und (2002)). Ich werde nicht auf Unterschiede in den Details dieser Darstellungen eingehen, sondern den Grundgedanken seiner Konzeption, der über die Jahre der gleiche geblieben ist, in eigenen Worten darstellen.

- (9) Der Teufel existiert nicht.  
(O) Es gibt etwas, das nicht existiert.

Gewöhnliche Varianten der freien Logik werden dieser Intuition nicht gerecht. These (O) ist ihnen zufolge logisch falsch, und der Schluß von (9) auf (O) deswegen ungültig, weil – wie oben bereits erwähnt – die Regel der Existenzgeneralisierung so eingeschränkt wird, daß der Übergang von einem Satz der Form  $\lceil\phi(\tau/x)\rceil$  zu dem entsprechenden Satz der Form  $\lceil\exists x\phi\rceil$  nur unter Voraussetzung der Zusatzprämisse „E! $\tau$ “ erlaubt ist, eine Prämisse, deren Wahrheit im Falle des Übergangs von (9) zu (O) durch die Wahrheit von (9) ausgeschlossen ist.

Orenstein kritisiert nun nicht nur, daß es unplausibel ist, die Gültigkeit des Schlusses von (9) auf (O) zu bestreiten, sondern er hat auch einen generellen Einwand gegen die Einschränkungen der Regeln der Existenzgeneralisierung und Allspezialisierung. Diese Regeln bringen seiner Meinung nach nämlich einen sehr tiefliegenden Zusammenhang zum Ausdruck, der zwischen der Aussagenlogik und der Prädikatenlogik besteht, genauer zwischen dem Allquantor und dem Junktor, der die Konjunktion zum Ausdruck bringt, und zwischen dem – sogenannten<sup>153</sup> – Existenzquantor und dem Junktor, der die Disjunktion zum Ausdruck bringt. Der Zusammenhang besteht laut Orenstein darin, daß Allsätze wie der unten stehende Satz (ALLE) äquivalent sind mit unendlich langen Konjunktionen wie (UND), und (sogenannte) Existenzsätze wie (EINIGE) mit unendlich langen Disjunktionen wie (ODER):

- (ALLE)  $\forall xFx$   
(UND)  $Fa_1 \wedge Fa_2 \wedge Fa_3 \wedge Fa_4 \wedge \dots \text{etc.}\dots$   
(EINIGE)  $\exists xFx$   
(ODER)  $Fa_1 \vee Fa_2 \vee Fa_3 \vee Fa_4 \vee \dots \text{etc.}\dots$

Damit diese Sätze jeweils wirklich äquivalent sind, dürfen die Individuenkonstanten „a<sub>1</sub>“, „a<sub>2</sub>“, usw. natürlich nicht nur für solche Namen stehen, die es zum Beispiel in einer Sprache wie dem Deutschen gibt, sondern müssen als singuläre Terme einer möglichen Sprache verstanden werden, in der es zumindest für jeden Gegenstand einen Namen gibt. Zudem gilt die Äquivalenz laut Orenstein aber auch dann, wenn es unter den in (UND) und (ODER) auftauchenden Individuenkonstanten solche gibt, die leer sind. Angenommen „a<sub>1</sub>“ übersetzt den Ausdruck „der Teufel“. Aus „ $\neg E!a_1$ “ folgt die unendliche lange Disjunktion „ $\neg E!a_1 \vee \neg E!a_2 \vee \neg E!a_3 \vee \dots \text{etc.}\dots$ “, und wenn

<sup>153</sup> Orenstein lehnt diese Bezeichnung ab; dazu gleich mehr.

(EINIGE) und (ODER) äquivalent sind, dann folgt daraus „ $\exists x \neg E!x$ “. Gewöhnliche Versionen der freien Logik sind also gezwungen, den intimen Zusammenhang zwischen (EINIGE) und (ODER) zu bestreiten, und widersprechen damit laut Orenstein einer grundlegenden logischen Intuition.

Weil es etwas gibt, das nicht existiert, und der Satz „ $\exists x \neg E!x$ “ also wahr ist, lehnt Orenstein es ab, diesen Quantor „Existenzquantor“ zu nennen, und nennt ihn stattdessen den *partikulären Quantor*. Existenz – das ist einer seiner Wahlsprüche – ist nicht das, was durch diesen Quantor ausgedrückt wird. Die Frage ist, wie Orenstein Wahrheitsbedingungen für Sätze, die einen partikulären Quantor enthalten, angeben kann, ohne auf eine Meinongianische Gegenstandstheorie verpflichtet zu sein. In seinen jüngeren Publikationen beantwortet Orenstein diese Frage mit Verweis auf ein Verfahren, das Benson Mates eingeführt hat,<sup>154</sup> um die Wahrheitsbedingungen quantifizierter Sätze zu formulieren.<sup>155</sup> Mates verwendet dieses Verfahren, um Wahrheitsbedingungen für quantifizierte Sätze zu definieren, die dieselben sind wie in der Standard Tarskisantik, also nicht diejenigen, die Orenstein definieren will. Grundlegend dabei ist der Begriff der  $\beta$ -Variante der Interpretation einer Sprache, den man folgendermaßen definieren kann:

#### $\beta$ -Varianten à la Mates

Wenn  $\beta$  eine Individuenkonstante einer Sprache der Prädikatenlogik erster Stufe ist, dann ist eine Interpretation  $I^*$  genau dann eine  $\beta$ -Variante einer Interpretation  $I$  dieser Sprache, wenn sich  $I^*$  und  $I$  nur darin unterscheiden, welchen Gegenstand sie  $\beta$  als semantischen Wert zuordnen.

Die Wahrheitsbedingungen für quantifizierte Sätze kann man dann folgendermaßen definieren:

- ( $\forall$ ) Ein Satz der Form  $\lceil \forall x \phi \rceil$  ist genau dann wahr bezüglich einer Interpretation  $I$ , wenn  $\phi[\beta/x]$  unter allen  $\beta$ -Varianten  $I^*$  von  $I$  wahr ist.<sup>156</sup>

<sup>154</sup> Vgl. Mates (1965); die Methode wird auch von Beckermann (1997) verwendet.

<sup>155</sup> Vgl. z.B. Orenstein (2000); Shaughan Lavine hat jüngst für Vorteile dieser Methode argumentiert und dargestellt, wie sich die Wahrheitsbedingungen von Sätzen mit Orensteins partikulärer Quantor im Rahmen dieser Methode angeben lassen (vgl. Lavine (2000)). Ich übernehme im folgenden zwar weitgehend diesen Vorschlag, orientiere mich in der genaueren Ausformulierung aber der größeren Einfachheit halber an Mates und Beckermann.

<sup>156</sup> Der Ausdruck „ $\phi[\beta/x]$ “ bezeichnet den Ausdruck, der entsteht, wenn man in  $\phi$  jedes Vorkommnis der Variable „ $x$ “ durch  $\beta$  ersetzt.



- ( $\exists$ ) Ein Satz der Form  $\lceil \exists x\phi \rceil$  ist genau dann wahr bezüglich einer Interpretation  $I$ , wenn  $\phi[\beta/x]$  unter mindestens einer  $\beta$ -Variante  $I^*$  von  $I$  wahr ist.

Die Grundidee dieser Definition ist, daß zum Beispiel ein Satz der Form „ $\exists xFx$ “ bezüglich einer Interpretation genau dann wahr ist, wenn der entsprechende Satz „ $Fa$ “ für mindestens einen Gegenstand aus dem Quantifikationsbereich als möglichem semantischen Wert von „ $a$ “ wahr wäre.<sup>157</sup>

Mates formuliert ( $\forall$ ) und ( $\exists$ ), wie gesagt, für die klassische (nicht-freie) Prädikatenlogik. Wenn man wie Orenstein leere Individuenkonstanten zuläßt und möchte, daß der Satz „ $\exists x\neg E!x$ “ wahr ist, dann sollte man ( $\forall$ ) und ( $\exists$ ) mit der folgenden alternativen Definition einer  $\beta$ -Variante kombinieren:<sup>158</sup>

### $\beta$ -Varianten à la Orenstein

Wenn  $\beta$  eine Individuenkonstante einer Sprache der Prädikatenlogik erster Stufe ist, dann ist eine Interpretation  $I^*$  genau dann eine  $\beta$ -Variante einer Interpretation  $I$  dieser Sprache, wenn sich  $I^*$  und  $I$  nur darin unterscheiden, welchen Gegenstand sie  $\beta$  als semantischen Wert zuordnen, *oder ob sie  $\beta$  einen Gegenstand als semantischen Wert zuordnen.*

Gegeben diese Definition einer  $\beta$ -Variante ist es leicht zu zeigen, daß die These (O) bzw. (O\*) wahr ist:

- (O) Es gibt etwas, das nicht existiert.  
(O\*)  $\exists x\neg E!x$

(O\*) ist wahr, weil es für einen Satz, der entsteht, wenn man die Variable in „ $\neg E!x$ “ durch eine Individuenkonstante ersetzt, – also zum Beispiel für den Satz „ $\neg E!a$ “ – eine mögliche Interpretation gibt, bezüglich deren dieser Satz wahr ist. Er ist dies nämlich bezüglich derjenigen Interpretation, deren Abbildung „ $a$ “ keinen Gegenstand als Wert zuordnet. Bezüglich dieser Interpretation ist „ $E!a$ “ falsch (wie alle atomaren

<sup>157</sup> ( $\forall$ ) und ( $\exists$ ) sind zwar mit der Äquivalenz von (ALLE) und (UND) bzw. (EINIGE) und (ODER) verträglich, setzen diese aber nicht voraus. In ( $\forall$ ) und ( $\exists$ ) ist nicht von unendlich langen Konjunktionen oder Disjunktionen aus Sätzen der Form  $\lceil \phi[\beta/x] \rceil$ , bei denen an der Stelle von  $\beta$  jeweils andere Individuenkonstanten stehen, die Rede, sondern es wird über mögliche Interpretationen der einen Individuenkonstante  $\beta$  quantifiziert.

<sup>158</sup> Meinongianer würden sagen: Wir müssen nichts ändern, solange wir zulassen, daß sich in dem Gegenstandsbereich der Quantoren nicht-existierende Dinge befinden. Das ließe aber einfach darauf hinaus, zu bestreiten, daß es leere Individuenkonstanten gibt.

Sätze mit leeren Individuenkonstanten), und „ $\neg E!a$ “ also wahr. Weil (O) wahr ist, spricht nichts gegen die Annahme, daß der Schluß von (9) auf (O) gültig ist.

Ich habe insofern Sympathie für Orensteins Konzeption, als auch ich finde, daß der Schluß von (9) auf (O)

- (9) Der Teufel existiert nicht.
- (O) Es gibt etwas, das nicht existiert.

eine sehr hohe intuitive Plausibilität hat. Jemand, der seine Gültigkeit bestreitet, sollte gute Gründe dafür angeben, und zwar nicht nur den Grund, daß einem dieses Ergebnis nicht ins philosophische Konzept paßt, und er sollte zudem erklären, woher unsere Intuition kommt, daß der Schluß gültig ist. Diesen Forderungen kann man, so scheint mir, nachkommen, wenn man wie Quine annimmt, daß (9) gar nicht die Form einer Prädikation hat, und man durch die grammatikalische Form des Satzes getäuscht wird und deswegen den Schluß für gültig hält. Doch diese Möglichkeit steht den Vertretern der gewöhnlichen Form der freien Logik nicht offen. Insofern ist Orensteins Versuch, eine freie Logik zu entwickeln, die mit der Gültigkeit des Schlusses vereinbar ist, gut motiviert.

Dennoch gibt es, so scheint mir, einige – zumindest auf den ersten Blick – recht schwerwiegende Einwände gegen seine Konzeption. Die Definitionen ( $\forall$ ) und ( $\exists$ ) zusammen mit der Orensteinschen Definition einer  $\beta$ -Variante geben meines Erachtens nicht die Bedeutungen wieder, die wir mit den Ausdrücken „alle“ und „einige“ bzw. „es gibt“ verbinden. Um das zu sehen, sollte man sich vor Augen führen, daß es für Orenstein keinen einzigen wahren Satz der Form  $\lceil \forall x\phi \rceil$  geben kann, in dem an der Stelle von  $\phi$  ein nicht-negierter offener Satz steht. Denn es gibt für den entsprechenden Satz „ $\phi[\beta/x]$ “ immer eine  $\beta$ -Variante, bezüglich deren dieser Satz falsch ist, diejenige Interpretation nämlich, die  $\beta$  keinen Gegenstand zuweist.<sup>159</sup> Das widerspricht meines Erachtens stark unserer Verwendung des natürlichsprachlichen Quantors „alle“. Wir können die Annahme, daß alles mit sich selbst identisch ist, nicht dadurch widerlegen, daß wir sagen, der Teufel sei nicht mit sich selbst identisch. Außerdem können wir uns zum Beispiel eine Situation vorstellen, in der absolut alles aus Gold ist. Auch dies müßte laut Orenstein aber unmöglich sein, denn bezüglich einer möglichen Situation, in der – intuitiv gesprochen – alles aus Gold ist, ist der Satz „Der Teufel ist aus Gold“ falsch. Ein weiteres Problem mit Orensteins Logik ist, daß in ihr einige Sätze logische Wahrheiten sind, bei denen diese Annahme recht

---

<sup>159</sup> Vgl. für diesen Einwand Mariani (2002).

sonderbar ist, so zum Beispiel die Annahme, daß es mindestens 17 Dinge gibt. Die Behauptung, daß es mindestens zwei Dinge gibt, formalisiert man gewöhnlich als „ $\exists x \exists y \neg(x = y)$ “. Dieser Satz ist wahr, wenn der Satz „ $\neg(a = b)$ “ bezüglich mindestens einer Interpretation wahr ist, und das ist laut Orenstein selbst dann der Fall, wenn der Quantifikationsbereich leer ist, weil es dann eine Interpretation gibt, die den beiden Individuenkonstanten „a“ und „b“ keinen Gegenstand zuordnet, „ $a = b$ “ deswegen falsch, und „ $\neg(a = b)$ “ wahr ist. Da man dieses Argument für beliebig viele negierte Identitätsaussagen wiederholen kann, ließe sich ein Satz beweisen, der die gewöhnliche formalsprachliche Formulierung der Annahme ist, daß es mindestens 17 Dinge gibt.

Mir scheint, daß Orensteins einzige Möglichkeit, auf diese Schwierigkeiten zu reagieren, darin besteht, eine Mehrdeutigkeit der natürlichsprachlichen Quantoren „alle“ und „einige“ bzw. „es gibt“ anzunehmen. In einer Bedeutung entsprächen diesen Quantoren die oben definierten formalsprachlichen Quantoren, in einer anderen die formalsprachlichen Quantoren, wenn man sie durch ein primitives Prädikat einschränkt, dessen Bedeutung der des natürlichsprachlichen Prädikats „ist ein Gegenstand“ entspricht. „Alle“ in dieser Bedeutung hieße so viel wie „alle Gegenstände“, und „es gibt“ so viel wie „es gibt einen Gegenstand“.<sup>160</sup> Wenn wir überzeugt davon sind, daß alles mit sich selbst identisch ist, oder uns vorstellen, daß alles aus Gold ist, dann sind wir davon überzeugt, daß *alle Gegenstände* mit sich selbst identisch sind, bzw. stellen uns vor, daß *alle Gegenstände* aus Gold sind. Das ist auch laut Orensteins Konzeption wahr. Wenn „G“ für „ist ein Gegenstand“ steht, dann würde man „Alle Gegenstände sind mit sich selbst identisch“ formalisieren als „ $\forall x(Gx \rightarrow x = x)$ “. Dieser Satz ist wahr, denn „ $Ga \rightarrow a = a$ “ ist bezüglich aller möglichen Interpretationen von „a“ wahr: Für die Interpretation, die „a“ keinen Gegenstand zuordnet, ist nämlich das *antecedens* falsch und deswegen der ganze Satz wahr. Ebenso müßte Orenstein annehmen, daß wir immer, wenn wir zählen, Gegenstände zählen, und man also „Es gibt mindestens zwei Gegenstände“ formalisieren müßte als „ $\exists x \exists y(Gx \wedge Gy \wedge \neg(x = y))$ “. Dieser Satz wird nicht deswegen wahr, weil es eine Interpretation von „ $Ga \wedge Gb \wedge \neg(a = b)$ “ gibt, bei der „a“ und „b“ kein Gegenstand zugeordnet wird. Bezüglich dieser Interpretation sind nämlich die ersten beiden Konjunktionsglieder falsch. Diese Replik setzt allerdings voraus, daß wir die Ausdrücke „alle“, „einige“ und „es gibt“ manchmal auch nicht so verwenden, als seien sie äquivalent zu den Ausdrücken „alle Gegenstände“, „einige Gegenstände“ und „es gibt einen Gegenstand“. Es gibt Philosophen, die das vehement bestreiten,<sup>161</sup> aber ich bin mir nicht

<sup>160</sup> Orenstein hat mir in einem Gespräch bestätigt, daß er genau so auf die genannten Einwände reagieren würde.

<sup>161</sup> Vgl. z.B. Van Inwagen (1981).

sicher, ob diesbezügliche Intuitionen unsere Intuition aufwiegen, daß der Schluß von (9) auf (O) gültig ist.

Ich werde hier nicht weiter auf die Frage eingehen, ob Orensteins Behandlung der Quantoren deren Analyse in den Standardversionen einer freien Logik vorzuziehen ist. Ich erlaube mir diese Zurückhaltung aus zwei Gründen: Erstens werde ich im letzten Kapitel dieser Arbeit selbst eine Erklärung dafür liefern, weshalb und inwiefern der Schluß von (9) auf (O) gültig ist. Auch bei meiner Analyse wird sich herausstellen, daß ein Satz wie (O) auf eine gewisse Weise mehrdeutig ist; aber im Falle dieser Art von Mehrdeutigkeit kann man anhand von vielen unabhängigen Beispielen zeigen, daß sie in der natürlichen Sprache tatsächlich vorhanden ist. Zweitens gibt es meiner Ansicht nach einige starke Argumente für die Annahme, daß *jede* Form der freien Logik ungeeignet dafür ist, unsere alltägliche Rede darüber, daß bestimmte Dinge nicht existieren, zu analysieren. Zu diesen Argumenten komme ich im folgenden Kapitel.

#### 8. Hat die natürliche Sprache eine freie Logik?

*Pünjer: Sie dürfen aus dem Satze „Sachse ist ein Mensch“ allein nicht schließen „Es gibt Menschen“, sondern Sie bedürfen dazu noch des Satzes „Sachse existiert“.*

*Frege: Hierauf würde ich sagen: Wenn „Sachse existiert“ heißen soll „Das Wort ‚Sachse‘ ist nicht ein leerer Schall, sondern bezeichnet etwas“, so ist es richtig, daß die Bedingung „Sachse existiert“ erfüllt sein muß. Dies ist aber keine neue Prämisse, sondern die selbstverständliche Voraussetzung bei allen unseren Worten. Die Regeln der Logik setzen immer voraus, daß die gebrauchten Worte nicht leer sind, daß die Sätze Ausdrücke von Urteilen sind, daß man nicht mit bloßen Worten spiele.<sup>162</sup>*

In Texten zur philosophischen Relevanz der freien Logik ist häufig zu lesen, daß diese deswegen besser als die klassische Prädikatenlogik zur logischen Analyse normalsprachlicher Sätze geeignet sei, weil sie nicht voraussetze, daß jeder Individuenkonstante einer logischen Sprache ein Gegenstand als semantischer Wert zugeordnet wird. Die freie Logik erlaubt leere singuläre Terme, und da es – so das Argument –

---

<sup>162</sup> Vgl. Frege (1884): 11.

auch in natürlichen Sprachen leere singuläre Terme gebe, sei die freie Logik diesen natürlichen Sprachen ähnlicher, als es die klassische Prädikatenlogik ist. Nun dienen logische Sprachen nicht zu allen Zwecken, zu denen natürliche Sprachen dienen. Logik ist die Wissenschaft von der Gültigkeit von Argumenten, und Gültigkeit ist eine Eigenschaft, die auf enge Weise mit den möglichen Wahrheitswerten der Prämissen und der Konklusion eines Arguments zusammenhängt. Logik ist also ihrem Wesen nach nur dazu geeignet, denjenigen Teil unseres alltäglichen Redens zu erhellen, der etwas damit zu tun hat, daß wir mit der Äußerung von Sätzen einen Anspruch darauf erheben, die Wahrheit zu sagen. Aus diesem Grund wäre das eben genannte Argument für die freie Logik nicht überzeugend, wenn leere singuläre Terme in unserem alltäglichen Sprechen zum Beispiel nur beim Erzählen von fiktiven Geschichten oder beim Sprechen auf der Bühne Verwendung fänden. Den genannten Vorteil hat die freie Logik gegenüber der klassischen Prädikatenlogik nur dann, wenn leere singuläre Terme in natürlichsprachlichen Sätzen vorkommen, die mit behauptender Kraft geäußert werden und einen Wahrheitswert haben. Eben dies nehmen Vertreter der freien Logik an, wobei sie nicht alle dieselben Annahmen darüber machen, um welche Sätze einer natürlichen Sprache es sich dabei handelt.<sup>163</sup>

Von den Vertretern der freien Logik werden in der Regel zwei Arten von singulären Termen als Beispiele für leere singuläre Terme in wahren Sätzen gegeben: Namen, die aus fiktionalen oder mythologischen Kontexten stammen, also Namen wie „Zeus“, „E.T.“ oder „Luzifer“, und Namen, die in die Sprache im Rahmen einer bestimmten wissenschaftlichen Theorie eingeführt wurden, die sich später als falsch herausgestellt hat. Das Standardbeispiel ist hier der Name „Vulkan“. Dieser Name wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts von dem französischen Astronom Le Verrier eingeführt, als dieser die Hypothese aufstellte, daß bestimmte Unregelmäßigkeiten des Perihelions des Merkur daher resultierten, daß es einen weiteren Planeten innerhalb der Umlaufbahn des Merkurs gäbe. Die Hypothese bewahrheitete sich nicht. Es gibt keinen solchen Planeten und also ist der Name „Vulkan“ leer.<sup>164</sup>

Ich halte die Beschränkung auf diese beiden Arten von Ausdrücken für problematisch. Im Falle von fiktionalen Namen ist es nicht unumstritten, daß sie – zumal in jeder ihrer Verwendungsweisen – nichts bezeichnen. Eine Reihe von Philosophen, und zwar auch solche, die keine Meinongianische Theorie der Existenz vertreten, glauben, daß Namen wie „E.T.“ oder „Luzifer“ einen sgn. fiktionalen Gegenstand

---

<sup>163</sup> Wer die negative freie Logik zur Analyse der natürlichen Sprache bevorzugt, nimmt an, daß ein Satz wie (55) „Luzifer ist Fan des 1. FC Kaiserslautern“ falsch, und seine Negation wahr ist. Diese Annahme macht Bencivenga, wie gesagt, nicht. Alle Vertreter der freien Logik sind sich aber darin einig, daß zumindest negative singuläre Existenzaussagen wie (39) „Luzifer existiert nicht“ Beispiele für wahre Sätze mit leeren singulären Termen sind.

<sup>164</sup> Eine genaue Schilderung des Le Verrier-Falles findet sich bei Wiggins (1995).

bezeichnen, wobei fiktionale Gegenstände kontingenterweise existierende Abstrakta sind.<sup>165</sup> Satz (39) („Luzifer existiert nicht“) wäre dann falsch. Auf der anderen Seite sind Namen, die im Rahmen wissenschaftlicher Theorien eingeführt werden, mit deskriptivem Gehalt verbunden, von dem nicht auszuschließen ist, daß er konstitutiv für die Bedeutung des Namens ist. Es ist deswegen nicht auszuschließen, daß wir solche Namen nur deswegen als Teile wahrer Sätze zulassen, weil sie in einem engen Verhältnis zu Kennzeichnungen stehen, in denen dieser deskriptive Gehalt expliziert wird – ein Verhältnis, das bei anderen singulären Termen nicht besteht.<sup>166</sup> Wenn man beanspucht, daß die freie Logik die logische Struktur der natürlichen Sprache besser wiedergibt als die klassische Prädikatenlogik, dann sollte sie das nicht nur im Falle von singulären Termen aus einer der beiden genannten sehr speziellen Kategorien von Namen tun. Ich glaube nun, daß die Analyse der freien Logik im Falle anderer singulärer Terme zu falschen Ergebnissen führt. In den allermeisten bzw. den normalen Fällen – so werde ich im folgenden argumentieren – können auch in natürlichen Sprachen singuläre Terme nur dann in wahren oder falschen Sätzen vorkommen, wenn es einen Gegenstand gibt, den sie bezeichnen. Daß die klassische Prädikatenlogik leere, das heißt uninterpretierte Individuenkonstanten als Bestandteile wahrer und falscher Sätze verbietet, macht sie der natürlichen Sprache deswegen ähnlicher und zu ihrer Analyse geeigneter, als es die freie Logik ist.

Logisch singuläre Terme einer natürlichen Sprache – das heißt Terme, die in eine prädikatenlogische Sprache mit Hilfe einer Individuenkonstante (und zum Beispiel nicht als Russellsche Kennzeichnung) analysiert werden, – haben die Funktion, daß Sprecher sich mit ihnen auf einen Gegenstand beziehen, um von diesem zum Beispiel etwas auszusagen. Sätze, in denen sie vorkommen, stehen deswegen unter der Präsupposition, daß die singulären Terme tatsächlich etwas bezeichnen. Bevor ich diese These begründe, möchte ich kurz etwas zum Begriff der Präsupposition sagen.<sup>167</sup>

Unter Präsuppositionen eines Satzes oder der Äußerung eines solchen versteht man Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit der Satz bzw. die Äußerung auf eine bestimmte Weise nicht-fehlerhaft sind. Worin die Fehlerhaftigkeit besteht, die durch das Erfülltsein der Präsuppositionen verhindert wird, ist in der Literatur umstritten, und ich werde gleich zu zwei verschiedenen Thesen dazu kommen. Unumstritten ist, daß das Vorliegen des Präsuppositionsverhältnisses den Schluß von der Nicht-Fehlerhaftigkeit des Satzes oder seiner Äußerung auf das Erfülltsein der Präsupposition legitimiert. Was die Relation der Präsupposition ist, kann man sich gut dadurch ver-

---

<sup>165</sup> Vgl. Kripke (1973), Van Inwagen (1977), (1983), Schiffer (1996) und (2003): Kapitel 2.

<sup>166</sup> Diese These werde ich später selbst vertreten (vgl. Kapitel 16).

<sup>167</sup> Zum folgenden vgl. Beaver (1997).

deutlichen, daß man sie von einer ähnlichen Relation unterscheidet, der der Implikation. Auch das Vorliegen eines Implikationsverhältnisses rechtfertigt den Schluß von einer bestimmten Form von Nicht-Fehlerhaftigkeit eines Satzes auf eine Voraussetzung dieser Nicht-Fehlerhaftigkeit, wobei in diesem Fall die Nicht-Fehlerhaftigkeit des Satzes in seiner Wahrheit besteht. So impliziert die Wahrheit des Satzes

(64) Der Abt hat bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt.

zum Beispiel, daß der Abt etwas bemerkt hat oder daß der Abt nicht bewußtlos ist.<sup>168</sup> Jemand, der Grund zu der Annahme hat, daß Satz (64) wahr ist, hat damit einen Grund zu der Annahme, daß der Abt etwas bemerkt hat bzw. daß er nicht bewußtlos ist.

Betrachten wir nun die Annahme, daß ein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt. Zweifellos hat jemand auch für diese Annahme einen Grund, wenn er vernimmt, daß ein Sprecher Satz (64) äußert. Diesen Grund hat er allerdings auch dann, wenn der Sprecher eine der folgenden Variationen von Satz (64) äußert:

(64.a) Der Abt hat nicht bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt.

(64.b) Vielleicht (möglicherweise) hat der Abt bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt.

(64.c) Hat der Abt bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt?

Wenn kein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt, sind auch Äußerungen dieser Sätze auf eine bestimmte Weise fehlerhaft. Die Negation von Satz (64), eine modale Abschwächung von ihm und seine Umwandlung in eine Satzfrage setzten diese Annahme genauso voraus wie der Satz selbst. Dagegen verschwindet der Grund, der mit einer Äußerung von Satz (64) für die Annahme, daß der Abt nicht bewußtlos ist, verbunden ist, wenn man den Satz negiert, modal abschwächt oder in eine Frage verwandelt. Wer die Sätze (64.a) bis (64.c) äußert, obwohl der Abt bewußtlos ist, macht keinen Fehler.

Präsuppositionen nennt man solche Voraussetzungen der Nicht-Fehlerhaftigkeit von Sätzen und ihren Äußerungen, die, wenn sie überhaupt bestehen, sowohl bezüglich des Satzes selbst als auch bezüglich seiner Negation, seiner modalen Abschwächung und seiner Umwandlung in eine Satzfrage bestehen.<sup>169</sup> Diese Erläuterung läßt es

---

<sup>168</sup> Der Begriff der Implikation soll hier nicht nur im Sinne logischer Implikation verstanden werden, sondern auch begriffliche Implikationen umfassen.

<sup>169</sup> In dieser Definition wird festgelegt, was eine Präsupposition ist, indem angegeben wird, wie man herausfindet, wann etwas eine Präsupposition ist. Das hat den Vorteil, daß die Definition neutral hinsichtlich verschiedener Theorien darüber ist, worin das Wesen von Präsuppositionen besteht.

prinzipiell zu, daß Präsuppositionen eines Satzes zugleich Implikationen desselben sind. (Es könnte zum Beispiel sein, daß die Annahme, daß ein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt, sowohl eine Implikation als auch eine Präsupposition von (64) ist). Auf keinen Fall aber ist jede Implikation eine Präsupposition, denn die Annahme, daß der Abt nicht bewußtlos ist, zum Beispiel ist keine Präsupposition von (64). Ihre Wahrheit ist keine Voraussetzung der Nicht-Fehlerhaftigkeit von (64.a) bis (64.c).

Worin besteht nun die Nicht-Fehlerhaftigkeit von Sätzen bzw. ihren Äußerungen, für die Präsuppositionen Voraussetzungen sind. Es gibt zwei verschiedene Grundansätze, diese Frage zu beantworten, den semantischen und den pragmatischen. Wer Präsuppositionen für ein semantisches Phänomen hält, der nimmt an, daß diese auf eine bestimmte Weise mit den *Wahrheitsbedingungen* von Sätzen zusammenhängen. Eine Variante der semantischen Erklärung besteht in der Annahme, daß die Nicht-Fehlerhaftigkeit eines Satzes, für die die Präsupposition des Satzes eine Voraussetzung ist, die Eigenschaft des Satzes ist, überhaupt einen Wahrheitswert zu haben.<sup>170</sup> Dieser Erklärung zufolge würden die Sätze (64), (64.a) und (64.b) deswegen präsupponieren, daß ein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt, weil keiner dieser Sätze einen Wahrheitswert hat (das heißt alle weder wahr noch falsch sind), wenn kein Eichhörnchen dies tut.<sup>171</sup> Wer Präsuppositionen dagegen für ein sprachpragmatisches Phänomen hält, der nimmt an, daß sie auf bestimmte Weise mit den *Äußerungsbedingungen* von Sätzen zu tun haben.<sup>172</sup> Die Nicht-Fehlerhaftigkeit, für die die Präsupposition eine Voraussetzung ist, besteht einer Variante des pragmatischen Erklärungsansatzes zufolge darin, daß die Äußerung des Satzes nicht gegen bestimmte Konversationsmaximen verstößt. Der Satz „Der Abt hat nicht bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt“ kann laut dieser Erklärung zwar auch dann einen Wahrheitswert haben, wenn kein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt – er ist dann nämlich wahr –, aber ein Sprecher, der dies weiß, würde seine Hörer mit der Äußerung des Satzes auf unzulässige Weise in die Irre führen. Mit Grice würde man sagen, daß er die Konversationsmaxime der Quantität – „Sei so informativ wie möglich und nötig“<sup>173</sup> – verletzt, weil das mit seiner Aussage wörtlich Gesagte offenläßt, ob gar kein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt oder ob eines dort sitzt und er es nicht bemerkt hat. Ein Hörer, der voraussetzt, daß sich der Sprecher an die geltenden Konversationsmaximen hält, darf also annehmen, daß der Sprecher glaubt, daß ein

---

<sup>170</sup> Vgl. z.B. Strawson (1950) und Burton-Roberts (1989).

<sup>171</sup> Damit Fragesätze Präsuppositionen haben können, müßte man diese Erklärung dahingehend erweitern, daß ein Fragesatz etwas zur Präsupposition hat, wenn dies die Voraussetzung dafür ist, daß die mit dem Fragesatz ausgedrückte Frage eine wahre oder falsche Antwort hat.

<sup>172</sup> Vgl. z.B. Grice (1981), Stalnaker (1974).

<sup>173</sup> Vgl. Grice (1989): 26.



Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt, auch wenn dies keine Voraussetzung dafür ist, daß das von ihm Gesagte wahr (oder falsch) ist.

Ein Phänomen, das für die sprachpragmatische Erklärung zumindest bestimmter Präsuppositionen spricht, ist, daß diese Präsuppositionen vom Sprecher aufgehoben werden können. Betrachten wir die folgende Unterhaltung. Jemand sagt: „Daß der Abt seit ein paar Minuten nicht mehr zu seinem Weinglas gegriffen hat, liegt sicher daran, daß er bemerkt hat, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt.“ Jemand antwortet: „Nein, daran liegt es nicht. Der Abt hat nicht bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt. Er konnte es gar nicht bemerken. Es sitzt nämlich gar kein Eichhörnchen auf seiner Schulter.“ Diese Antwort klingt zwar etwas altklug, aber es ist unplausibel, anzunehmen, daß nicht alles, was hier gesagt wird, wahr sein kann. Dann aber kann Satz (64.a) – zumindest in manchen Kontexten – wahr sein, ohne daß ein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt.

Ich werde mich im folgenden nicht weiter mit der Frage beschäftigen, ob in dem hier genannten Fall die semantische oder die pragmatische Erklärung des Phänomens der Präsupposition vorzuziehen ist. Ich werde mich darauf beschränken, dafür zu argumentieren, daß es Präsuppositionen gibt, die auf die genannte Weise semantisch erklärt werden müssen, das heißt nicht pragmatisch erklärt werden können, und daß Verwendungen logisch singulärer Terme unter solchen Präsuppositionen stehen. Außerdem werde ich mich auf solche singuläre Terme beschränken, bezüglich deren ich mir mit Vertretern der freien Logik und den meisten Sprachphilosophen einig bin, daß es sich bei ihnen um logisch singuläre Terme handelt. Das heißt, ich werde nicht über Kennzeichnungen sprechen, obwohl diese in der Literatur über Präsuppositionen eine wichtige Rolle spielen. (Die Frage ist hier, ob man zum Beispiel durch die Äußerung des Satzes „Der letztjährige König von Baden-Württemberg ist nicht katholisch“ behauptet, impliziert oder präsupponiert, daß es letztes Jahr einen König von Baden-Württemberg gab, und wenn letzteres der Fall ist, ob es sich um eine semantische Präsupposition handelt, der Satz also wahrheitswertlos ist, oder um eine pragmatische.) Da strittig ist, ob Kennzeichnungen bei der logischen Analyse mit Hilfe einer Individuenkonstante oder durch einen komplexen quantifizierten Ausdruck übersetzt werden, klammere ich sie hier aus, schließlich geht es mir um die Frage, ob die Behandlung von Individuenkonstanten in der klassischen Prädikatenlogik besser unserem alltäglichen Sprachgebrauch entspricht als die in der freien Logik. Um eine letzte Einschränkung noch einmal zu wiederholen: Ich werde aus den oben genannten Gründen vorläufig keine natürlichsprachlichen singulären Terme diskutieren, die anhand einer Beschreibung oder im Rahmen fiktionaler Rede in die Sprache eingeführt werden. Ich werde mich also auf ganz normale Eigennamen wie den Namen „Erwin Teufel“ und Singular-Pronomen wie „der da“ oder „dies“ beschränken. Meine

These ist: Die Verwendung dieser Ausdrücke steht unter der Präsupposition, daß sie etwas bezeichnen, und diese Präsupposition ist ein semantisches Phänomen, das heißt wenn sie nicht erfüllt ist, haben die Sätze, in denen die Ausdrücke vorkommen, keinen Wahrheitswert.

Daß es sich bei der Annahme, daß logisch singuläre Terme etwas bezeichnen, um eine Präsupposition im oben erläuterten Sinne handelt, ist relativ einfach zu zeigen. Es ist nämlich so, daß Äußerungen der folgenden acht Sätze auf bestimmte Weise fehlerhaft wären, wenn der singuläre Term „Erwin Teufel“ niemanden bezeichnen würde bzw. wenn sich der Sprecher mit dem Ausdruck „der da“ auf niemanden beziehen würde:

- (65) Erwin Teufel ist katholisch.
- (65.a) Erwin Teufel ist nicht katholisch.
- (65.b) Möglicherweise ist Erwin Teufel katholisch.
- (65.c) Ist Erwin Teufel katholisch?
  
- (66) Der da ist katholisch.
- (66.a) Der da ist nicht katholisch.
- (66.b) Möglicherweise ist der da katholisch.
- (66.c) Ist der da katholisch?

Wer einen dieser Sätze geäußert hört, hat einen Grund für die Annahme, daß sich der Sprecher mit den Ausdrücken „Erwin Teufel“ und „der da“ auf eine Person bezieht. Nun zum zweiten Teil meiner These, der Behauptung, daß die Präsupposition semantischer Natur ist, das heißt die Sätze (65) bis (65.b) und (66) bis (66.b) weder wahr noch falsch wären, wenn es sich bei „Erwin Teufel“ und „der da“ um leere singuläre Terme handeln würde. Ersetzen wir in (65) bis (65.c) den Namen „Erwin Teufel“ durch einen leeren Eigennamen – nicht durch einen fiktionalen Namen oder einen mit deskriptivem Gehalt, sondern durch einen Ausdruck, der syntaktisch zweifellos ein Eigenname ist und dafür bereitsteht, im Ernst oder beim Geschichtenerzählen verwendet zu werden, nur eben noch nie verwendet wurde, um jemanden zu bezeichnen. Ein solcher Ausdruck ist der Name „Irving Teufel“<sup>174</sup>. Betrachten wir die folgenden Sätze:

- (67) Irving Teufel ist katholisch.
- (67.a) Irving Teufel ist nicht katholisch.
- (67.b) Möglicherweise ist Irving Teufel katholisch.

---

<sup>174</sup> Ein ähnliches Beispiel findet man bei Lycan (1994): 161 ff.

(67.c) Ist Irving Teufel katholisch?

Meiner Ansicht nach ist es offensichtlich, daß keiner der ersten drei Sätze wahr oder falsch, und die Frage (67.c) deswegen sinnlos ist. Die Sätze sind syntaktisch wohlgeformt, aber sie drücken nichts aus, was der Fall sein könnte. Noch deutlicher ist dies, wenn man einmal aus heiterem Himmel – und nur um des philosophischen Beispiels Willen – den Satz äußert:

(66\*) Der da ist katholisch.

„Aus heiterem Himmel“ soll heißen: ohne auf jemanden zu zeigen, an jemanden zu denken oder jemanden mit „der da“ zu meinen. Man hat dann einen syntaktisch wohlgeformten Satz geäußert, in dem ein leerer singulärer Term vorkommt. Aber man hat nichts Wahres oder Falsches gesagt. Ich halte das, wie gesagt, für relativ offensichtlich, man kann es sich aber auch anhand der folgenden Überlegungen verdeutlichen.

Erstens kann man die Präsupposition, daß die singulären Terme in (67) bis (67.c) und in (66\*) etwas bezeichnen, nicht aufheben. Eine Äußerung wie „Es ist übrigens nicht der Fall, daß der da katholisch ist, denn mit „der da“ habe ich gar niemanden gemeint“ ist allenfalls ein schlechter Scherz. Zweitens sollte es dann, wenn durch die Äußerung eines Satzes etwas gesagt wird, das wahr oder falsch ist, auch möglich sein, das, was mit dem Satz gesagt wird, zu glauben oder zu bezweifeln. Aber eben dies gelingt in Bezug auf (67) und (66\*) und ihre Negationen nicht. Man hat schlichtweg keine Vorstellung davon, wie man sich eine Welt vorzustellen hätte, in der diese Sätze wahr sind. Wäre etwas anderes der Fall, wenn der Satz „Irving Teufel ist katholisch“ wahr wäre, als wenn der Satz „John Teufel ist katholisch“ wahr wäre? Wäre etwas anderes der Fall, wenn der Satz (66\*) in der eben beschriebenen Äußerungssituation wahr wäre, als wenn derselbe Satz – wieder ohne Bezeichnungabsicht – zehn Minuten später geäußert würde? Diese Fragen hätten nur dann eine Antwort, wenn die singulären Terme in den genannten Sätzen nicht leer wären, dann nämlich könnte man fragen, ob derselbe oder verschiedene Gegenstände durch sie bezeichnet werden. Und wenn sie keine Antworten haben, dann ist es unsinnig, davon zu sprechen, daß die Sätze etwas ausdrücken, das man glauben oder bezweifeln könnte. Daß durch die Sätze (67) bis (67.b) und (66\*) nichts ausgedrückt wird, das man glauben oder bezweifeln kann, zeigt sich drittens auch dadurch, daß man gar nicht formulieren kann, was hier geglaubt würde, und zwar, weil die Beschreibung des Geglaubten unter derselben falschen Präsupposition stünde. Wer den Satz äußert:

(68) Erwin glaubt, daß Irving Teufel nicht katholisch ist.

präsupponiert dabei genauso, daß der Ausdruck „Irving Teufel“ nicht leer ist, wie jemand, der die Sätze (67) bis (67.c) äußert. Das unterscheidet den Fall klar von einem wie dem von Satz

(64.a) Der Abt hat nicht bemerkt, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt.

Auch wenn niemand im Redekontext glaubt, daß ein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt, gibt es keine Probleme damit, anzugeben, was jemand glauben würde, der Satz (64.a) für wahr hält. Bei der Äußerung des folgenden Satzes wird nicht präsupponiert, daß ein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt:

(64.d) Erwin glaubt, daß der Abt nicht bemerkt hat, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt.

Wenn Erwin gesagt hätte „Ich glaube, daß der Abt nicht bemerkt hat, daß ein Eichhörnchen auf seiner Schulter sitzt“, dann würde man mit Satz (64.d) auf die denkbar geeignetste Weise angeben, was Erwin glaubt, egal was man selbst zum Thema Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes denkt.

All dies ist Grund, so denke ich, Frege zuzustimmen, dessen zehnter „Kernsatz zur Logik“ lautet:

„Der Satz ‚Leo Sachse ist ein Mensch‘ ist nur dann Ausdruck eines Gedankens, wenn ‚Leo Sachse‘ etwas bezeichnet. Ebenso ist der Satz ‚dieser Tisch ist rund‘ nur dann Ausdruck eines Gedankens, wenn die Worte ‚dieser Tisch‘ mir etwas Bestimmtes bezeichnen, nicht leere Worte sind.“<sup>175</sup>

Ich halte aus den genannten Gründen die negative freie Logik für die Analyse der Verwendung natürlichsprachlicher singulärer Terme für ungeeignet. Ausdrücke wie „Irving Teufel“ oder „der da“ – verwendet ohne Zeigegeste oder Bezeichnungsintention – haben in der formalen Sprache eine Entsprechung in Individuenkonstanten, denen die Interpretationsfunktion keinen Gegenstand als semantischen Wert zuweist.

---

<sup>175</sup> Frege (vor 1882): 23. Man muß dieses Stelle nicht so verstehen, als wolle Frege hier ausschließen, daß es gar keine Sätze mit einem leeren Eigennamen gibt, die Gedanken ausdrücken. In Frege (1892b): 29 f. gesteht er zu, daß Sätze, die fiktionale Namen enthalten, Gedanken ausdrücken, wenngleich diese Gedanken keinen Wahrheitswert haben. In Frege (1897) nennt er das, was solche Sätze ausdrücken, „Scheingedanken“ (ebd. 41), wobei nicht ganz klar ist, ob Scheingedanken eine Art von Gedanken sind, oder ob sie nur scheinbar Gedanken sind (so wie die an dieser Stelle als Analogie herangezogenen Bühnengewitter keine Gewitter sind).

Da die negative freie Logik atomare Sätze mit solchen leeren Individuenkonstanten als falsch und ihre Negationen als wahr bewertet, müßten ihr zufolge die Sätze (66) und (67) falsch, und zum Beispiel eine Frage wie (67.c) sinnvoll sein. Die klassische Prädikatenlogik geht dagegen mit der natürlichen Sprache darin konform, daß wahrheitswertfähige Sätze unter der Präsupposition stehen, daß die singulären Terme in ihnen etwas bezeichnen.<sup>176</sup>

Wie steht es um Bencivengas Version der freien Logik? Sehen wir einmal davon ab, daß bei seinem supervaluationistischen Ansatz Sätze wie „Irving Teufel = Irving Teufel“ oder „Der da ist mit sich selbst identisch“ (geäußert ohne Bezeichnungsintention) als wahr bewertet würden, was meiner Ansicht nach ebensowenig plausibel ist wie die Annahme, daß diese Sätze falsch sind. Immerhin hat Bencivenga bei seiner Variante der freien Logik Raum für die Annahme, daß viele Sätze mit leeren singulären Termen – unter ihnen die Sätze (65) bis (65.b) und (66) bis (66.b) – ohne Wahrheitswert bleiben. Fragen wir uns: Ist es nicht wenigstens plausibel anzunehmen, daß leere singuläre Terme wenigstens in wahren oder falschen singulären Existenzsätzen vorkommen können? Meiner Ansicht nach ist auch dies nur für eine kleine Menge sehr besonderer singulärer Terme der Fall, nämlich für fiktionale und deskriptiv eingeführte Namen. Betrachten wir die folgenden vier Sätze, von denen die Sätze (70) und (70.a) wieder ohne demonstrative Geste oder Intention des Sprechers geäußert sein sollen:

- (69) Irving Teufel existiert.
- (69.a) Irving Teufel existiert nicht.
  
- (70) Der da existiert.
- (70.a) Der da existiert nicht.

---

<sup>176</sup> Vertreter freier Logiken beschreiben ihr Projekt häufig als Weiterentwicklung des Fortschritts der modernen Logik gegenüber der Aristotelischen Logik (vgl. z.B. Klima (2001)). In der Aristotelischen Logik hätten alle Terme unter der Präsupposition gestanden, daß etwas unter sie falle, in der Frege'schen Logik sei diese Präsupposition für generelle Terme aufgehoben worden, für singuläre Terme aber beibehalten worden, und in der freien Logik schließlich selbst für singuläre Terme aufgehoben worden. Abgesehen davon, daß auch in der modernen nicht-freien Logik generelle Terme unter der Präsupposition stehen, daß sie einen semantischen Wert haben – nur daß dieser Wert eben auch die leere Menge sein kann, halte ich die Ungleichbehandlung der jeweiligen Präsuppositionen bei der Verwendung genereller bzw. singulärer Terme für wohl motiviert. Wenn jemand den Satz äußert: „Alle Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sind zahm“, dann impliziert das von ihm Gesagte nicht, daß es Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes gibt (denn der Satz ist äquivalent zu „Es gibt keine Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes, die nicht zahm sind“), aber dies wird bei der Äußerung des Satzes präsupponiert. Diese Präsupposition kann man aber leicht als pragmatische Präsupposition erklären, die durch die Maxime der Quantität generiert wird. Wenn der Sprecher wüßte, daß gar kein Eichhörnchen auf der Schulter des Abtes sitzt, wäre seine Äußerung weniger informativ als möglich. Es wäre in diesem Fall aber kein Problem, den semantischen Gehalt des Satzes anzugeben.

Laut Bencivengas Version der freien Logik – und natürlich auch laut der negativen freien Logik – müßten (69) und (70) falsch, (69.a) und (70.a) hingegen wahr sein. Auch das ist nicht so. Wieder wäre das nur dann so, wenn mit diesen Sätzen Gedanken ausgedrückt würden, die man für wahr oder falsch halten könnte, aber wieder kann man sich anstrengen wie man will: es gibt hier nichts zu glauben oder zu bezweifeln. Die Phänomene, die ich oben für die Sätze (67) und (66\*) angeführt habe, um diese Intuition zu stützen, treffen auch hier zu. Nichts an der Verwendung der Ausdrücke „Irving Teufel“ und „der da“ legt fest, was genau der Fall sein müßte, damit (69) und (70) wahr wären, und es ist auch hier nicht möglich, das anzugeben, was jemand glaubt, wenn er das vermeintlich mit diesen Sätzen Gesagte für wahr hält. Im Falle der Sätze (69.a) und (70.a) kann man zudem zeigen, daß sie – wenn sie überhaupt wahr wären – notwendigerweise wahr sein müßten. Betrachten wir die folgenden beiden Sätze:

(69.b) Irving Teufel hätte existieren können.

(70.b) Der da hätte existieren können.

Wenn sie wahr sind, dann müßte es der freien Logik zufolge mögliche Welten geben, bezüglich deren die Ausdrücke „Irving Teufel“ und „der da“ etwas bezeichnen. Man könnte leicht versucht sein, eben dies anzunehmen, denn natürlich gibt es mögliche Welten, in denen irgend jemand den Namen „Irving Teufel“ trägt und der Sprecher sich mit seiner Äußerung von „der da“ auf jemanden bezieht. Aber diese Möglichkeiten machen (69.b) und (70.b) nicht wahr. Um diese Sätze zu bewerten, müssen wir untersuchen, ob die Ausdrücke „Irving Teufel“ und „der da“ *in der Bedeutung, die sie tatsächlich haben*, in irgendeiner möglichen Welt etwas bezeichnen. (Sonst wäre der Satz „Erwin Teufel hätte ein Eichhörnchen sein können“ deswegen wahr, weil es Welten gibt, in denen jemand sein Eichhörnchen „Erwin Teufel“ nennt.) Aber in der Bedeutung, die die beiden Ausdrücke tatsächlich haben, bezeichnen sie in keiner möglichen Welt etwas, denn nichts an ihrer Bedeutung würde bezüglich irgendeines Gegenstandes, den es *de facto* nicht gibt, aber geben könnte, festlegen, daß sie sich genau auf diesen Gegenstand beziehen. Wenn (69.b) und (70.b) also überhaupt einen Wahrheitswert haben (was ich bezweifle), dann wären sie falsch, und also wären (69.a) und (70.a), wenn sie überhaupt wahr wären (was ich bezweifle), notwendigerweise wahr.

Ich halte diese Konsequenz für unakzeptabel.<sup>177</sup> Sie zeigt einmal mehr, wie groß der Unterschied zwischen dem Fall ist, in dem ein fiktionaler bzw. deskriptiver Eigenname leer ist, und dem, in dem ein ‚normaler‘ singulärer Term leer ist. Vergegenwärtigen wir uns die Situation, in der Le Verrier die Existenz eines weiteren Planeten innerhalb der Umlaufbahn des Merkurs postuliert und für diesen den Namen „Vulkan“ in die Sprache einführt. In einer Diskussion mit Fachkollegen werden die folgenden Sätze geäußert:

(71) Vulkan existiert.

(71.a) Vulkan existiert nicht.

(71.b) Möglicherweise existiert Vulkan.

(71.c) Existiert Vulkan?<sup>178</sup>

In diesem Kontext steht keiner dieser Sätze unter der Präsupposition, daß der Name „Vulkan“ etwas bezeichnet. Durch Satz (69) wird etwas behauptet, was zwar falsch ist, aber was man für wahr halten kann. Man weiß, was der Fall sein müßte, damit der Satz wahr ist; Le Verriers Hypothese über die Ursache der Unregelmäßigkeiten des Merkur-Perihelions müßte nämlich wahr sein. Es ist klar, daß Le Verrier etwas anderes glaubt, wenn er (71) für wahr hält, als jemand, der den Namen „Vulkan“ im Rahmen einer anderen Hypothesenbildung einführt und sagt „Vulkan existiert“. Und es ist klar, daß Satz (71.a) zwar wahr, aber nicht notwendigerweise wahr ist. In einer möglichen Welt, in der Le Verrier den Namen ganz genau so in die Sprache einführt, wie er das tatsächlich getan hat, die Perihelions-Unregelmäßigkeiten aber tatsächlich von einem weiteren Planeten resultierten, hätte der Name „Vulkan“ – jedenfalls zum Zeitpunkt, bevor man herausgefunden hat, ob die Hypothesen wahr oder falsch sind – dieselbe Bedeutung wie bei uns, aber (71.a) wäre falsch. All dies unterscheidet den Fall fundamental von dem der Verwendung von leeren singulären Termen wie „Irving Teufel“ oder „der da“ in (69) und (70), und all dies ist nur möglich, weil es sich bei „Vulkan“ um eine sehr spezielle Art von Namen handelt. Daß die freie Logik unserer Intuitionen bezüglich der Wahrheitswerte von Sätzen mit leeren Eigennamen dieser Art entspricht, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie zu falschen Ergebnissen im Falle von leeren gewöhnlichen Eigennamen oder Pronomen kommt. Ich halte es deswegen für sinnvoller, die Auffassung beizubehalten, daß Sätze, in denen logisch singuläre Terme vorkommen, nur dann einen Wahrheitswert haben, wenn

---

<sup>177</sup> Nicht so Colin McGinn, der schreibt: „[...] existence, though a genuine property, is different from properties in general: generally, if *F*ness is a contingent property of objects, then so is non-*F*ness – but not so in the case of existence. [...] genuinely non-existent objects have that status necessarily.” (McGinn (2000): 39).

<sup>178</sup> Meine eigene Analyse für diese Sätze stelle ich in Kapitel 16 dar.

diese Terme nicht leer sind, und zur Erklärung unserer Intuitionen zu den Sätzen (71) bis (71.c) anzunehmen, daß der Name Vulkan – zumindest in Existenzsätzen – kein logisch singulärer Term ist, das heißt in der prädikatenlogischen Sprache nicht durch eine Individuenkonstante übersetzt werden sollte.<sup>179</sup> Im zweiten Teil dieser Arbeit werde ich genauer darstellen, wie man Sätze der Form „a existiert nicht“ analysieren sollte, damit die richtigen solcher Sätze als wahr bzw. falsch behandelt werden und die richtigen ohne Wahrheitswert bleiben. Dabei werde ich auch darauf eingehen, daß man manchmal durch die Äußerung von wahrheitswertlosen Sätzen wie (69.a) und (70.a) dennoch etwas Wahres zu verstehen geben kann.

Vertreter der freien Logik rechnen sich in der Regel zu den Philosophen, die annehmen, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist. Bevor ich in den nächsten beiden Kapiteln noch einmal zu der Frage zurückkomme, ob diese Konzeption von Existenz mit der Annahme verträglich ist, daß es kontingenterweise existierende Gegenstände gibt, möchte ich einen Einwand gegen die Annahme vorbringen, daß das Existenzprädikat „E!“ der freien Logik tatsächlich eine Eigenschaft von Gegenständen ausdrückt. Was spricht für diese Annahme? Erst einmal sicherlich die Tatsache, daß „E!“ syntaktisch wie ein normaler Prädikatbuchstabe funktioniert, das heißt mit einem singulären Term  $\tau$  verbunden einen atomaren Satz der Form  $\lceil E!\tau \rceil$  ergibt. Da singuläre Terme Gegenstände bezeichnen, so könnte man argumentieren, bezeichnet „E!“, wenn  $\lceil E!\tau \rceil$  wahr ist, eine Eigenschaft, die dem durch  $\tau$  bezeichneten Gegenstand zukommt. Dieses Argument ist etwas voreilig. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß ein singulärer Term in bestimmten Satzkontexten nicht das bezeichnet, was er in gewöhnlichen Satzkontexten bezeichnet, sondern zum Beispiel sich selbst. In einer natürlichen Sprache wie dem Deutschen ist das durchaus möglich. Betrachten wir den folgenden Satz:

(72) Erwin Teufel heißt Erwin Teufel.<sup>180</sup>

In diesem Satz taucht zweimal der Name „Erwin Teufel“ auf, und oberflächlich betrachtet sieht es so aus, als sei Heißen eine Beziehung, die zwischen einem Gegenstand und sich selbst besteht. Das ist natürlich nicht der Fall. Im Kontext eines Satzes wie (72) bezeichnet der Name „Erwin Teufel“ bei seinem zweiten Vorkommen sich selbst.

---

<sup>179</sup> Vgl. dazu Kapitel 16.

<sup>180</sup> Es ist korrektes Deutsch, hier keine Anführungszeichen zu setzen.



Führt man sich nun Bencivengas These vor Augen, daß das Existenzprädikat „E!“ kein reales Prädikat ist, dann ist gar nicht mehr klar, ob „E!“ nicht – syntaktisch getarnt sozusagen – eine Eigenschaft von Individuenkonstanten ausdrückt, die Eigenschaft nämlich, daß es etwas gibt, das sie bezeichnen. Zur Erinnerung: Ein einstelliges Prädikat  $\Phi$  ist genau dann ein reales Prädikat, wenn der Wahrheitswert jedes atomaren Satzes der Form  $\lceil \Phi \tau \rceil$  eine Funktion seiner faktischen Wahrheitswerte bezüglich von Interpretationen ist, bei denen  $\tau$  einen Gegenstand bezeichnet, – man könnte auch sagen: wenn dieser Wahrheitswert von Eigenschaften des von  $\tau$  bezeichneten Gegenstandes abhängt. „E!“ ist deswegen kein reales Prädikat, denn der Wahrheitswert von Sätzen der Form  $\lceil E! \tau \rceil$  hängt nicht von Eigenschaften des durch  $\tau$  bezeichneten Gegenstandes ab, sondern von einer Eigenschaft von  $\tau$  selbst, nämlich davon, ob  $\tau$  einen Gegenstand bezeichnet oder nicht. Das scheint aber eher für die Annahme zu sprechen, daß, wenn „E!“ überhaupt eine Eigenschaft ausdrückt, diese die Eigenschaft eines Zeichens ist. Ich drücke mich so vorsichtig aus, weil es andererseits kein deutsches Prädikat gibt, das eine Eigenschaft von Zeichen ausdrückt und logisch genauso funktioniert wie „E!“. Das liegt daran, daß „E!“ in anderer Hinsicht semantisch so funktioniert wie ein normales Prädikat, zum Beispiel in dem quantifizierten (logisch wahren) Satz „ $\forall x E!x$ “ vorkommen kann, zu dem es, wenn „E!“ eine Eigenschaft von Zeichen ausdrücken würde, keine umgangssprachliche Entsprechung gäbe. Vielleicht könnte man auch sagen, daß zwar das Prädikat „ $\lambda x(E!x)$ “ eine Eigenschaft von Gegenständen ausdrückt – es trifft ja auf jeden Gegenstand zu –, aber daß „ $\lambda x(\neg E!x)$ “ das nicht tut, denn dieses Prädikat trifft auf keinen Gegenstand zu, obwohl Sätze der Form  $\lceil \neg E! \tau \rceil$  wahr sein können.<sup>181</sup> (Der letzte Zusatz ist wichtig, denn auch „ $\lambda x(\neg(x = x))$ “ trifft auf keinen Gegenstand zu, aber in diesem Fall gibt es – jedenfalls in Bencivengas System – auch keine wahren Sätze der Form  $\lceil \neg(\tau = \tau) \rceil$ .) Normalerweise würde man denken: Wenn Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen

---

<sup>181</sup> Diesen Vorschlag macht Barry Miller in Miller (1975) und (2002). Miller argumentiert, daß Existenz eine Eigenschaft sein kann, ohne daß man annehmen muß, daß man in einem Satz wie „Sokrates existiert nicht mehr“ Sokrates die Eigenschaft zuschreibt, nicht mehr zu existieren. Was man vielmehr tue sei, zu sagen, daß es nicht mehr der Fall ist, daß Sokrates die Eigenschaft hat, zu existieren. Daß dies nicht problematisch ist, begründet Miller so: „What is predicated (though not asserted) of Socrates is ‚exists‘ (not ‚does not exist‘), and what is asserted is that it is not the case that Socrates exists. Since ‚exists‘ could perfectly well be predicated of Socrates during his lifetime, there is no ground for [an] objection” (Miller (1975): 350). Ich werde auf Sätze der Form „a existiert nicht mehr“ in Kapitel 12 und 14 eingehen, und möchte hier nur darauf hinweisen, daß selbst dann, wenn Millers Beschreibung für solche Sätze plausibel ist, immer noch offen ist, wem welche Eigenschaft in einem Satz wie „Der Teufel existiert nicht“ zugeschrieben wird. Bei „Sokrates existiert nicht mehr“ lautete Millers Vorschlag: Existenz wird zwar von Sokrates prädiziert, aber nicht von ihm behauptet. Im Falle von „Der Teufel existiert nicht“ dürfte Existenz nicht einmal von etwas prädiziert werden, denn man konnte ja auch früher nicht dem Teufel wahrheitsgemäß Existenz zusprechen.

den ist, dann sollte es Nicht-Existenz auch sein.<sup>182</sup> Aber zumindest das scheint durch die freie Logik ausgeschlossen zu sein. In jeder möglichen Welt, in der Erwin Teufel existiert, steht er dafür bereit, die Eigenschaft der Existenz zu exemplifizieren. Aber in möglichen Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert, steht er nicht dafür bereit, die Eigenschaft der Nicht-Existenz zu exemplifizieren. Das wäre kein Problem, wenn es keine möglichen Welten gäbe, in denen Erwin Teufel nicht existiert, so wie es kein Problem ist, daß es Erwin Teufel in keiner Welt gelingt, die Eigenschaft, nicht mit sich selbst identisch zu sein, zu exemplifizieren, weil es einfach keine Welt gibt, in der er nicht mit sich selbst identisch ist. Doch – so sollte man jedenfalls annehmen – gibt es durchaus mögliche Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert.

Es wird Zeit, sich noch einmal genauer mit der Frage auseinanderzusetzen, ob es überhaupt gelingen kann, Existenz als kontingente Eigenschaft zu begreifen, wenn man annimmt, daß Existenz eine Eigenschaft ist, die notwendigerweise jeder Gegenstand hat.

### *9. Probleme mit kontingenter Existenz I (Kit Fine)*

Ich hatte am Ende von Kapitel 8 schon angedeutet, weshalb ich die heute von vielen vertretene Ansicht für problematisch halte, daß Existenz wie Selbstidentität eine Eigenschaft ist, die notwendigerweise allen Gegenständen zukommt. Der Grund war, daß sich diese Annahme meiner Meinung nach nicht mit der Ansicht verträgt, daß zwar Selbstidentität, nicht aber Existenz allen Gegenständen notwendigerweise zukommt. Kit Fine hat kürzlich dafür argumentiert, daß die heute üblichen Ansichten zu Existenz und Modalität nicht dazu geeignet sind, eine Schwierigkeit zu lösen, die er als das Rätsel der Nichtexistenz bezeichnet.<sup>183</sup> Auch wenn Fine mit seiner Kritik etwas anderes zu zeigen versucht als ich, das heißt nicht gegen die Annahme argumentiert, Existenz wie Selbstidentität als notwendigerweise nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen zu verstehen, scheint mir seine Argumentation dazu geeignet, zu zeigen, was an eben dieser Annahme problematisch ist, und auf eine

---

<sup>182</sup> Colin McGinn scheint dies (oder zumindest eine ähnliche These) zu bestreiten, wenn er schreibt: „[...] when I say ‚Vulcan does not exist‘ I am saying something like this: ‚it was a mistaken postulation that Vulcan exists‘. In [this] paraphrase [...] the denial of existence is carried by the implication that cognitive acts of [...] mistaken postulation have occurred. [...] Non-existence is essentially and constitutively failed intentionality, whereas existence is not definable as successful intentionality. Existence is having a mind-independent property, but non-existence results from the occurrence of a certain kind of mental act – [...] an erroneous postulation of existence” (McGinn (2000): 42 f.).

<sup>183</sup> Vgl. Fine (2005b); das Buch, in dem dieser Aufsatz abgedruckt ist (Fine (2005a)), ist noch nicht erschienen, weswegen ich im folgenden keine Seitenzahlen, sondern nur Paragraphen angeben kann. Auf einige der von Fine genannten Probleme weist auch Lewis hin (vgl. Lewis (1986): 10 f.), und sie werden in Sainsburys (2001) erwähnt (vgl. ebd. 283 ff.).

Schwierigkeit hinzuweisen, zu der jede plausible Konzeption von Existenz eine Lösung anzubieten imstande sein sollte.

Fine stellt die Schwierigkeit anhand des folgenden Schlusses dar:<sup>184</sup>

- (P1) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.
- (P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.
- (K) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.

Problematisch ist dieser Schluß, weil drei *prima facie* plausible Annahmen über ihn nicht alle zugleich wahr sein können. (i) Es ist *prima facie* plausibel, anzunehmen, daß die beiden Prämissen des Schlusses wahr sind. (P1) ist plausibel, denn mit sich selbst identisch zu sein, ist eine wesentliche Eigenschaft Erwin Teufels, eine, von der es ausgeschlossen ist, daß er sie nicht hat, und die er also notwendigerweise hat. (P2) ist plausibel, denn wie leicht hätte es nicht passieren können, daß Erwin Teufel nie das Licht der Welt erblickt hätte. (ii) Es ist *prima facie* plausibel, daß die Konklusion aus den beiden Prämissen folgt, das heißt nicht falsch sein kann, wenn (P1) und (P2) wahr sind. (Wenn Erwin Teufel notwendigerweise mit sich selbst identisch ist, dann ist es unmöglich, daß er es nicht ist. Dann aber kann es nur dann möglich sein, daß er nicht existiert, wenn es möglich ist, daß er nicht existiert, aber mit sich selbst identisch ist.) (iii) Es ist *prima facie* plausibel, anzunehmen, daß die Konklusion falsch ist. Um mit sich selbst identisch sein zu können, so scheint es, muß Erwin Teufel existieren.

Man kann die Schwierigkeit auflösen, indem man wie ein Meinongianer die dritte Annahme aufgibt,<sup>185</sup> und man kann sie, wie sich im übernächsten Abschnitt zeigen wird, auch dadurch auflösen, daß man eine der beiden Prämissen ablehnt. Bei den beiden Lösungsstrategien, die Fine kritisiert, wird die zweite Annahme aufgegeben, das heißt die Annahme, daß (K) aus (P1) und (P2) folgt. Der Anschein der Gültigkeit ergibt sich diesen Strategien zufolge daraus, daß man übersieht, daß die Ausdrücke „möglich“ und „notwendig“ mehrdeutig sind. Hat man diese einmal disambiguiert – und das muß man, wenn man behaupten will, daß die beiden Prämissen wahr sind, die

---

<sup>184</sup> Den Namen „Erwin Teufel“ verwendet Fine natürlich nicht, sondern formuliert den Schluß für Sokrates.

<sup>185</sup> Wenn die Konklusion wahr ist, dann ist es möglich, daß es Dinge gibt, die nicht existieren, das heißt Existenz ist auf jeden Fall schon einmal keine *notwendigerweise* nicht-diskriminierende Eigenschaft. Wenn der Schluß gültig wäre, ließe sich aber leicht auch ein Argument dafür geben, daß Existenz auch *de facto* keine diskriminierende Eigenschaft ist: Es ist möglich, daß es Dinge gibt, die in Wirklichkeit nicht existieren. Da notwendigerweise gilt, daß alle Dinge notwendigerweise mit sich selbst identisch sind, sind diese Dinge auch in Wirklichkeit mit sich selbst identisch. Also gibt es Dinge, die mit sich selbst identisch sind, aber nicht existieren.

Konklusion aber falsch ist –, zeigt sich, daß der Schluß ungültig ist. Ich werde die beiden Strategien kurz darstellen und dann erläutern, weshalb Fine sie für unzureichend hält.<sup>186</sup>

Die erste Strategie wurde von Arthur Prior vorgeschlagen.<sup>187</sup> Prior hat eine Modallogik entwickelt, die die im letzten Abschnitt verteidigte Annahme berücksichtigt, daß Sätze, in denen logisch singuläre Terme vorkommen, nur dann wahr oder falsch sind, wenn diese Terme etwas bezeichnen. Laut Prior gilt auch die folgende modale Verstärkung dieser Annahme: Ein Satz, in dem ein logisch singulärer Term  $\tau$  vorkommt, ist bezüglich keiner möglichen Welt wahr oder falsch, bezüglich deren  $\tau$  nichts bezeichnet. Nennen wir eine Proposition, die durch einen Satz ausgedrückt wird, in dem ein logisch singulärer Term  $\tau$  vorkommt, der einen Gegenstand  $g$  bezeichnet, eine *singuläre Proposition, die  $g$  betrifft*. Dann kann man Priors These auch so formulieren: Propositionen, die einen bestimmten Gegenstand  $g$  betreffen, sind genau bezüglich solcher möglichen Welten wahr oder falsch, bezüglich deren es wahr ist, daß  $g$  existiert. Wenn es Welten gibt, bezüglich deren es nicht wahr ist, daß  $g$  existiert, sind dies Welten, bezüglich deren  $g$ -betreffende Propositionen wahrheitswertlos sind. Zugleich nimmt Prior an, daß eine Proposition notwendigerweise genau dann wahr ist, wenn ihre Negation falsch ist. Wenn eine Proposition also bezüglich einer bestimmten möglichen Welt wahrheitswertlos ist, ist dies auch ihre Negation.

Daß Propositionen bezüglich möglicher Welten wahr, falsch oder wahrheitswertlos sein können, ermöglicht es, die folgenden vier modalen Eigenschaften von Propositionen voneinander zu unterscheiden: Eine Proposition  $p$  kann bezüglich aller möglichen Welten wahr sein – man nennt sie dann *im starken Sinne notwendig*; sie kann zumindest bezüglich keiner möglichen Welt falsch, das heißt bezüglich aller möglichen Welten entweder wahr oder wahrheitswertlos sein, und heißt dann *im schwachen Sinne notwendig*; sie kann bezüglich mindestens einer möglichen Welt wahr und deswegen *im starken Sinne möglich* sein; und sie kann zumindest *im schwachen Sinne möglich* sein, das heißt immerhin nicht bezüglich aller möglichen Welten falsch bzw. bezüglich mindestens einer möglichen Welt entweder wahr oder wahrheitswertlos. Diesen vier modalen Eigenschaften entsprechend kann man vier verschiedene Modaloperatoren durch die folgenden vier Schemata einführen:

$\Box_{\text{stark}} p \quad \leftrightarrow \quad [p] \text{ ist bezüglich aller möglichen Welten wahr}$

---

<sup>186</sup> Vgl. Fine (2005b): § 5.

<sup>187</sup> Vgl. Zum folgenden Prior (1957), (1968) und Prior, Fine (1977). Eine sehr gute Darstellung von Priors modallogischem System findet sich in Menzel (1991). Menzel erwähnt dort auch einige der Probleme, auf die Fine in (2005b) aufmerksam macht.

$\Box_{\text{schwach}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist bezüglich keiner möglichen Welt falsch (das heißt bezüglich aller entweder wahr oder wahrheitswertlos)
$\Diamond_{\text{stark}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist bezüglich mindestens einer möglichen Welt wahr
$\Diamond_{\text{schwach}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist nicht bezüglich aller möglichen Welten falsch (das heißt bezüglich mindestens einer möglichen Welt entweder wahr oder wahrheitswertlos)

(Ich verwende den Buchstaben „p“ hier als Satzvariable. Ein Ausdruck der Form „[p]“ bezeichnet die durch den Satz „p“ ausgedrückte Proposition, kann also gelesen werden als „die Proposition, daß p“.)

Es ist leicht zu sehen, daß eine Proposition, die im starken Sinne notwendig bzw. möglich ist, dies auch im jeweils schwachen Sinne ist. Umgekehrt gilt dies dagegen nicht unbedingt. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen. Die Proposition, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, ist nur im schwachen Sinne notwendig, denn in Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert, ist sie laut Prior weder wahr noch falsch.<sup>188</sup> Es gilt also:

(53) Erwin Teufel ist notwendigerweise mit sich selbst identisch.

(53<sub>p</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a)$

(53<sub>p</sub>\*)  $\neg \Box_{\text{stark}}(a = a)$

$V(a) = \text{Erwin Teufel}$

Andererseits ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist, zwar nicht im starken Sinne, wohl aber im schwachen Sinne möglich, denn es gibt mögliche Welten (solche in denen Erwin Teufel nicht existiert), bezüglich deren sie weder wahr noch falsch ist. Es gibt also eine Lesart, in der Satz (73) wahr ist:

(73) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist.

(73<sub>p</sub>)  $\Diamond_{\text{schwach}} \neg(a = a)$

(73<sub>p</sub>\*)  $\neg \Diamond_{\text{stark}} \neg(a = a)$

Man sollte beachten, daß die wechselseitige Definierbarkeit von Notwendigkeits- und Möglichkeitsoperator – „Es ist genau dann notwendig, daß p, wenn es nicht möglich

---

<sup>188</sup> Beispiele für im starken Sinne notwendige Propositionen gewinnt man, indem man sich an Propositionen hält, die entweder keine singulären Propositionen sind oder singuläre Propositionen, die einen notwendigerweise existierenden Gegenstand betreffen. Es gilt also zum Beispiel „ $\Box_{\text{stark}} \forall x(x = x)$ “ oder „ $\Box_{\text{stark}}(1 = 1)$ “.

ist, daß nicht  $p$  – weder für die starken Varianten untereinander noch für die schwachen Varianten untereinander zutrifft. Man kann aber jeweils die starke Variante des einen Operators mit Hilfe der schwachen des anderen definieren, denn es gilt:

$$\begin{aligned}\Box_{\text{stark}}p &\leftrightarrow \neg\Diamond_{\text{schwach}}\neg p \\ \Diamond_{\text{stark}}p &\leftrightarrow \neg\Box_{\text{schwach}}\neg p\end{aligned}$$

Laut Fine könnte man nun versuchen, das Rätsel der Nichtexistenz mit Hilfe von Priors Instrumentarium auf die folgende Weise zu lösen: Die beiden Prämissen des oben genannten Schlusses sind nur dann wahr, wenn man das „notwendig“ in (P1) und das „möglich“ in (P2) im schwachen Sinne versteht:

(P1<sub>P</sub>) Es ist im schwachen Sinne notwendig, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.

(P1<sub>P</sub>\*)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a)$

(P2<sub>P</sub>) Es ist im schwachen Sinne möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(P2<sub>P</sub>\*)  $\Diamond_{\text{schwach}}\neg Ea$

Eine Erläuterung zu (P2<sub>P</sub>): Prior behandelt Existenz als Eigenschaft, die – genauso wie Selbstidentität – im starken Sinne notwendigerweise jedem Gegenstand zukommt, und jedem Gegenstand im schwachen Sinne notwendigerweise zukommt.<sup>189</sup>

Es ist im schwachen Sinne notwendig, daß Erwin Teufel existiert, und also nicht im starken Sinne möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert. Der Grund: In einer Welt, in der es nicht wahr ist, daß er existiert, ist die Proposition, daß er nicht existiert, weder wahr noch falsch.

Auch die Konklusion des Schlusses ist deswegen laut Prior nur in der schwachen Lesart wahr:

(K<sub>P</sub>) Es ist im schwachen Sinne möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.

(K<sub>P</sub>\*)  $\Diamond_{\text{schwach}}(a = a \wedge \neg Ea)$

Diese Konklusion ist harmlos, denn sie besagt nicht mehr, als daß es Welten gibt, in denen die Proposition, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert, entweder wahr oder wahrheitswertlos ist, und letzteres ist einfach dadurch gegeben, daß es Welten gibt, in denen Erwin Teufel nicht existiert. Daß wir die Ten-

<sup>189</sup> Es gilt also:  $\Box_{\text{stark}}\forall x(x = x)$ ,  $\Box_{\text{stark}}\forall xE!x$ ,  $\forall x\Box_{\text{schwach}}(x = x)$  und  $\forall x\Box_{\text{schwach}}E!x$ .

denz haben, die Konklusion für falsch zu halten, liegt laut der Prior-Lösung daran, daß wir sie im Sinne starker Möglichkeit verstehen, also im Sinne von:

(K<sub>P</sub>#) Es ist im starken Sinne möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.

(K<sub>P</sub>\*#)  $\Diamond_{\text{stark}}(a = a \wedge \neg Ea)$

So verstanden ist die Konklusion zwar falsch, sie folgt aber – glücklicherweise – auch nicht mehr aus den Prämissen, jedenfalls dann nicht, wenn man diese korrekterweise im Sinne schwacher Modalitäten versteht.

Gegen diese vermeintliche Lösung des Problems der Nichtexistenz kann man, wie Fine zu Recht bemerkt, einiges einwenden:<sup>190</sup>

(i) Es ist nicht recht zu sehen, weshalb wir die falsche Tendenz haben sollten, das „möglich“ in der Konklusion im Sinne starker Möglichkeit zu verstehen, wenn wir andererseits die Tendenz haben, die Modalausdrücke in den beiden Prämissen im Sinne schwacher Modalitäten zu verstehen. Man fragt sich, weshalb die Konjunktion von zwei Propositionen, die die schwache Lesart evozieren, die starke evozieren sollte?

(ii) Laut der Lösung akzeptieren wir die erste Prämisse in einer Lesart, in der wir auch akzeptieren müßten, daß Erwin Teufel notwendigerweise existiert (es ist nämlich im schwachen Sinne notwendig – sprich: niemals falsch – daß Erwin Teufel existiert). Nun mag es irgendeinen – sicher nicht naheliegenden – Sinn von „notwendig“ geben, in dem man akzeptieren würde, daß Erwin Teufel notwendigerweise existiert, aber es gibt sicher einen – naheliegenderen – Sinn von „notwendig“, in dem man akzeptieren kann, daß Erwin Teufel notwendigerweise mit sich identisch ist, aber nicht akzeptieren würde, daß er notwendigerweise existiert. Für einen solchen Sinn von „notwendig“ ist in Priors System kein Platz. Man kann diesen Einwand auch so fassen: Laut Priors Lösung kann man nur dann akzeptieren, daß Erwin Teufel notwendigerweise mit sich selbst identisch ist, wenn man zugleich akzeptiert, daß er – und zwar im selben Sinne – notwendigerweise ein existierender Mensch ist. Eben dies widerspricht aber unseren Intuitionen zu diesen beiden Möglichkeiten.

(iii) Mit der Lösung gelingt es auch nicht, den Sinn korrekt zu erfassen, in dem wir die zweite Prämisse akzeptieren, das heißt die Annahme, daß es möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert. Im schwachen Sinne von „möglich“ ist es nämlich auch möglich, daß Erwin Teufel existiert und nicht existiert. (In Welten, bezüglich deren es

---

<sup>190</sup> Ich erwähne nicht alle Einwände Fines, sondern nur die, die ich selber einleuchtend finde.

nicht wahr ist, daß Erwin Teufel existiert, ist die Proposition, daß er existiert und nicht existiert, weder wahr noch falsch.) Lassen wir es dahingestellt sein, ob es einen Sinn von „möglich“ gibt, in dem wir akzeptieren würden, daß es möglich ist, daß Erwin Teufel existiert und nicht existiert; es gibt sicher einen Sinn von „möglich“ – und zwar ist dies der naheliegende – in dem wir akzeptieren, daß Erwin Teufel möglicherweise nicht existiert, aber nicht akzeptieren, daß er möglicherweise sowohl existiert als auch nicht existiert.

(iv) Schließlich gelingt es mit der Priorschen Lösung nicht, den Sinn zu identifizieren, in dem wir die Konklusion berechtigterweise ablehnen. Laut Prior lehnen wir (K) ab, weil wir das „möglich“ im Sinne starker Möglichkeit verstehen. Das Problem ist, daß es bei Prior im starken Sinne auch nicht möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert. Nun gibt es aber einen Sinn von „möglich“, in dem wir es sowohl akzeptieren, daß Teufel möglicherweise nicht existiert, als auch ablehnen, daß Teufel nicht existiert, aber mit sich selbst identisch ist. Wir wären nämlich geneigt, dem folgenden Satz zuzustimmen: „Es ist zwar möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert, aber unmöglich, daß er nicht existiert, aber dennoch mit sich selbst identisch ist.“ Laut der Priorschen Lösung müßten die beiden Vorkommnisse von „möglich“ in diesem Satz eine unterschiedliche Bedeutung haben, was sehr unplausibel ist.

(v) Die natürlichsprachlichen Ausdrücke „möglich“ und „notwendig“ sind wechselseitig durch einander definierbar. Die beiden Prämissen des Schlusses kann man deswegen auch folgendermaßen formulieren:

(P1#) Es ist nicht möglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist.

(P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

Es ist nun sehr plausibel, anzunehmen, daß es einen Sinn von „möglich“ gibt, in dem beide Prämissen wahr sind. (Man hat die starke Neigung, den folgenden Satz für wahr zu halten: „Es ist zwar unmöglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist, wohl aber möglich, daß er nicht existiert.“) Laut Priors Lösung gibt es einen solchen Sinn von „möglich“ aber nicht. Im starken Sinn von „möglich“ ist (P1#) wahr und (P2) falsch, im schwachen Sinn von „möglich“ (P2) wahr und (P1#) falsch. Das folgt nicht zuletzt daraus, daß – wie oben erläutert – eine Proposition genau dann im schwachen Sinne notwendig ist, wenn ihre Negation im starken Sinne unmöglich ist. Die beiden Prämissen ließen sich bei Prior also folgendermaßen reformulieren:

(P1<sub>p</sub>\*)  $\neg \diamond_{\text{stark}} \neg (a = a)$

(P2<sub>p</sub>\*)  $\diamond_{\text{schwach}} \neg Ea$



(P1#) und (P2) sind also nur dann beide wahr, wenn man das „möglich“ in ihnen jeweils anders versteht. Und das scheint sich, wie gesagt, nicht mit unserem gewöhnlichen Verständnis dieser beiden Sätze zu vertragen.

(vi) Zuletzt noch ein Einwand, der nicht bei Fine steht, und der sich direkt gegen die Annahme richtet, daß es nur im schwachen Sinne möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert, das heißt daß es keine Welten gibt, bezüglich deren die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr ist, sondern allenfalls solche, bezüglich deren sie wahrheitswertlos ist. Diese Annahme ist im Rahmen von Priors Argumentation deswegen merkwürdig, weil die These, daß singuläre Propositionen, die einen Gegenstand  $g$  betreffen, bezüglich bestimmter möglicher Welten weder wahr noch falsch sind, bei ihm durch die Annahme gerechtfertigt wird, daß es mögliche Welten gibt, in denen  $g$  nicht existiert. Diese Rechtfertigung scheint mir nur dann sinnvoll zu sein, wenn man sie auch so formulieren könnte:  $g$  betreffende Propositionen können wahrheitswertlos sein, weil es bezüglich bestimmter möglicher Welten *der Fall*, das heißt *wahr* ist, daß  $g$  nicht existiert. (Das scheint mir auch die Weise zu sein, in der man eine Redeweise wie „ $g$  existiert in einer möglichen Welt nicht“ versteht.) Prior dürfte aber nur sagen:  $g$  betreffende Propositionen sind bezüglich bestimmter möglicher Welten wahrheitswertlos, weil die Proposition, daß  $g$  existiert, bezüglich bestimmter möglicher Welten wahrheitswertlos ist. Jemanden, der an die Gültigkeit des Bivalenzprinzips glaubt, wird eine solche Begründung nicht beeindrucken.

Die zweite Lösungsstrategie, die Fine diskutiert und kritisiert, stimmt mit der heute in der Modallogik üblichen Standardsemantik insofern überein, als ihr zufolge alle Propositionen bezüglich aller möglichen Welten einen Wahrheitswert zugeteilt bekommen. Insbesondere ist die Proposition, daß ein bestimmter Gegenstand  $g$  nicht existiert, bezüglich einer Welt, in der  $g$  nicht existiert, wahr und ansonsten falsch. Üblicherweise wird dieses Ergebnis dadurch erreicht, daß man für Modalaussagen eine negative freie Logik annimmt. Da Propositionen bezüglich aller möglichen Welten entweder wahr oder falsch sind, kann man im Rahmen der Standardsemantik nicht wie Prior zwischen starken und schwachen Modalitäten unterscheiden. Man kann aber – und darauf basiert laut Fine die Lösung des Problems der Nichtexistenz – zwischen einer *eingeschränkten* und einer *uneingeschränkten* Lesart der Ausdrücke „notwendig“ und „möglich“ unterscheiden. Uneingeschränkt notwendig ist eine Proposition dabei genau dann, wenn sie bezüglich aller möglichen Welten wahr ist, uneingeschränkt möglich genau dann, wenn sie bezüglich mindestens einer möglichen Welt wahr ist. Was eingeschränkte Modalitäten sind, kann man anhand der folgenden Schemata erläutern, wobei  $p$  eine Proposition sein soll, die einen Gegenstand  $g$  betrifft (das heißt eine Proposition, die sich durch einen Satz ausdrücken läßt, der einen logisch singulären Term  $\tau$  enthält, der  $g$  bezeichnet):

$p$ ist <i>eingeschränkt notwendig</i>	$\leftrightarrow$	$p$ ist bezüglich aller möglichen Welten wahr, bezüglich deren es wahr ist, daß $g$ existiert $\Box(E! \tau \rightarrow p)$
$p$ ist <i>eingeschränkt möglich</i>	$\leftrightarrow$	$p$ ist bezüglich mindestens einer möglichen Welt wahr, bezüglich deren es wahr ist, daß $g$ existiert $\Diamond(E! \tau \wedge p)$

Der zweiten Lösungsstrategie zufolge wäre nun der problematische Schluß nur dann gültig, wenn man die Modalausdrücke entweder in beiden Prämissen im uneingeschränkten Sinne oder in beiden Prämissen im eingeschränkten Sinne verstehen würde. Dann aber sind nicht beide Prämissen wahr. Die erste Prämisse ist nur in der eingeschränkten Lesart wahr, denn im Rahmen der negativen freien Logik ist die Proposition, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, bezüglich einer Welt, in der er nicht existiert, falsch. Die zweite Prämisse ist nur in der uneingeschränkten Lesart von „möglich“ wahr, denn natürlich ist es nicht möglich, daß Erwin Teufel existiert und nicht existiert. Die beiden Prämissen sollten also auf die folgende Weise disambiguiert werden:

- (P1<sub>NFL</sub>)      Es ist eingeschränkt notwendig, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.  
(P1<sub>NFL</sub>\*)       $\Box(E!a \rightarrow a = a)$   
(P2<sub>NFL</sub>)      Es ist uneingeschränkt möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.  
(P2<sub>NFL</sub>\*)       $\Diamond \neg E!a$

Aus (P1<sub>NFL</sub>) und (P2<sub>NFL</sub>) folgt die Konklusion nicht, und zwar weder in uneingeschränkter noch in eingeschränkter Lesart von „möglich“:

- (K<sub>NFL</sub>.a)      Es ist uneingeschränkt möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.  
(K<sub>NFL</sub>.a\*)       $\Diamond(a = a \wedge \neg E!a)$   
(K<sub>NFL</sub>.b)      Es ist eingeschränkt möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.  
(K<sub>NFL</sub>.b\*)       $\Diamond(E!a \wedge (a = a \wedge \neg E!a))$

In beiden Lesarten ist die Konklusion falsch.

Einige der gegen Priors vorgebrachten Einwände, nämlich die Einwände (i), (iii), (iv) und (vi), treffen den zweiten Lösungsversuch nicht. Diese Einwände basieren nämlich darauf, daß es – wenn man verschiedene Bedeutungen der Modalausdrücke unterscheidet – unplausibel ist, anzunehmen, daß die Modalausdrücke in der ersten und zweiten Prämisse in derselben Bedeutung verwendet werden. Trotzdem ist auch der zweite Lösungsversuch unbefriedigend, und zwar aus den folgenden Gründen, von denen die ersten beiden im wesentlichen mit dem zweiten und dem fünften Einwand gegen Priors Lösung übereinstimmen:

(ii\*) Auch laut der zweiten Lösung akzeptieren wir die erste Prämisse in einer Lesart, in der wir ebenfalls akzeptieren müßten, daß Erwin Teufel notwendigerweise existiert, denn trivialerweise existiert er in allen möglichen Welten, in denen er existiert. Das widerspricht der sprachlichen Intuition, daß es einen Sinn von „notwendig“ gibt, in dem wir zwar akzeptieren, daß Erwin Teufel notwendigerweise mit sich selbst identisch ist, aber nicht, daß er notwendigerweise existiert – bzw. einen Sinn, in dem es zwar notwendig ist, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, nicht aber, daß er mit sich selbst identisch ist und existiert. Auch der zweite Lösungsansatz hat keinen Platz für einen solchen Sinn von „notwendig“, und dennoch scheint dies gerade der naheliegende zu sein.

(v\*) So wenig wie Prior gelingt es den Vertretern der zweiten Lösungsstrategie der Tatsache gerecht zu werden, daß es einen Sinn von „möglich“ gibt, in dem die beiden Prämissen in der folgenden äquivalenten Formulierung wahr sind:

(P1\*) Es ist nicht möglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist.

(P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(P2) ist, wie gesagt, nur dann wahr, wenn man das „möglich“ im Sinne von „uneingeschränkt möglich“ versteht. So kann man es aber nicht in (P1\*) verstehen, wenn diese Prämisse wahr sein soll:

(P1#<sub>NFL</sub>) Es ist nicht uneingeschränkt möglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist.

(P1#<sub>NFL</sub>\*)  $\neg\Diamond\neg(a = a)$

(Die Prämisse (P1#<sub>NFL</sub>\*) ist falsch, denn in Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert, ist die Proposition, daß er mit sich selbst identisch ist, der zweiten Lösung zufolge falsch.) Auch dieses Ergebnis verträgt sich nicht damit, daß es einen Sinn von „möglich“ gibt, in dem es unmöglich ist, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist, aber möglich, daß er nicht existiert.

(vii)<sup>191</sup> Der zuletzt genannte Einwand ist noch einschlägiger im Falle von Anhängern der zweiten Lösungsstrategie, die behaupten, daß sich das Existenzprädikat „E!x“ definieren lasse als „ $\exists y(y = x)$ “, und annehmen, daß diese beiden formalsprachlichen Prädikate dieselbe Eigenschaft ausdrücken, zu existieren also gar nichts anderes ist, als mit etwas identisch zu sein. Nathan Salmon schreibt zum Beispiel:

„[...] the phrase ‘is identical to something’ [...] expresse[s] a definite property or concept [...]. This is the property or concept of *being identical to something* (or more simply, of *being something*). It is this property or concept that is the sense or content of the predicate ‘exists’. And it is this property or concept that we call ‘existence’. We have here our answer to the question of what it is for something to be, or to exist. *To be is to be identical to something.*”<sup>192</sup>

Wenn Salmon recht hätte, dann sollte sich an der Wahrheit der beiden Prämissen (P1\*) und (P2) nichts ändern, wenn man den Ausdruck „existiert“ durch den Ausdruck „ist mit etwas identisch“ ersetzt:

(P1\*+) Es ist nicht möglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist.

(P2+) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist.

An dieser Version des Schlusses ist ersteinmal merkwürdig, daß schon der Satz, der aus der Konjunktion der beiden Prämissen besteht, wie ein offensichtlicher Widerspruch klingt:

(P1+2) Es ist zwar unmöglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist, wohl aber möglich, daß er mit nichts identisch ist.

Man ist geneigt zu fragen: Wie kann es möglich sein, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist, wo es doch unmöglich ist, daß er nicht mit sich selbst identisch ist? Wenn er mit sich selbst identisch ist, ist er doch mit etwas identisch – nämlich sich selbst! Aber auch das Manöver, mit dem Anhänger der zweiten Strategie zu verhindern versuchen, daß die Konklusion aus den Prämissen folgt, ist noch weniger plausibel. Nicht nur gibt es keinen Sinn von „möglich“, in dem die beiden Prämissen (P1\*) und (P2) beide wahr sind, auch wäre die Annahme, daß wir diese beiden Prämissen intuitiv so verstehen, daß in ihnen je verschiedene Sinne von „möglich“ im Spiel sind, noch unplausibler, wenn man diese Prämissen im Sinne von (P1\*+) und (P2+) ver-

---

<sup>191</sup> Der folgende Einwand steht nicht bei Fine.

<sup>192</sup> Salmon (1987): 64.

steht. Das unterschiedliche Verständnis von „möglich“ müßte nämlich durch irgendetwas ausgelöst werden, und jemand, der zwischen Existenz und der Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, unterscheidet, hat immerhin die Möglichkeit, zu behaupten, daß „daß“-Sätze, die etwas mit der Identität eines Gegenstandes zu tun haben, eine andere Lesart der Modaloperatoren evozieren als solche, die etwas mit dessen Existenz zu tun haben. In (P1\*+) und (P2+) haben die „daß“-Sätze aber beide Male mit der Identität eines Gegenstandes zu tun. Einmal geht es um die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein, einmal um die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein. Diese Eigenschaften sind sich strukturell so ‚nah‘, daß nicht zu sehen ist, weshalb ihre jeweiligen Zuschreibungen unterschiedliche Lesarten der Modalausdrücke mit sich bringen sollten.

(viii) Es ist nicht klar, wie man im Rahmen der zweiten Lösungsstrategie rechtfertigen kann, daß die erste Prämisse nur im eingeschränkten Sinn von „notwendig“ wahr ist. Prior konnte die schwache Lesart der ersten Prämisse dadurch rechtfertigen, daß bei ihm Propositionen, die einen Gegenstand  $g$  betreffen, weder wahr noch falsch bezüglich von Welten sind, in denen  $g$  nicht existiert. Laut der zweiten Strategie gibt es aber Propositionen, die  $g$  betreffen, und die bezüglich aller möglichen Welten wahr (das heißt uneingeschränkt notwendig) sind, also auch bezüglich solcher Welten, in denen  $g$  nicht existiert. Beispiele wären die Proposition, daß  $g$  existiert oder nicht existiert, oder die Proposition, daß es möglich ist, daß  $g$  existiert. Für den Vertreter der zweiten Lösungsstrategie gilt nämlich zum Beispiel:

$$(74^*) \quad \Box(E!a \vee \neg E!a)$$

Weshalb sollte also nicht auch die Proposition, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, uneingeschränkt notwendig sein, das heißt nicht auch bezüglich solcher Welten wahr sein, in denen Erwin Teufel nicht existiert? Satz (75) ist der Konzeption der freien Logik zufolge aber falsch:

$$(75^*) \quad \Box(a = a)$$

(Mit der Standard-Modallogik ist es sowieso nicht verträglich, „ $\Box(a = a)$ “ abzulehnen, denn aus der logischen Wahrheit „ $a = a$ “ folgt nach der Notwendigkeitsregel „ $\Box(a = a)$ “.)

Mir scheinen diese Einwände hinreichend als Beleg dafür, daß es weder durch Priors Unterscheidung starker und schwacher Modalität noch durch die zwischen eingeschränkter und uneingeschränkter Modalität gelingt, Fines Rätsel der Nichtexistenz zu lösen. In beiden Fällen liegt das meiner Ansicht nach daran, daß die Annahme, bei

Selbstidentität und Existenz handele es sich im wesentlichen um Eigenschaften derselben Art – um Eigenschaften nämlich, die notwendigerweise allem zukommen –, sehr grundlegenden Intuitionen über den Unterschied zwischen möglicher Nichtexistenz und möglicher Nichtidentität widerspricht.

Ich möchte noch darauf hinweisen, daß auch Bencivengas Version einer freien Logik und die damit verbundene Konzeption von Existenz keine Lösung für Fines Rätsel der Nichtexistenz bereitstellen kann. Ich hatte oben erläutert, daß Bencivengas freie Logik insofern anderen Versionen überlegen ist, als er in Form seiner Unterscheidung zwischen realen und nicht-realen Prädikaten einen wesentlichen Unterschied zwischen Existenz und Eigenschaften wie Selbstidentität zugesteht. Dennoch gelingt es auch mit dieser Unterscheidung nicht, Fines Rätsel zu lösen. Die beiden Prämissen des problematischen Schlusses sähen in Bencivengas Formalisierung folgendermaßen aus:

- (P1) Es ist notwendigerweise wahr, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.
- (P1<sub>B</sub>)  $\Box(a = a)$
- (P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.
- (P2<sub>B</sub>)  $\Diamond\neg E!a$

(P1<sub>B</sub>) ist wahr, weil „(a = a)“ auch bezüglich solcher Welten, bezüglich deren Erwin Teufel nicht existiert, als wahr bewertet wird, wenngleich dieser Satz bezüglich solcher Welten nicht faktisch, sondern formal wahr ist. Ohne weitere Maßnahmen folgt aus (P1<sub>B</sub>) und (P2<sub>B</sub>) unmittelbar die unerwünschte Konklusion:

- (K) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.
- (K<sub>B</sub>)  $\Diamond(a = a \wedge \neg E!a)$

Man könnte versuchen, Bencivengas Konzeption gegen Fines Einwand dadurch zu verteidigen, daß man seine freie Logik mit einer Priorschen Unterscheidung zwischen starken und schwachen Modaloperatoren kombiniert, aber das schiene mir der Grundidee von Bencivengas Ansatz zu widersprechen. Bencivengas supervaluationistischer Ansatz und Priors Rede von schwachen Modalitäten sind zwei alternative Strategien, die Tatsache, daß konkrete Gegenstände bestimmte Eigenschaften notwendigerweise haben, mit der Annahme zu vereinbaren, daß sie selbst kontingenterweise existieren. Die Grundidee von Priors Lösung ist, daß Sätze, die Individuenkonstanten für nicht notwendigerweise existierende Gegenstände enthalten, bezüglich von Welten, in denen diese Gegenstände nicht existieren, wahrheitswertlos bleiben, aber Notwendigkeit nicht immer Wahrheit bezüglich aller möglichen Welten sein

muß. Bencivengas Grundidee ist, daß solche Sätze auch bezüglich solcher möglichen Welten wahr sein können, bezüglich deren die Individuenkonstanten leer sind. Beide Ansätze zu kombinieren, führt meines Erachtens zu einem Konflikt dieser beiden Grundideen. Zudem hätte die Lösung keine Vorteile gegenüber derjenigen, die ich selbst im zweiten Teil dieser Arbeit vorstellen werde, eine Lösung, die Priors Grundidee folgt, aber davon ausgeht, daß Existenzsätze eine andere logische Form haben als gewöhnliche Prädikationen.

Bevor ich zu einer weiteren Alternative zu der von mir selbst im zweiten Teil dieser Arbeit vertretenen Strategie komme, Fines Rätsel der Nichtexistenz zu lösen, möchte ich kurz darauf eingehen, welche Konsequenzen Fine selbst aus den erwähnten Problemen zieht.

### *10. Weltlose Wahrheiten*

Der Ansatz, den Fine in seinem Aufsatz „Necessity and Non-existence“ entwickelt, ist leider alles andere als detailliert ausgearbeitet und bietet dem Leser an einigen zentralen Stellen nicht mehr als vage Ideen und Apelle an Intuitionen. Auch ich werde deswegen nur die grobe Richtung von Fines Lösung skizzieren und zeigen, was daran problematisch ist. Interessant ist die Lösung auf jeden Fall deswegen, weil sie deutlich macht, wie schwer es ist, die These zu vertreten, daß Existenz überhaupt eine Eigenschaft von Gegenständen ist, ohne entweder eine Meinongianische Position zu vertreten oder anzunehmen, daß Existenz eine notwendige Eigenschaft von allem ist. Grob kann man Fines Grundidee folgendermaßen beschreiben: So, wie bestimmte sprachliche und außersprachliche Phänomene nichts mit Zeit zu tun haben und in diesem Sinn *zeitlos* sind, haben bestimmte solcher Phänomene nichts mit Modalität (und möglichen Welten) zu tun und sind in diesem Sinne *weltlos*. Dem Rätsel der Nichtexistenz liegt die Tatsache zu Grunde, daß weltlose und weltliche Phänomene gemischt vorkommen. Nun etwas konkreter.

Es gibt eine Verwendung des Präsens, mit der man nicht ausdrücken will, daß etwas momentan so-und-so ist, sondern daß etwas unabhängig von jeder zeitlichen Bestimmung der Fall ist. Ein relativ unkontroverses Beispiel wäre ein Satz wie „Die Wurzel aus 9 ist 3“. Von diesem Satz kann man Fine zufolge korrekterweise nicht sagen, daß er zu einer bestimmten Zeit wahr ist.<sup>193</sup> Wer sagt, daß dieser Satz eine ewige Wahrheit ausdrückt, das heißt zu allen Zeiten wahr ist, der verwendet den Begriff des Wahrseins-zu-einer-Zeit auf eine erweiterte, uneigentliche Weise, derzufolge alle

---

<sup>193</sup> Zum folgenden vgl. Fine (2005b): §1.

zeitlosen Wahrheiten zu *allen* Zeiten wahr sind. Laut Fine gibt es nun nicht nur zeitlose Wahrheiten, die abstrakte Dinge wie Zahlen betreffen, sondern auch solche, die konkrete Gegenstände betreffen. Die Sätze „Sokrates ist ein Mensch“ und „Sokrates ist mit sich selbst identisch“ seien zeitlos wahr, und es sei eigentlich unrichtig zu sagen, daß Sokrates ein Mensch *war*, oder daß er mit sich selbst identisch *war*. Nur im uneigentlichen, erweiterten Sinne könne man deswegen sagen, daß die beiden Sätze zu allen Zeiten wahr seien. Dagegen drücke der Satz „Sokrates existiert“ eine zeitliche Wahrheit aus – er ist nämlich zu manchen Zeiten wahr, zu anderen falsch. Ebenso gilt das für den Satz „Sokrates existiert oder existiert nicht“, nur daß dieser – und zwar im eigentlichen, nicht-erweiterten Sinne – zu allen Zeiten wahr ist. Er ist nicht zeitlos wahr, weil die Wahrheit der beiden Disjunktionsglieder jeweils davon abhängt, was zu einer bestimmten Zeit der Fall ist.

Lassen wir es dahingestellt sein, ob Fines Unterscheidungen auf einem soliden Fundament stehen.<sup>194</sup> Fine will eine ähnliche Unterscheidung jedenfalls bezüglich des modalen Status von Sätzen machen.<sup>195</sup> Von manchen Sätzen kann man seiner Meinung nach im eigentlichen Sinne gar nicht sagen, daß sie in einer oder jeder möglichen Welt (bzw. möglicherweise oder notwendigerweise) wahr sind. Die Wahrheit solcher *weltlosen* („unwordly“) Sätze hänge nicht von den Umständen („circumstances“) in bestimmten möglichen Welten ab, so wie die Wahrheit von zeitlosen Sätzen nicht von den Umständen zu bestimmten Zeiten abhängt. Die Beispiele bleiben die gleichen: „Die Wurzel aus 9 ist 3“, „Sokrates ist ein Mensch“ und „Sokrates ist mit sich selbst identisch“ drückten alle weltlose Wahrheiten aus und seien wieder nur in einem uneigentlichen, erweiterten Sinne notwendig, dem zufolge alle weltlos wahren Sätze als notwendig wahre Sätze behandelt werden. Dagegen sei der Satz „Sokrates existiert oder existiert nicht“ ein weltlicher Satz und drücke eine im eigentlichen Sinne notwendige Wahrheit aus, denn die Wahrheit seiner Teile hänge von den Umständen in den jeweiligen möglichen Welten ab. Von weltlichen und weltlosen Sätzen und Wahrheiten will Fine noch eine dritte Kategorie unterscheiden, die der hybriden Sätze bzw. Wahrheiten. Ein hybrider Satz wie „Sokrates ist mit sich selbst identisch und existiert nicht“ besteht aus weltlichen und weltlosen Teilsätzen, und seine Wahrheit bezüglich einer bestimmten möglichen Welt ist zum Teil von den Umständen in dieser Welt abhängig, zum Teil aber nicht. In Entsprechung zu diesen drei Arten von Sätzen und den durch sie ausgedrückten Propositionen will Fine drei Lesarten der

---

<sup>194</sup> Fine schreibt: „Socrates is (tenselessly) a man and it makes no sense for us to say that he *was* a man or for his parents-to-be to say that he *will* be a man“ (ebd. § 9). Mir ist offen gesagt nicht klar, weshalb es unrichtig sein sollte, zu sagen, daß Sokrates ein Mensch war. Daß dieser Satz merkwürdig klingt, mag daran liegen, daß er uninformativ ist. Die Frage „War Jesus ein Mensch oder Gott?“ klingt schon viel weniger merkwürdig.

<sup>195</sup> Zum folgenden vgl. ebd., § 2.



Modaloperatoren unterscheiden,<sup>196</sup> die normale, unerweiterte („unextended“), die erweiterte („extended“) und die übererweiterte („superextended“), welchen wiederum drei Begriffe der weltrelativen Wahrheit entsprechen sollen: Wahrheit in einer Welt („truth in a world“), Wahrheit bezüglich einer Welt („truth at a world“) und das Von-einer-Welt-wahr-Sein („being true of a world“). Der Zusammenhang zwischen all diesen Dingen läßt sich anhand der folgenden Schemata explizieren:

es ist <i>unerweitert notwendig</i> , daß <i>s</i>	↔	„ <i>s</i> “ ist ein weltlicher Satz, der in allen möglichen Welten wahr ist (man nennt die Proposition, daß <i>s</i> , in diesem Fall <i>wahr in</i> allen möglichen Welten)
es ist <i>unerweitert möglich</i> , daß <i>s</i>	↔	„ <i>s</i> “ ist ein weltlicher Satz, der in mindestens einer möglichen Welt wahr ist (man nennt die Proposition, daß <i>s</i> , in diesem Fall <i>wahr in</i> mindestens einer möglichen Welt)
es ist <i>erweitert notwendig</i> , daß <i>s</i>	↔	„ <i>s</i> “ ist ein weltlicher Satz, der in allen möglichen Welten wahr ist, oder „ <i>s</i> “ ist ein wahrer weltloser Satz (man nennt die Proposition, daß <i>s</i> , in diesem Fall <i>wahr bezüglich</i> aller möglichen Welten)
es ist <i>erweitert möglich</i> , daß <i>s</i>	↔	„ <i>s</i> “ ist ein weltlicher Satz, der in mindestens einer möglichen Welt wahr ist, oder „ <i>s</i> “ ist ein wahrer weltloser Satz (man nennt die Proposition, daß <i>s</i> , in diesem Fall <i>wahr bezüglich</i> mindestens einer möglichen Welt)
es ist <i>übererweitert notwendig</i> , daß <i>s</i>	↔	für alle möglichen Welten <i>w</i> ist der Wahrheitswert, der sich wahrheitsfunktional aus den Wahrheitswerten ergibt, die die Teile von „ <i>s</i> “ – sei es <i>in</i> oder <i>bezüglich von w</i> – haben, das Wahre (man nennt die Proposition, daß <i>s</i> , in diesem Fall <i>wahr von</i> allen möglichen Welten)
es ist <i>übererweitert möglich</i> , daß <i>s</i>	↔	für mindestens eine mögliche Welten <i>w</i>

---

<sup>196</sup> Zum folgenden vgl. ebd., § 3.

ist der Wahrheitswert, der sich wahrheitsfunktional aus den Wahrheitswerten ergibt, die die Teile von „s“ – sei es *in* oder *bezüglich von w* – haben, das Wahre (man nennt die Proposition, daß s, in diesem Fall *wahr von* einer möglichen Welt).<sup>197</sup>

Diese Taxonomie von Modalitäten und Wahrheitsbegriffen ist sicher nicht sonderlich präzise. Sie basiert auf der Unterscheidung zwischen weltlichen und weltlosen Sätzen, und diese wiederum auf einer Unterscheidung zwischen dem, was zu den in einer möglichen Welt herrschenden *Umständen* gehört und was nicht, eine Unterscheidung, die selbst recht vage bleibt. Mir jedenfalls fehlt die klare Intuition, daß es kein Umstand ist, daß Sokrates ein Mensch ist, wohl aber ein Umstand, daß er existiert oder nicht existiert. Fine meint jedenfalls, daß man mit Hilfe seiner Unterscheidung den Unterschied unserer modalen Intuitionen bezüglich der Sätze (74), (P1) und (76) herausarbeiten kann. Dem Ausdruck „notwendig“ entspricht nämlich jeweils eine andere der drei von ihm unterschiedenen Bedeutungen des Ausdrucks:

(74) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel existiert oder nicht existiert.

(74<sub>F</sub>)  $\Box_{\text{unerweitert}}(E!a \vee \neg E!a)$

(P1) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.

(P1<sub>F</sub>)  $\Box_{\text{erweitert}}(a = a)$

(76) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel, wenn er nicht existiert, sowohl mit sich selbst identisch als auch nicht mit sich selbst identisch ist.

(76<sub>F</sub>)  $\Box_{\text{übererweitert}}(\neg E!a \rightarrow a = a \wedge \neg(a = a))$

Laut Fine entsteht das Rätsel der Nichtexistenz nun dadurch, daß wir zwar dazu neigen, Modalausdrücke im unerweiterten und erweiterten Sinn zu verstehen, daß wir aber keinerlei Neigung haben, sie im übererweiterten Sinn zu verstehen, wenn sich weltliche und weltlose Satzteile mischen.<sup>198</sup> (Aus Gründen, die ich erst etwas weiter unten erläutern kann, werde ich Fines Ansichten zu dem problematischen Schluß erst einmal für eine Fassung desselben diskutieren, in der es in der ersten Prämisse nicht

<sup>197</sup> Jede Proposition, die *wahr in* einer möglichen Welt ist, ist auch *wahr bezüglich* dieser möglichen Welt, und jede, die *wahr bezüglich* einer möglichen Welt ist, auch *wahr von* dieser Welt.

<sup>198</sup> Vgl. Fine (2005b): § 6.

um die Eigenschaft der Selbstidentität geht, sondern um die Eigenschaft, ein Mensch zu sein.) In der ersten Prämisse verstehen wir laut Fine das „notwendig“ im erweiterten Sinne, da „Erwin Teufel ist ein Mensch“ ein weltloser Satz ist und also keine im unerweiterten Sinne notwendige Wahrheit ausdrückt. Sätze der Form „ $a$  existiert (nicht)“ sind dagegen weltliche Sätze, und das „möglich“ in der zweiten Prämisse verstehen wir deswegen im unerweiterten Sinn:

(P1') Es ist notwendig, daß Erwin Teufel ein Mensch ist.

(P1'<sub>F</sub>)  $\Box_{\text{erweitert}} Fa$

(P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(P2<sub>F</sub>)  $\Diamond_{\text{unerweitert}} \neg E!a$

$V(F) = \{x; x \text{ ist ein Mensch}\}$

Schwierig ist es dagegen, die Konklusion (K') zu verstehen:

(K') Es ist möglich, daß Erwin Teufel ein Mensch ist und nicht existiert.

Da (K') im Bereich des Modaloperators einen weltlosen und einen weltlichen Satzteil enthält, müßte man das „möglich“ im übererweiterten Sinne verstehen, also als:

(K<sub>F</sub>.a)  $\Diamond_{\text{übererweitert}} (Fa \wedge \neg E!a)$

Da wir laut Fine aber normalerweise Modalausdrücke nie im übererweiterten Sinne verstehen, suchen wir nach einer Lesart, in der die Konklusion entweder im erweiterten oder im unerweiterten Sinne von „möglich“ wahr ist. Wir schaffen dies schließlich dadurch, daß wir das Prädikat „ist ein Mensch“ in der Konklusion anders verstehen als in der ersten Prämisse, nämlich als gleichbedeutend mit dem Prädikat „ist ein existierender Mensch“, das verbunden mit dem Namen „Erwin Teufel“ einen weltlichen Satz ergibt. Aufgrund unserer Abneigung gegen übererweiterte Modalitäten verstehen wir die Konklusion also folgendermaßen:

(K<sub>F</sub>.b)  $\Diamond_{\text{unerweitert}} (Ga \wedge \neg E!a)^{199}$

$V(G) = \{x; x \text{ ist ein existierender Mensch}\}$

---

<sup>199</sup> Fine ist der Meinung, daß es einen Unterschied zwischen Sätzen der Form „ $a$  ist ein existierendes  $F$ “ und solchen der Form „ $a$  ist  $F$  und existiert“ gibt. Sätze der ersten Art sind weltlich, Sätze der zweiten hybrid (vgl. ebd., § 6).

In dieser Lesart ist die Konklusion falsch und folgt auch nicht mehr aus den beiden Prämissen. Daß uns das Rätsel der Nichtexistenz so rätselhaft vorkommt, liegt daran, daß wir die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks „Mensch“ übersehen.

Soweit ist Fines Antwort eher eine Geschichte über die Psychologie des Verstehens der Teile des Schlusses als eine Lösung des Rätsels. Um das Rätsel zu lösen, muß man vor allem eine Antwort darauf geben, ob es eine Lesart von „möglich“ gibt, in der die folgenden Prämissen beide wahr sind, ohne daß die Konklusion in einer Lesart aus ihnen folgt, die unakzeptabel ist.<sup>200</sup>

(P1’\*) Es ist unmöglich, daß Erwin Teufel kein Mensch ist.

(P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

Laut Fine trifft das auf zwei Sinne von „möglich“ zu. Im erweiterten Sinn von „möglich“ sind beide Prämissen wahr,<sup>201</sup> es gilt also:

(P1’\*<sub>F</sub>)  $\neg \diamond_{\text{erweitert}} \neg Fa$

(P2<sub>F#</sub>)  $\diamond_{\text{erweitert}} \neg E!a$

Die Konklusion ist jedoch im erweiterten Sinne von „möglich“ nicht wahr, denn der so verstandene Modaloperator ist nicht für Sätze definiert, die aus weltlichen und weltlosen Satzteilen besteht. Fine schreibt:

„In this case, the proper response is to refuse to evaluate the conclusion. It should be regarded as anomalous in much the same way as ‘it is possible both that Socrates is a man and that he did not drink the hemlock’ is anomalous.”<sup>202</sup>

Wir können aber auch unser ‚normales‘ Verständnis der Modaloperatoren erweitern und beide Prämissen im übererweiterten Sinn verstehen. Dann folgt die Konklusion, ist laut Fine aber harmlos:

„[...] any puzzlement we might have had in accepting the conclusion should disappear. For if I am right, the felt incompatibility between the non-existence of Socrates and his being a man arises from our implicitly assuming that his being a man is a worldly matter. There is then a genuine difficulty in seeing how he could both be a man and not exist. But, on a correct view, his being a man is an unworldly matter, it is something that holds regardless of how things turn out; and so, in particular, it will

---

<sup>200</sup> Vgl. dazu Einwand (iii) im letzten Kapitel.

<sup>201</sup> Vgl. Fine (2005b): § 6.

<sup>202</sup> Vgl. ebd.

be something that holds regardless of whether or not he exists. Thus it is not that he is possibly a man *despite* his not existing. His existence or non-existence is simply irrelevant to his possible status as a man; and all that the possibility of his being a man and not existing comes down to is the genuine possibility of his not existing and the unworldly, or circumstance-indifferent, fact that he is a man.”<sup>203</sup>

Ich halte Fines Lösung aus verschiedenen Gründen für unbefriedigend:

(i) Der zentrale Punkt bei Fine besteht darin, die Unterscheidung zwischen Zeitlosigkeit und Ewigkeit auf den modalen Diskurs zu übertragen und zwischen Weltlosigkeit und Notwendigkeit zu unterscheiden. Diese Analogisierung hinkt meiner Meinung nach beachtlich. Die Annahme, daß es zeitlose Wahrheiten gibt, wird gewöhnlich (und so auch von Fine) darauf gestützt, daß es bestimmte Sachverhalte gibt, über die man korrekterweise gar nicht in zeitlichem Idiom spricht, daß es also zum Beispiel ‚schräg‘ klingt, zu sagen, daß die Wurzel aus 9 gleich 3 war oder daß sie dies immer sein wird.<sup>204</sup> Damit Fines Analogisierung funktioniert, müßte es deswegen Sachverhalte geben, über die in modalem Idiom zu sprechen ebenfalls in irgend einem Sinne ‚schräg‘ wäre.<sup>205</sup> Diese Annahme macht Fine zwar, aber er hat sie an keiner Stelle plausibilisiert. Was er – wenn überhaupt – gezeigt hat, ist, daß Annahmen wie die, daß die Wurzel aus 9 gleich 3 ist, nicht die Umstände in einer möglichen Welt betreffen (was auch immer das heißen mag). Doch ist die Rede von Umständen in möglichen Welten Teil der philosophischen Analyse unseres modalen Idioms und nicht Teil dieses Idioms selbst. Unser alltäglicher modaler Diskurs ist konstituiert durch die Verwendungsweise von Ausdrücken wie „es ist möglich, daß“, „es ist notwendig, daß“, „es kann (nicht) sein, daß“ usw., und es ist völlig normal, solche Ausdrücke zum Beispiel auch bei der Rede über mathematische Sachverhalte anzuwenden. So sagt man zum Beispiel, es sei möglich, daß zwischen zwei Primzahlen nur eine einzige natürliche Zahl liegt, aber unmöglich, daß die einzige natürliche Zahl zwischen zwei Primzahlen ungerade ist, oder man stellt fest, daß eine Primzahl nicht größer als alle anderen Primzahlen sein kann. Es gibt kein Anzeichen dafür, daß wir in solchen Aussagen die Ausdrücke „möglich“, „unmöglich“ oder „kann sein“ in einem uneigentlichen erweiterten Sinne verwenden, so wie wir den Ausdruck „immer“ in einem uneigentlichen Sinn verwenden, wenn wir sagen, daß schon immer keine Primzahl größer als alle anderen war.

---

<sup>203</sup> Vgl. ebd.

<sup>204</sup> In Kapitel 12 werde ich darüber hinaus ein nicht auf sprachlichen Intuitionen darüber, was ‚schräg‘ klingt, basierendes Argument dafür geben, daß es einen Sinn des Ausdrucks „Eigenschaft“ geben muß, in dem kein Gegenstand seine Eigenschaften zu einer bestimmten Zeit hat.

<sup>205</sup> Es wäre meines Erachtens deswegen – wenn überhaupt – sinnvoller, Sätze, die von solchen Sachverhalten handeln, als „transmodal“ und nicht als „weltlos“ zu bezeichnen.

(ii) Wenn Fines Diagnose zuträfe, müßte unsere Ablehnung der Konklusion des problematischen Schlusses allein damit zu tun haben, daß sich hier weltliche mit weltlosen Satzteilen mischen. Wie Fine selbst schreibt: Daß Erwin Teufel möglicherweise ein Mensch ist und nicht existiert, müßte uns auf dieselbe Weise befremden wie die Aussage, daß Sokrates möglicherweise ein Mensch ist und den Schirlingsbecher nicht ausgetrunken hat. Daß uns die letztere Aussage sonderbar vorkommt, scheint aber ausschließlich ein sprachpragmatisches Phänomen zu sein. Es hat damit zu tun, daß man sich schwerlich Situationen vorstellen kann, in denen es sinnvoll wäre, den entsprechenden Satz zu äußern,<sup>206</sup> nicht damit, daß man nicht wüßte, was der Fall wäre, wenn er wahr wäre. Eben dies ist aber das Problem bei der Annahme, daß Erwin Teufel ein Mensch ist und nicht existiert. Mit etwas Phantasie kann man sich überdies leicht Situationen vorstellen, in denen es sinnvoll ist, Sätze zu äußern, die in Fines Sinne hybrid sind. „Erwin Teufel wird mehr als 100 Jahre alt werden“ ist ein weltlicher Satz in Fines Sinn. Stellen wir uns nun eine Situation vor, in der jemand das mit diesem Satz Gesagte behauptet und jemand ihm mit dem Hinweis widerspricht, daß Erwin Teufel ein Mensch ist. Nichts wäre sonderbar daran, nun folgendes zu erwidern: „Es ist durchaus möglich, daß Erwin Teufel ein Mensch ist und dennoch mehr als 100 Jahre alt wird. Menschen können so alt werden.“

(iii) Fines Lösung scheint mir nicht der von ihm selbst ins Spiel gebrachten Anforderung gerecht zu werden, daß es einen akzeptablen Sinn der Modalausdrücke geben muß, in dem beide Prämissen (und die erste Prämisse in ihrer Modifikation (P1’\*)) wahr sind. Laut Fine ist dies der erweiterte Sinn der Modalausdrücke. Das Problem dabei ist jedoch, daß in diesem Sinn der Modalausdrücke die Konklusion nicht bewertbar ist. Es wäre also ein Sinn, bei dem aus „es ist notwendig, daß p“ und „es ist möglich, daß nicht q“ nicht folgt „es ist möglich, daß p und nicht q“. Man kann jedoch, so scheint mir, berechnete Zweifel daran haben, daß eine Interpretation der Modalausdrücke unseren sprachlichen Intuitionen gerecht wird, bei der das Inferenzschema „ $\Box_i p$ ;  $\Diamond_i \neg q$ ; also:  $\Diamond_i (p \wedge \neg q)$ “ ungültige Instanzen hat. Der Sinn der Modalausdrücke, bei dem dieses Inferenzschema für Fines Schluß erfüllt ist – der übererweiterte –, ist dagegen einer, der unseren sprachlichen Intuitionen angeblich gerade widerspricht.

(iv) Fines Diagnose zur Psychologie des Verstehens des problematischen Schlusses ist nur dann plausibel, wenn normale Sprecher ein Prädikat wie „Mensch“ tatsächlich auf zwei verschiedene Weisen verstehen: einerseits unqualifiziert, andererseits im Sinne von „existierender Mensch“. Überdies muß es naheliegend sein, „existierender

---

<sup>206</sup> Das liegt daran, daß es schwer ist, sich eine Situation vorzustellen, in der die Aussage, daß Sokrates möglicherweise ein Mensch ist, eine relevante Information darstellt, was sie aber sein müßte, um keine Konversationsmaximen zu verletzen.

Mensch“ so zu verstehen, daß etwas nicht genau dann ein existierender Mensch ist, wenn es ein Mensch ist und existiert, denn das Prädikat „x ist ein existierender Mensch“ soll weltlich sein, „x ist ein Mensch und existiert“ hingegen generiert hybride Kontexte.<sup>207</sup> Fine ist der Meinung, daß all dies der Fall ist, und daß sich dies daran zeige, daß wir zwar keine Neigung haben, der Konklusion des Schlusses zuzustimmen, aber keine Probleme mit der Annahme hätten, daß Erwin Teufel möglicherweise ein nicht-existierender Mensch ist.<sup>208</sup> Das Postulieren von Mehrdeutigkeiten zur Lösung philosophischer Probleme ist ohnehin ein heikles Manöver, und ich muß gestehen, daß mir im Falle der vermeintlichen Mehrdeutigkeit des Prädikates „Mensch“ die Intuitionen abgehen, auf die Fine sich beruft. Abwegig scheinen mir Fines Annahmen jedoch hinsichtlich unseres Verständnisses eines Prädikats wie „x ist identisch mit y“. Wie oben gezeigt, kann man mit Hilfe dieses Prädikats dasselbe Rätsel generieren wie mit dem Prädikat „x ist ein Mensch“, da man gezwungen scheint, die folgende Konklusion zu akzeptieren:

(K) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.

Fine muß behaupten, daß wir auch (K) deswegen ablehnen, weil wir das Prädikat „x ist identisch mit y“ so verstehen, daß (K) ein weltlicher Satz ist. Doch ist in diesem Fall nicht einmal klar, wie die weltliche Interpretation des Relationsausdrucks in Entsprechung zu „existierender Mensch“ lauten sollte. Am ehesten in Frage käme wohl „x ist existierend mit y identisch“. Doch was heißt das, wenn es nicht heißen darf, daß x mit y identisch ist und existiert? Ich habe keine Ahnung. Das soll nicht bedeuten, daß man ein solches Prädikat nicht zu philosophischen Zwecken einführen und definieren dürfte. Absurd scheint mir jedoch die Annahme, daß normale Sprecher einen Begriff von der vermeintlich dadurch ausgedrückten Eigenschaft haben und (K) deswegen ablehnen, weil sie diesen Begriff mit dem Ausdruck „identisch“ in (K) verbinden. (K) lehnt man nicht deswegen *prima facie* ab, weil es für eine besondere Relation – die Relation des Existierend-mit-etwas-identisch-Seins – unakzeptabel wäre, daß Erwin Teufel in ihr zu sich stünde, ohne zu existieren, sondern weil es unakzeptabel scheint, daß Erwin Teufel überhaupt in irgendwelchen Relationen steht, ohne zu existieren.

(v) Mein Haupteinwand gegen Fines Lösung ist, daß Existenz in ihrem Rahmen gar nicht mehr als nicht-diskriminierende kontingente Eigenschaft von Gegenständen behandelt wird und sie letztlich eine Variante des Meinongianismus ist. Das ist natür-

---

<sup>207</sup> Vgl. oben Fußnote 199.

<sup>208</sup> Vgl. Fine (2005b): § 5.

lich für sich genommen kein Einwand gegen die Konzeption,<sup>209</sup> und ich möchte hier auch nicht ausschließen, daß Fines Variante des Meinongianismus bessere Antworten auf die Einwände bereitstellen kann, die ich in Kapitel 3 gegen Parsons' Variante erhoben habe. Ich habe hier jedoch Fines Rätsel der Nichtexistenz als Einwand gegen Positionen behandelt, die einerseits behaupten, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, andererseits aber zugestehen, daß die Existenz bestimmter Gegenstände kontingent ist. Wenn man zeigen kann, daß Fines eigene Lösung darauf hinausläuft, die erste dieser Annahmen aufzugeben, dann ist dieses Ergebnis für meine argumentative Strategie ausreichend.

Man muß beachten, daß das von Fine so genannte übererweiterte Verständnis der Modalausdrücke zwar unserem gewöhnlichen Verständnis der Modalausdrücke widerspricht, daß ein solches Verständnis aber für philosophische Zwecke legitim ist und – solange man die richtige philosophische Interpretation hat – nicht zu falschen Annahmen führt. Die Konklusion des problematischen Schlusses ist laut Fine wahr bei übererweiterter Lesart des Ausdrucks „möglich“:

(K) Es ist möglich, daß Erwin Teufel ein Mensch ist und nicht existiert.

(K<sub>F.a</sub>)  $\Diamond_{\text{übererweitert}}(Fa \wedge \neg E!a)$

Ich zitiere noch einmal Fines Begründung dafür, daß einen dies nicht beunruhigen muß:

„[...] any puzzlement we might have had in accepting the conclusion should disappear. [...] His existence or non-existence is simply irrelevant to his possible status as a man; and all that the possibility of his being a man and not existing comes down to is the genuine possibility of his not existing and the unworldly, or circumstance-indifferent, fact that he is a man.“<sup>210</sup>

Wenn man diese Begründung akzeptiert, dann sollte man ebenfalls akzeptieren, daß Existenz in einem bestimmten Sinn nicht *notwendigerweise* diskriminierend ist, das heißt daß es möglich ist, daß es Dinge gibt, die nicht existieren. Satz (77) wäre dann wahr:

(77) Es ist möglich, daß es Menschen gibt, die nicht existieren.

(77<sub>F</sub>)  $\Diamond_{\text{übererweitert}}\exists x(Fx \wedge \neg E!x)$

---

<sup>209</sup> Fines generelle Sympathie für den Meinongianischen Ansatz wird deutlich in seiner Rezension von Parsons' Buch *Nonexistent Objects* (Fine (1984)).

<sup>210</sup> Vgl. Fine (2005b): § 6.



Die einzige Möglichkeit, den Schluß von  $(K_F.a)$  auf  $(77_F)$  zu unterbinden, bestünde darin, zu postulieren, daß wir den Quantor „ $\exists$ “ in  $(77_F)$  immer so verstehen, daß der Bereich dieses Quantors bezüglich jeder möglichen Welt stets auf die in dieser Welt existierenden Gegenständen beschränkt ist. Nennen wir dieses Verständnis des Quantors *weltlich* und machen es explizit durch einen Index „w“. Satz  $(77)$  verstanden im Sinne von  $(77_F^*)$  ist dann nicht wahr:

$$(77_F^*) \diamond_{\text{übererweitert}} \exists_w x (Fx \wedge \neg E!x)^{211}$$

Das Problem ist, daß es für jemanden, der all das mitgemacht hat, was Fine einem an begrifflichen Unterscheidungen zugemutet hat, sehr unplausibel wäre, anzunehmen, daß das weltliche Verständnis der Quantoren das einzig korrekte ist.<sup>212</sup> Wenn es eine „weltlose und von möglichen Umständen völlig unabhängige Tatsache“ ist, daß Erwin Teufel ein Mensch ist, dann sollte es ebenfalls eine weltlose und von den Umständen unabhängige Tatsache sein, daß jemand ein Mensch ist. Und wenn man wie Fine zwischen der Eigenschaft, ein existierender Mensch zu sein, und der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, unterscheiden will, dann sollte es möglich sein, daß die zweite von nicht-existierenden Menschen exemplifiziert wird. Fine gesteht diesen letzten Punkt in der folgenden Passage zu (mit „transcendental properties“ meint er dabei Eigenschaften, die durch Prädikate in weltlosen Sätzen ausgedrückt werden):

„[...] transcendental properties will be exemplified by objects regardless of how things turn out and so should be taken to be exemplified by objects regardless of whether or not they exist.“<sup>213</sup>

Eigenschaften wie die, ein Mensch zu sein, können also auch dann von Gegenständen exemplifiziert werden, wenn diese Gegenstände nicht existieren. Das heißt aber nichts anderes, als daß es möglich ist, daß es Gegenstände gibt, die die Eigenschaft haben, ein Mensch zu sein, und nicht existieren. Machen wir die nicht-existenzimplizierende Lesart des Quantors wieder durch einen Index explizit, diesmal durch „n“ (für „neutral“). Dann gilt also:

$$(77_F^{**}) \diamond_{\text{übererweitert}} \exists_n x (Fx \wedge \neg E!x)^{214}$$

<sup>211</sup> Daß man  $(77_F^*)$  aus  $(K_F)$  ableiten kann, verhindert man, indem man, wie in der freien Logik, die Regel der Existenzgeneralisierung einschränkt zu „ $\phi(\tau/x) \wedge E!\tau \vdash \exists_w x \phi$ “.

<sup>212</sup> Auch wenn Fine das anders zu sehen scheint (vgl. Fine (2005b): § 10).

<sup>213</sup> Vgl. ebd., § 8.

Wenn man – plausiblerweise – zusätzlich annimmt, daß es nicht-existierende Menschen auch dann geben könnte, wenn es zugleich existierende Menschen gibt, ergibt sich die These, daß Existenz möglicherweise eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist. Von dieser These ist es nur ein kleiner Schritt zu der Meinongianischen Annahme (M6), das heißt der Annahme, daß Existenz *de facto* nicht-diskriminierend ist: Es ist plausibel, anzunehmen, daß es Menschen geben könnte, die *de facto* nicht existieren. Da für diese Menschen gelten würde, daß sie notwendigerweise Menschen sind, weil für jeden dieser Menschen die Proposition, daß er ein Mensch ist, eine weltlose Wahrheit ist, das heißt eine, die im erweiterten Sinne von „notwendig“ auch bezüglich der wirklichen Welt wahr ist, kann man im weltlosen Sinne von „es gibt“ sagen, daß es Menschen gibt, die nicht wirklich existieren.

Fines Konzeption weltloser Sätze und Wahrheiten führt also – zusammen mit der Annahme, daß die Existenz eines Gegenstandes eine weltliche Angelegenheit ist – zu der Ablehnung der für die in diesem Abschnitt behandelten Positionen konstitutiven These, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist. Das zeigt einmal mehr, daß diese These einer genaueren Untersuchung nicht standhält. Hat man im Rahmen von Fines Ansatz die Möglichkeit, diese These dennoch in irgendeinem Sinne aufrechtzuerhalten? Die hat man, so scheint mir, doch der Preis, der dafür zu zahlen ist, ist hoch.

Erst einmal sollte man beachten, daß Fine, so wie er zwischen der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, und der Eigenschaft, ein existierender Mensch zu sein, auch zwischen einer existenziellen und einer neutralen Relation der Identität unterscheidet:

„Let us distinguish between an *existential* relation of identity, which holds between an object and itself in a possible world only when the object exists in that world, and a *neutral* relation of identity, which holds between an object and itself in a possible world regardless of whether the object exists in that world. In the one case, self-identity will be compatible with non-existence and, in the other case, not.“<sup>215</sup>

Wenn es eine weltlose Relation der Identität gibt, dann sollte der Schluß von (P1) auf den folgenden Satz (78) gültig sein, wenn man den Ausdruck „es gibt“ darin im weltlosen Sinne versteht:

---

<sup>214</sup> Man könnte Existenz dann auch à la Salmon als die Eigenschaft definieren, mit etwas identisch zu sein, solange man das „etwas“ im Sinne eines weltlichen Quantors versteht. Satz (77<sub>F</sub>\*\*\*) könnte man dann folgendermaßen reformulieren: „ $\diamond_{\text{übererweitert}} \exists_n x (Fx \wedge \neg \exists_w y (y = x))$ “.

<sup>215</sup> Fine (2005b): § 8.

(P1) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.

(P1<sub>F</sub>)  $\Box_{\text{erweitert}}(a = a)$

(78) Es ist notwendig, daß es etwas gibt, das mit Erwin Teufel identisch ist.

(78)  $\Box_{\text{erweitert}}\exists_n x(x = a)$

Das Prädikat „ $\lambda x(\exists_n y(y = x))$ “ drückt eine Eigenschaft aus, die Eigenschaft, mit etwas (im weltlosen Sinn von „etwas“) identisch zu sein. Meinongianer würden diese Eigenschaft von der Existenz unterscheiden wollen (und wahrscheinlich als „Sein“ bezeichnen). Doch wenn man – wie viele Vertreter der These, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist – Existenz mit der Eigenschaft identifiziert, mit etwas identisch zu sein, dann könnte man zwei Arten von Existenz unterscheiden, und zwar je nachdem, ob man den Quantor „etwas“ in dem entsprechenden Prädikat weltlich oder weltlos versteht: die Eigenschaft, mit etwas (im weltlichen Sinne von „etwas“) identisch zu sein, und die Eigenschaft, mit etwas (im weltlosen Sinne von „etwas“) identisch zu sein. Die letztere Art von Existenz wäre nicht-diskriminierend, denn weil jeder Gegenstand mit sich selbst identisch ist, ist auch jeder Gegenstand mit etwas identisch. Der Preis ist allerdings, daß diese Art von nicht-diskriminierender Existenz keine kontingente Eigenschaft von Gegenständen mehr ist. Jeder Gegenstand hat sie notwendigerweise, weil jeder Gegenstand notwendigerweise mit sich selbst identisch ist. Fine selbst gesteht zu, daß es gemäß seiner Konzeption einen Sinn gibt, in dem jeder Gegenstand notwendigerweise existiert:

“It might be thought odd that we take there to be a sense of existence in which Socrates necessarily exists. But we should bear in mind that this is an unworldly or transcendental form of existence; there is no worldly way in which Socrates has to be if he is so to exist.”<sup>216</sup>

---

<sup>216</sup> Ebd., § 10. Fine identifiziert transzendente Existenz allerdings nicht mit der Eigenschaft, mit etwas (im weltlosen Sinn von „etwas“) identisch zu sein, weil er meint, daß die Quantoren immer weltlich zu verstehen sind. Er sagt sogar, daß Gegenstände, die nur weltlos und nicht weltlich existieren, nicht die Eigenschaft haben, daß etwas mit ihnen identisch ist: “We might think of existence in this [transcendental] sense as the invariable concomitant of any object being what it is rather than of there being something that it is; and, since the object is what it is regardless of whether there is anything that it is, the same will be true of the form of existence that derives from its being what it is” (ebd.). Ich halte die Annahme, daß Quantoren immer weltlich zu verstehen sind, allerdings aus den oben genannten Gründen für unplausibel, wenn man einmal den ganzen Fineschen Apparat akzeptiert hat. Wie sollte es sein, daß ein nicht weltlich existierender Gegenstand weltlos existiert, ohne daß es einen Gegenstand gibt, der dieser Gegenstand ist? Man sollte meinen, daß der Gegenstand selbst dieser Gegenstand ist.

Fassen wir das Resultat, zu dem Fine am Ende seiner Überlegungen dazu, wie man Existenz als eine kontingente Eigenschaft von Gegenständen verstehen kann, in der folgenden These zusammen:

(Fi6) Der Ausdruck „Existenz“ kann auf zwei verschiedene Weisen verstanden werden: Existenz<sub>1</sub> – das, was der Ausdruck in der ersten Bedeutung ausdrückt, und was man auch weltliche Existenz nennen könnte – ist eine diskriminierende Eigenschaft und eine Eigenschaft, die zumindest manchen Gegenständen kontingenterweise zukommt. Existenz<sub>2</sub> – das, was der Ausdruck in der zweiten Bedeutung ausdrückt, und was man auch weltlose Existenz nennen könnte – ist eine nicht-diskriminierende Eigenschaft, die allen Gegenständen notwendigerweise zukommt.

Man beachte, wie strukturell ähnlich (Fi6) der Meinongianischen Position ist. Existenz<sub>1</sub> entspricht dem, was Meinongianer Existenz nennen, Existenz<sub>2</sub> dem, was sie die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein, nennen. Noch deutlicher wird die Ähnlichkeit, wenn man den oben erwähnten weltlichen Quantor „ $\exists_w$ “ bei Meinong als Quantor versteht, der auf (in Meinongs Sinne) existierende Gegenstände eingeschränkt ist, und den Quantor „ $\exists_n$ “ als unbeschränkten Quantor, dessen Bereich alle Gegenstände überhaupt enthält, das heißt auch (in Meinongs Sinne) nicht-existierende Gegenstände. Dann ist gemäß beider Positionen  $\lambda x(\exists_w y(y = x))$  eine diskriminierende und teils kontingente Eigenschaft, und  $\lambda x(\exists_n y(y = x))$  eine nicht-diskriminierende und immer notwendige Eigenschaft.

Was auch immer man von diesem Ergebnis halten mag – die Lektion, die man aus Fines Lösung des Problems der Nichtexistenz ziehen sollte, ist die folgende: Wer überhaupt annimmt, daß Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist, der hat zwei Optionen: die Option, daß Existenz wenigstens bestimmten Gegenständen kontingentermaßen zukommt und daß sie eine diskriminierende Eigenschaft ist, und die Option, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist und jedem Gegenstand, der sie hat, notwendigerweise zukommt. Man kann auch, wie Fine, annehmen, daß es zwei Begriffe von Existenz gibt, die jeweils einer dieser Eigenschaften korrespondieren. Unhaltbar ist dagegen die Position, die die meisten Vertreter der These, daß Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist, beziehen, daß nämlich Existenz einerseits eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, andererseits bestimmten Gegenständen nur kontingenterweise zukommt.

Für mich ist das ein Grund, die Annahme, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist, ganz zu verwerfen, denn ich meine, daß sich jede philosophische Konzeption von Existenz daran orientieren sollte, was man vorphilo-

sophisch durch den Ausdruck „existieren“ zum Ausdruck bringt. Für jede vorphilosophische Verwendung des Ausdrucks „existieren“ gilt meiner Ansicht nach jedoch: Was auch immer dadurch ausgedrückt wird – es muß die Möglichkeit offen lassen, daß wenigstens bestimmte Gegenstände auch nicht existieren könnten. Diese Ansicht ist sicher nicht sonderlich originell. Sie ist aber – und zwar auf durchaus eindrucksvolle Weise – in letzter Zeit einer fundamentalen Kritik unterzogen worden. Um diese Kritik soll es im nächsten Abschnitt D gehen.

## D. Existenz als nicht-diskriminierende notwendige Eigenschaft von Gegenständen

Timothy Williamson ist wie Kit Fine der Meinung, daß in einem gewissen Sinne alles notwendigerweise existiert, und er argumentiert für eine ähnliche These wie (Fi6) auf sehr viel explizitere und deswegen leichter auf die Wahrheit der Prämissen zu überprüfende Weise, als Fine es mit seinen eher vagen Andeutungen tut. Ich werde im nächsten Kapitel Williamsons Hauptargument vorstellen und zeigen, daß es sich nicht so leicht widerlegen läßt, wie es einigen Philosophen lieb wäre. In Kapitel 14 werde ich Williamsons ontologische Konzeption möglicher und vergangener bzw. zukünftiger Gegenstände vorstellen. An dieser Konzeption ist dreierlei bemerkenswert: (i) Sie soll der Annahme, daß in gewissem Sinne alles notwendigerweise existiert, den philosophischen Schrecken nehmen. (ii) Es gibt laut Williamson unabhängig von der These der notwendigen Existenz von allem gute Argumente für sie. (iii) Im Rahmen von Williamsons Konzeption kann man legitimerweise von bloß möglichen oder vergangenen Menschen, Tieren oder anderen Dingen sprechen, ohne die Meinongianische These zu übernehmen, daß es Menschen oder Tiere gibt, die bloß möglicherweise oder nicht mehr existieren.

Williamsons Theorie – so unintuitiv sie auch sein mag – ist deswegen aus zwei Gründen für mich interessant: erstens weil sie neue Phänomene und Argumente liefert, mit denen sich jede plausible Konzeption von Existenz auseinandersetzen muß, und zweitens, weil man sie als letzte *reductio* der Annahme verstehen kann, daß Existenz eine nicht-diskriminierende Eigenschaft von Gegenständen ist. Williamsons Argument für die skandalöse These der notwendigen Existenz von allem läßt sich nämlich – so möchte ich zeigen – nur dann vermeiden, wenn man zugesteht, daß es einen Sinn von „Existenz“ gibt, in dem Existenz gar keine Eigenschaft von Gegenständen ist.

### 11. Probleme mit kontingenter Existenz II (Timothy Williamson)

Williamson übernimmt sein Argument für die Behauptung, daß alles notwendigerweise existiert,<sup>217</sup> aus einer Diskussion aus der Mitte der 80er Jahre zwischen Alvin Plantinga und Kit Fine (der damals noch andere Ansichten zum Thema Notwendigkeit und Existenz hatte als in dem Aufsatz, den ich in den letzten beiden Abschnitten

---

<sup>217</sup> Vgl. zum folgenden Williamson (2002).

besprochen habe).<sup>218</sup> Während diese beiden Philosophen das folgende Argument allerdings für eine *reductio* halten, die zeigt, daß eine der ersten drei Annahmen falsch ist, will Williamson zeigen, daß alle drei Prämissen wahr sind und daß das Argument deswegen tatsächlich zeigt, daß ein konkreter Gegenstand wie Erwin Teufel notwendigerweise existiert:

- (I) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr.
- (II) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr ist, dann existiert die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert.
- (III) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, existiert, dann existiert Erwin Teufel.
- (IV) Also gilt notwendigerweise: Wenn Erwin Teufel nicht existiert, dann existiert Erwin Teufel.
- (V) Also gilt notwendigerweise: Erwin Teufel existiert.<sup>219</sup>

Da man das Argument für jeden beliebigen Gegenstand wiederholen könnte, würde es, wenn es schlüssig wäre, zeigen, daß alles notwendigerweise existiert.

Die Situation bezüglich dieses Schlusses ist ähnlich wie bei demjenigen, der zu Fines Rätsel der Nichtexistenz führte. Der Schluß scheint *prima facie* formal gültig zu sein, seine Konklusion scheint *prima facie* absurd und die drei Prämissen scheinen alle *prima facie* plausibel. Prämisse (I) ist *prima facie* plausibel, denn sie wird durch die Annahme gestützt, daß alle Sätze, die entstehen, wenn man in dem Schema (W)

(W) *s* genau dann, wenn die Proposition, daß *s*, wahr ist

für „*s*“ einen deutschen Aussagesatz einsetzt, begrifflich und deswegen notwendigerweise wahr sind. Es scheint schwer, diese These abzulehnen, ohne dubiose Annahmen über den Begriff der Wahrheit oder den der Proposition zu machen.<sup>220</sup> William-

---

<sup>218</sup> Cf. Plantinga (1983): 9 f., (1985): 341 – 349, und Fine (1985): 160 – 180; die Debatte geht zurück auf Bemerkungen von Prior (vgl. Prior (1967): 149 – 151, und Fine (1977): 149 f.).

<sup>219</sup> Williamson diskutiert den Schluß nicht anhand von Erwin Teufel, sondern anhand von sich selbst, wobei er die Sätze in der ersten Person formuliert. Im englischen Original steht für „notwendigerweise gilt: ...“ „necessarily, ...“.

<sup>220</sup> Paul Horwich erwähnt zwei Weisen, auf die man im Rahmen seiner minimalistischen Wahrheitskonzeption einen Satz wie (I) begründen könnte (vgl. Horwich (1998a): 21, Fußnote 5): Entweder man nimmt an, daß eine Theorie der Wahrheit eine unendlich lange Konjunktion aus allen Sätzen der Form  $\lceil$ Notwendigerweise gilt: *s* genau dann, wenn die Proposition, daß *s*, wahr ist $\rceil$  ist; oder man nimmt – wie Horwich selbst es bevorzugt – an, daß diese Theorie aus einer unendlich langen Konjunktion aller Sätze der Form  $\lceil s$  genau dann, wenn die Proposition, daß *s*, wahr ist $\rceil$  besteht, und begründet die Tatsache, daß alle Konjunktionsglieder mit Notwendigkeit gelten, damit, daß sie

son präsentiert über diese allgemeine Plausibilitätserwägung hinaus das folgende Argument für die Korrektheit von (W). Dieses Schema liegt seiner Meinung nach unserer Auffassung davon, was ein gültiges Argument ist, zugrunde.<sup>221</sup> Nehmen wir ein Argument, das gültig, wenn auch nicht logisch gültig ist: „Erwin Teufel ist kleiner als Norbert Blüm. Also ist Norbert Blüm größer als Erwin Teufel.“ Zweierlei ist hier zu beachten. Erstens: Wenn wir behaupten, daß dieses Argument gültig ist, dann behaupten wir, daß es *unmöglich* ist, daß Erwin Teufel kleiner als Norbert Blüm, aber Norbert Blüm nicht größer als Erwin Teufel ist, oder auch: daß es *notwendig* ist, daß, wenn Erwin Teufel kleiner als Norbert Blüm ist, dann Norbert Blüm größer als Erwin Teufel ist. (Diese modale Verstärkung des Konditionals aus Prämisse und Konklusion gibt nicht nur die Bedeutung des „also“ wieder, sie ist auch deswegen Voraussetzung für die Gültigkeit des Argumentes, weil ein Argument ja auch dann gültig sein kann, wenn seine Prämisse oder Prämissen, wie in diesem Fall, falsch sind. Daß das genannte Argument gültig ist, heißt nur, daß Norbert Blüm größer als Erwin Teufel *wäre*, wenn Erwin Teufel kleiner als Norbert Blüm *wäre*.) Zweitens: Gemäß dem – nicht zuletzt in der Logik – üblichen Begriff der Gültigkeit ist ein Argument genau dann gültig, wenn es ausgeschlossen ist,<sup>222</sup> daß die Prämissen wahr und die Konklusion falsch ist, bzw. wenn es notwendig ist, daß wenn die Prämissen wahr sind, auch die Konklusion wahr ist. Fassen wir diese beiden Annahmen folgendermaßen zusammen: Es sei „s<sub>1</sub>“ die Konjunktion aller Prämissen eines Arguments und „s<sub>2</sub>“ die Konklusion des Arguments. Dann gilt, wenn das Argument gültig ist:

- (a) Notwendigerweise gilt: Wenn s<sub>1</sub>, dann s<sub>2</sub>.
- (a\*)  $\Box(s_1 \rightarrow s_2)$
- (b) Notwendigerweise gilt: Wenn es wahr ist, daß s<sub>1</sub>, dann ist es wahr, daß s<sub>2</sub>.
- (b\*)  $\Box([s_1] \text{ ist wahr} \rightarrow [s_2] \text{ ist wahr})$

Laut Williamson sind nun diese beiden Annahmen über die Gültigkeit von Argumenten nur dann zusammengenommen sinnvoll, wenn wir (W) akzeptieren. Denn nur

---

Axiome einer Theorie sind. Horwichs Konzeption hat den Nachteil, daß man eine Wahrheitstheorie mit endlichen Mitteln nicht formulieren kann und also auch nicht definieren kann, was Wahrheit ist. Wolfgang Kühne begegnet diesem Manko im Rahmen seiner sogenannten „bescheidenen Wahrheitskonzeption“ durch die folgende Definition: „ $\forall x(x \text{ ist wahr} \leftrightarrow \exists s(x = \text{die Proposition, daß } s, \wedge s))$ “ (vgl. Kühne (2003): 337; ich kann hier nicht begründen, weshalb ich Kühnes Konzeption für zutreffend halte; vgl. aber Rosefeldt (2005)). Wenn man annimmt, daß diese Definition den Begriff der Wahrheit richtig erfaßt und also begrifflich wahr ist, und wenn man ferner annimmt, daß begriffliche Wahrheiten notwendige Wahrheiten sind, dann ergibt sich aus der Definition die Wahrheit von Prämisse (I).

<sup>221</sup> Vgl. ebd., 236.

<sup>222</sup> Bei logischer Gültigkeit könnte man hier sagen: „wenn es auf Grund der Bedeutung der logischen Ausdrücke ausgeschlossen ist, daß ....“.



wenn (W) wahr ist, erfahren wir dadurch, daß wir erfahren, daß  $s_2$  nicht falsch sein kann, wenn  $s_1$  wahr ist, etwas darüber, ob  $s_1$  notwendigerweise nur dann, wenn  $s_2$ .

Kommen wir zu den Prämissen (II) und (III). Prämisse (II) ist *prima facie* plausibel, denn sie beruht auf der grundsätzlichen Annahme, daß nichts eine Eigenschaft haben kann, ohne zu existieren. Wenn das so ist – was Meinongianer freilich bestreiten und vielleicht sogar nicht einmal mehr *prima facie* plausibel finden –, dann kann eine Proposition auch nur dann die Eigenschaft haben, wahr zu sein, wenn sie existiert. Prämisse (III) ist zumindest für jemanden *prima facie* plausibel, der annimmt, daß negative singuläre Existenzsätze singuläre Propositionen ausdrücken, und daß singuläre Propositionen ontologisch abhängig sind von den Gegenständen, die sie betreffen. (Ich werde die zweite Annahme gleich noch einmal genauer erläutern.)<sup>223</sup>

Ob wir die Konklusion des Schlusses akzeptieren, hängt davon ab, ob wir Gründe finden, die zeigen, daß eine der drei Prämissen trotz ihrer *prima facie* Plausibilität falsch ist, und natürlich davon, ob wir uns irgendwie dazu bringen können, die Konklusion nicht für so absurd zu halten, daß wir sie schlichtweg nicht glauben können. Williamson meint mit seiner Konzeption möglicher Gegenstände letzteres zu ermöglichen – dazu komme ich im nächsten Abschnitt –, und er meint, daß keines der Argumente gegen die Wahrheit einer der Prämissen überzeugend ist. Ich werde diese Argumente der Reihe nach durchgehen, wobei ich mich nicht strikt an Williamsons eigene Darstellung halten werde.

(i) Man kann bestreiten, daß es überhaupt Propositionen gibt, und argumentieren, daß uns der Begriff der Wahrheit und der der Proposition nur auf die begriffliche Wahrheit von Instanzen des folgenden eingeschränkten Schemas festlegt: „Wenn es Propositionen gibt, dann gilt notwendigerweise:  $s$  genau dann, wenn die Proposition, daß  $s$ , wahr ist“<sup>224</sup>. Auf ähnliche Weise wären die Sätze (II) und (III) einzuschränken, so daß wir als Konklusion allenfalls erhalten, daß notwendigerweise gilt, daß Erwin Teufel existiert, wenn es Propositionen gibt. Solange wir nicht annehmen, daß es Propositionen gibt, ist diese Annahme harmlos. Ich halte diese Argumentationsstrategie für wenig erfolgversprechend. Erstens gibt es meiner Ansicht nach sehr gute Argumente für die Annahme, daß es Propositionen gibt,<sup>225</sup> und überdies zieht keiner der an der Diskussion um den Schluß von (I) bis (III) auf (V) beteiligten Philosophen diese Annahme *de facto* in Zweifel. Zweitens scheint mir die Strategie sehr unverhältnismäßig. Niemand, der an die Existenz von Propositionen glaubt, wird sich durch Wil-

---

<sup>223</sup> Satz (IV) folgt modallogisch aus (I) bis (III), und (V) aussagenlogisch aus (IV).

<sup>224</sup> Eine ähnliche Strategie verfolgt Hartry Field in Bezug auf begriffliche Wahrheiten über Zahlen (vgl. Field (1989)).

<sup>225</sup> Auf diese kann ich hier naturgemäß nicht näher eingehen; vgl. aber zum Beispiel Bealer (1993), (1998), Bealer, Mönich (1989), Cartwright (1962) und Schiffer (2003): Kap. 1.

liamsons Argument gezwungen sehen, diese Überzeugung aufzugeben, denn es wäre einfach sehr merkwürdig, wenn diese Frage an der Schlüssigkeit dieses Arguments hinge. Und selbst wer nicht an die Existenz von Propositionen glaubt, sollte zugestehen, daß es eine andere Lösung geben muß.

(ii) Man kann darauf hinweisen, daß wir ohnehin gezwungen sind, Ausnahmen bei Instanzen des Schemas „s genau dann, wenn die Proposition, daß s, wahr ist“ zuzulassen, und argumentieren, daß negative singuläre Existenzsätze ungültige Einsetzungen für „s“ darstellen. Auch diese Strategie wird kaum jemand ernsthaft verfolgen wollen. Es ist zwar wahr, daß es gute Argumente gibt, das Schema für bestimmte Fälle einzuschränken, aber diese Fälle sind sehr speziell und man schließt sie aus, um Varianten des Lügner-Paradoxes zu vermeiden.<sup>226</sup> Schon bei diesen Fällen steht die Einschränkung unter dem Verdacht eines *ad hoc* Manövers, doch wenn man postulierte, daß das Äquivalenzschema nur für solche Einsetzungen für „s“ begriffliche Wahrheiten generiert, bei denen „s“ kein negativer singulärer Existenzsatz ist, dann wäre diesem Verdacht argumentativ nichts entgegenzusetzen.

(iii) Die gängigste Strategie gegen die Schlüssigkeit des Arguments, die von Philosophen verfolgt wird, die Annahme (III) nicht aufgeben wollen, besteht darin, eine Unterscheidung zwischen dem Wahrsein einer Proposition *in* einer möglichen Welt („being true in a possible world“) und dem Wahrsein einer Proposition *bezüglich* einer möglichen Welt („being true at a possible world“ oder „being true of a possible world“<sup>227</sup>) einzuführen. Propositionen – so die These – können bezüglich möglicher Welten bewertbar, das heißt wahr oder falsch, sein, ohne dazu *in* diesen möglichen Welten wahr sein und deswegen in ihnen existieren zu müssen. Eine analoge Unter-

---

<sup>226</sup> Betrachten wir den Satz (A):

(A) DIE DURCH SATZ (A) AUSGEDRÜCKTE PROPOSITION IST NICHT WAHR.

Für diesen Satz als Einsetzungsinstanz für „s“ in das Schema erhielte man:

(B) DIE DURCH SATZ (A) AUSGEDRÜCKTE PROPOSITION IST GENAU DANN NICHT WAHR, WENN DIE PROPOSITION, DAß DIE DURCH SATZ (A) AUSGEDRÜCKTE PROPOSITION NICHT WAHR IST, WAHR IST.

Zusammen mit der wahren Annahme, daß die durch Satz (A) ausgedrückte Proposition keine andere ist als die Proposition, daß die durch Satz (A) ausgedrückte Proposition nicht wahr ist, folgt aus (B) der logische Widerspruch:

(C) DIE DURCH SATZ (A) AUSGEDRÜCKTE PROPOSITION IST GENAU DANN NICHT WAHR, WENN DIE DURCH SATZ (A) AUSGEDRÜCKTE PROPOSITION WAHR IST.

Um diesen Widerspruch zu vermeiden, liegt es deswegen nahe, die Annahme zu machen, daß das Äquivalenzschema „s  $\leftrightarrow$  die Proposition, daß s ist wahr“ nur für solche Einsetzungen für „s“ begriffliche Wahrheiten generiert, für die es keine logischen Widersprüche erzeugt (vgl. Horwich (1998a): 40 ff.).

<sup>227</sup> Die erste Formulierung stammt von Fine (vgl. Fine (1985): 163), die zweite von Stalnaker (vgl. Stalnaker (unveröffentlicht)).

scheidung ist sehr plausibel wenn es um die Wahrheit von Sätzen (nicht von Propositionen) geht. Der Satz „Es gibt keine Sätze“ zum Beispiel ist bezüglich von möglichen Welten oder Situationen wahr, in denen es keine Sätze gibt. Aber es ist ausgeschlossen, daß dieser Satz in diesen möglichen Welten oder Situationen wahr ist, denn dazu müßte er dort existieren, was den Satz falsch machen würde. Die Frage ist allerdings, ob sich diese Unterscheidung auf Propositionen übertragen läßt. Williamson bezweifelt das,<sup>228</sup> und ich werde gleich auf die Argumente eingehen, die er dafür anführt. Eine Frage, die es an dieser Stelle zu berücksichtigen gilt, ist, welche der beiden Prämissen (I) und (II) die Unterscheidung eigentlich ‚entschärfen‘ soll. Fine, der die Unterscheidung in die Diskussion eingeführt hat, verwendet sie, um die zweite Prämisse unschädlich zu machen.<sup>229</sup> Robert Stalnaker, der sie jüngst in einer Replik auf Williamson reaktiviert hat,<sup>230</sup> wendet sie auf beide Prämissen an; der entscheidende Punkt seines Einwandes besteht aber darin, durch die Unterscheidung die erste Prämisse auf eine Weise zu interpretieren, die den Schluß auf (V) blockiert. Ich werde mich hier an Stalnakers Version halten, weil diese, wie mir scheint, expliziter ausgearbeitet ist.<sup>231</sup>

Die Unterscheidung zwischen Wahrheit in und Wahrheit bezüglich einer Welt eröffnet laut Stalnaker die Möglichkeit, die beiden ersten Prämissen des Schlusses jeweils auf zwei verschiedene Weisen zu verstehen:

- (I.a) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn Erwin Teufel in  $w$  nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$  wahr.
- (I.b) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn Erwin Teufel in  $w$  nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, bezüglich von  $w$  wahr.
- (II.a) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$  wahr ist, dann existiert die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$ .
- (II.b) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, bezüglich von  $w$  wahr ist, dann existiert die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$ .

---

<sup>228</sup> Vgl. Williamson (2002): 238.

<sup>229</sup> Vgl. Fine (1985): 163 ff.

<sup>230</sup> Vgl. Stalnaker (unveröffentlicht); der Text, auf den ich mich beziehe, ist das Manuskript zu einem Vortrag, den Stalnaker am 29. Oktober 2004 an der *New York University* gehalten hat.

<sup>231</sup> Fine führt den Unterschied zwischen ‚true in‘ und ‚true at‘ als intuitiv plausibel ein, ohne ihn genauer zu definieren, wofür er von Plantinga kritisiert wird (vgl. Plantinga (1985): 341 f.).

Stalnaker lehnt (I.a) und (II.b) ab und stimmt (I.b) und (II.a) zu. Diese beiden Annahmen schließen nicht aus, daß in Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert, die Proposition, daß er nicht existiert, nicht existiert. Die Zwischenkonklusion (IV) folgt auf diese Weise nicht mehr aus (I) bis (III).

Um zu beurteilen, ob (I.b) und (II.a) akzeptable alternative Lesarten der ersten beiden Prämissen sind, muß man klarstellen, was hier mit „mögliche Welten“ gemeint ist, was es heißt, in einer möglichen Welt zu existieren, und was es bedeuten soll, daß eine Proposition wahr in bzw. von einer möglichen Welt ist. Laut einer gängigen Konzeption sind mögliche Welten maximal-konsistente Mengen von Propositionen,<sup>232</sup> wobei eine Menge  $M$  von Propositionen genau dann maximal-konsistent ist, wenn es für jedes beliebige Paar von sich widersprechenden Propositionen  $p$  und  $\neg p$  entweder ein gültiges Argument von  $M$  auf  $p$  oder ein gültiges Argument von  $M$  auf  $\neg p$  gibt, aber nicht beides. Da Williamson diese Konzeption von möglichen Welten vorschlägt,<sup>233</sup> und Stalnaker, obwohl er selbst eine andere Auffassung vertritt, behauptet, daß sein Einwand auch für diese Konzeption funktioniert, werde ich sie hier im folgenden voraussetzen. Stalnakers Definition von Wahrheit *in* und Wahrheit *bezüglich* einer möglichen Welt lautet folgendermaßen:

„[...] a proposition is *true of* a possible world iff it is entailed by it. A proposition  $\alpha$  will be true *in* a world if and only if  $\alpha$  has the property *true* with respect to that world, which will be true if and only if the proposition that  $\alpha$  is true is entailed by, or is a member of, that world.”<sup>234</sup>

Führen wir „w“ als Variable ein, deren Wertebereich die Menge aller möglichen Welten – verstanden als maximal-konsistente Mengen von Propositionen – ist, „p“ als Variable für Propositionen und „ $\Rightarrow$ “ als Ausdruck für die Beziehung, die zwischen solchen Mengen und einer Proposition genau dann besteht, wenn die Proposition logisch aus den Elementen der Menge folgt. Dann können wir Stalnakers Definition folgendermaßen zusammenfassen:

(WAHR-BZGL.) p ist *wahr bezüglich von* w =<sub>Def.</sub> w  $\Rightarrow$  p

(WAHR-IN) p ist *wahr in* w =<sub>Def.</sub> w  $\Rightarrow$  die Proposition, daß p wahr ist

---

<sup>232</sup> Vgl. Williamson (2002): 238.

<sup>233</sup> Williamsons eigene Formulierung des Arguments funktioniert schließlich ganz ohne den Begriff der möglichen Welt, und man muß daher erst einmal zeigen, daß Stalnakers Reformulierung zulässig ist.

<sup>234</sup> Stalnaker (unveröffentlicht): 13.

Um Stalnakers Lesarten der Prämissen (I) und (II) beurteilen zu können, reichen diese Definitionen allerdings noch nicht aus. Sie legen nämlich nicht fest, was es heißen soll, daß ein bestimmter Gegenstand – sei es ein Mensch wie Erwin Teufel oder eine Proposition wie die, daß er nicht existiert – in einer möglichen Welt existiert. Wären mögliche Welten, wie David Lewis denkt,<sup>235</sup> konkret, könnte man diese Redeweise vielleicht ohne weitere Explikation voraussetzen. Aber mögliche Welten sind laut Annahme Mengen von Propositionen, und im wörtlichen Sinne kann Erwin Teufel nicht in einer Menge von Propositionen existieren. Da Stalnaker selbst zu diesem Punkt nichts sagt, schlage ich vor, die Rede vom Existieren in einer Welt in Analogie zu Aussagen der Form ‚es gibt mögliche Welten, in denen so-und-so‘ oder ‚in allen möglichen Welten so-und-so‘ zu verstehen. Daß es mögliche Welten gibt, in denen Hasen fliegen können, kann gemäß der vorgeschlagenen Analyse nur heißen, daß es maximal-konsistente Mengen von Propositionen gibt, aus denen die Proposition, daß Hasen fliegen können, logisch folgt. Ebenso sollte man die Aussage, daß es Welten gibt, in denen Erwin Teufel existiert, so verstehen, daß sie genau dann wahr ist, wenn es maximal-konsistente Mengen von Propositionen gibt, aus denen die Proposition, daß Erwin Teufel existiert, logisch folgt. Wenn das so ist, sind Stalnakers a- und b-Lesarten der Prämissen (I) und (II) explizit auf die folgende Weise zu verstehen (ich verwende eckige Klammern als intensionale Abstraktionsausdrücke, so daß ein Ausdruck der Form ‚ $[\sigma]$ ‘ starr die Proposition bezeichnet, die durch  $\sigma$  ausgedrückt wird – das heißt die Proposition, daß  $\sigma$  –, und „s“ als Abkürzung für „Erwin Teufel existiert nicht“):

- (I.a) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn Erwin Teufel in  $w$  nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$  wahr.
- (I.a\*)  $\forall w(w \Rightarrow [s] \rightarrow w \Rightarrow [[s] \text{ ist wahr}])$
- (I.b) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn Erwin Teufel in  $w$  nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, bezüglich von  $w$  wahr.
- (I.b\*)  $\forall w(w \Rightarrow [s] \rightarrow w \Rightarrow [s])$
  
- (II.a) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$  wahr ist, dann existiert die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$ .
- (II.a\*)  $\forall w(w \Rightarrow [[s] \text{ ist wahr}] \rightarrow w \Rightarrow [[s] \text{ existiert}])$

---

<sup>235</sup> Vgl. Lewis (1986).

(II.b) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, bezüglich von  $w$  wahr ist, dann existiert die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, in  $w$ .

(II.b\*)  $\forall w(w \Rightarrow [s] \rightarrow w \Rightarrow [[s] \text{ existiert}])$

Hat man Stalnakers Unterscheidung auf diese Weise explizit gemacht, wird zweierlei deutlich: Erstens ist klar, daß die zweite Prämisse in der ursprünglichen Formulierung korrekt nur durch (II.a) und nicht durch (II.b) wiedergegeben wird. Die zweite Prämisse sollte nämlich durch die allgemeine Überlegung motiviert sein, daß ein Gegenstand keine Eigenschaft haben kann, ohne zu existieren. Wie (II.a\*) und (II.b\*) deutlich machen, geht es aber nur in (II.a) darum, daß die Existenz einer Proposition eine notwendige Bedingung dafür ist, daß diese Proposition die Eigenschaft hat, wahr zu sein. Obwohl Fine die Unterscheidung zwischen Wahrheit in einer Welt und Wahrheit bezüglich einer Welt ursprünglich eingeführt hatte, um die zweite Prämisse ‚unschädlich‘ zu machen, geht es der Sache nach um das richtige Verständnis der ersten Prämisse.<sup>236</sup>

Zweitens zeigt sich, daß jemand, der (I.a) im Sinne von (I.a\*) ablehnt und nur (I.b) im Sinne von (I.b\*) akzeptiert, die ursprüngliche Prämisse (I) ganz ablehnen muß:

(I) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr.

Da die Aussage, daß Erwin Teufel in einer bestimmten Welt  $w$  nicht existiert, und die Aussage, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, bezüglich von  $w$  wahr ist, beide dasselbe besagen, nämlich, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, aus  $w$  logisch folgt, legt sich jemand, der (I.b) im Sinne von (I.b\*) akzeptiert, auf nicht mehr fest als auf die Trivialität (I#):

(I.b\*)  $\forall w(w \Rightarrow [s] \rightarrow w \Rightarrow [s])$

(I#) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel nicht existiert, dann existiert Erwin Teufel nicht.

Wer (I) behauptet, der will etwas über einen Zusammenhang sagen, der zwischen der Annahme besteht, daß Erwin Teufel nicht existiert, und der Annahme, daß die Proposition, daß er nicht existiert, wahr ist. In (I.b\*) geht es aber gar nicht um einen – wie auch immer gearteten – Zusammenhang zwischen einer Proposition und der Proposi-

---

<sup>236</sup> Diesen Punkt betont auch Williamson (vgl. Williamson (2002): 238).

tion, daß diese Proposition wahr ist.<sup>237</sup> Durch eine Äußerung von (I.b) kann man allenfalls dann etwas Informatives sagen, wenn man diesen Satz im Rahmen der Explikation der Rede von möglichen Welten im Sinne einer terminologischen Festlegung versteht, das heißt zum Beispiel im Sinne von „Damit, daß Erwin Teufel in einer möglichen Welt nicht existiert, soll nichts anderes gesagt sein, als daß die Proposition, daß er nicht existiert, aus einer bestimmten maximal-konsistenten Menge von Propositionen logisch folgt“. Aber das ist sicher nicht das, worauf man sich durch das Akzeptieren von (I) verpflichtet.

Ich halte diese Konsequenz von Stalnakers Konzeption für einen ausreichenden Grund dafür, diese abzulehnen, und zwar deswegen, weil (I), wie oben erläutert, aus grundlegenden Annahmen zum Begriff der Wahrheit folgt. (I) ist wahr, weil mindestens eines der beiden folgenden Schemata dazu geeignet ist, diesen Begriff zu explizieren:

(W)  $s$  genau dann, wenn die Proposition, daß  $s$ , wahr ist

(W $\square$ ) Notwendigerweise gilt:  $s$  genau dann, wenn die Proposition, daß  $s$ , wahr ist

Stalnaker dürfte aber keines dieser beiden Schemata akzeptieren. Entsprechend zu seiner Analyse von (I) als (I.b) bzw. (I.b\*) dürfte er statt (W $\square$ ) nur das folgende Schema akzeptieren (das kusivierte „ $s$ “ stehe dabei diesmal für einen Schemabuchstaben):

(W $\square$ .b) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn in  $w$   $s$ , dann ist die Proposition, daß  $s$ , bezüglich von  $w$  wahr.

(W $\square$ .b\*)  $\forall w(w \Rightarrow [s] \rightarrow w \Rightarrow [s])$

Dieses Schema sagt uns aber nichts über den Begriff der Wahrheit. Wenn man zudem annimmt, daß *tatsächlich* wahre Propositionen solche Propositionen sind, die bezüglich der wirklichen Welt wahr sind, dann dürfte Stalnaker nicht einmal die nicht modal verstärkte Variante (W) des Wahrheitsschemas akzeptieren, sondern dürfte

---

<sup>237</sup> Das ändert sich auch dann nicht, wenn man mögliche Welten nicht als maximal-konsistente Mengen von Propositionen versteht, sondern, wie Stalnaker, als Weisen, wie die Welt sein könnte, bzw. maximal-konsistente Eigenschaften der gesamten Welt (vgl. Stalnaker (1976)). Die entsprechende Formulierung von (I.b) würde dann wohl in etwa lauten: „Für jede maximal-konsistente Welteigenschaft  $E$  gilt: Wenn Erwin Teufel nicht existieren würde, wenn  $E$  exemplifiziert wäre, dann würde Erwin Teufel nicht existieren, wenn  $E$  exemplifiziert wäre“. Nur (I.a) lieferte eine Aussage über den Zusammenhang zwischen Erwin Teufels Nichtexistenz und der Wahrheit der entsprechenden Proposition: „Für jede maximal-konsistente Welteigenschaft  $E$  gilt: Wenn Erwin Teufel nicht existieren würde, wenn  $E$  exemplifiziert wäre, dann wäre die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr, wenn  $E$  exemplifiziert wäre“.

statt (W) nur (W.b) bzw. (W.b\*) annehmen („@“ stehe hierbei für die wirkliche Welt):

(W.b) Für die wirkliche Welt @ gilt: Wenn in @  $s$ , dann ist die Proposition, daß  $s$ , bezüglich von @ wahr.

(W.b\*)@  $\Rightarrow [s] \rightarrow @ \Rightarrow [s]$

Auch diese Schemata sind völlig ungeeignet dazu, dasjenige auszudrücken, was nach der Meinung vieler Autoren das Wesentliche ist, was es zum Begriff der Wahrheit zu sagen gibt.

Williamsons eigener Einwand gegen die Unterscheidung zwischen Wahrheit in einer Welt und Wahrheit bezüglich einer Welt lautet anders.<sup>238</sup> Ihm zufolge ergibt sich aus dieser Unterscheidung ein bestimmtes Zirkularitätsproblem hinsichtlich der Erklärung des Begriffes der logischen Gültigkeit von Argumenten. Wie oben erläutert, expliziert Williamson selbst diesen Begriff hinsichtlich eines Argumentes mit der Prämisse  $s_1$ <sup>239</sup> und der Konklusion  $s_2$  anhand der folgenden Annahme:

(b) Notwendigerweise gilt: Wenn es wahr ist, daß  $s_1$ , dann ist es wahr, daß  $s_2$ .

(b\*)  $\Box([s_1] \text{ ist wahr} \rightarrow [s_2] \text{ ist wahr})$

In (b) und (b\*) werden Modaloperatoren verwendet, die primitiv in dem Sinne sind, daß sie nicht mit Rekurs auf die Redeweise von möglichen Welten erläutert werden. Die naheliegende, im Rahmen der Unterscheidungen zwischen Wahrheit in und Wahrheit bezüglich einer möglichen Welt plausible Alternative zu (b) bestünde laut Williamson in der Annahme, daß ein Argument genau dann gültig ist, wenn jede mögliche Welt, bezüglich deren die Prämissen wahr sind, eine Welt ist, bezüglich deren die Konklusion wahr ist. Die Alternative zu (b) lautet also:

(c) Für jede mögliche Welt  $w$  gilt: Wenn  $[s_1]$  bezüglich von  $w$  wahr ist, dann ist auch  $[s_2]$  bezüglich von  $w$  wahr.

Dieses Prinzip entspricht der Lesart der ersten Prämisse, die Stalnaker akzeptiert, das heißt der Lesart (I.b) bzw. (I.b\*). Wenn (c) jedoch als Erklärung des Begriffes der Gültigkeit eines Arguments verwendet wird, dann ist diese Erklärung zirkulär. Gemäß

---

<sup>238</sup> Vgl. Williamson (2002): 238.

<sup>239</sup> Bei einem Argument mit mehreren Prämissen kann  $s_1$  als Konjunktion dieser Prämissen aufgefaßt werden.



der oben erwähnten Erläuterung des Ausdrucks „wahr bezüglich einer Welt“ wäre (c) nämlich im Sinne von (c\*) zu verstehen:

$$(c^*) \quad \forall w(w \Rightarrow [s_1] \rightarrow w \Rightarrow [s_2])$$

Eine Erklärung wie: „Das Argument von  $s_1$  auf  $s_2$  ist deswegen gültig, weil (c\*) wahr ist, ist zirkulär, denn im *explanans* (c\*) kommt der Begriff der Gültigkeit in Form des Ausdrucks „ $\Rightarrow$ “ vor, der für den Begriff der logischen Folgerung stehen sollte. Daß  $[s_1]$  bzw.  $[s_2]$  aus  $w$  logisch folgt, heißt nämlich nichts anderes, als daß es ein logisch gültiges Argument von  $w$  auf  $[s_1]$  bzw.  $[s_2]$  gibt. Die Zirkularität wäre harmlos, wenn (c\*) nicht dazu dienen sollte, die herkömmliche Erläuterung des Begriffs der Gültigkeit mit Hilfe primitiver Modaloperatoren zu ersetzen. Verzichtet man auf diesen Anspruch, dann ist an (c\*) als Annahme darüber, was der Fall ist, wenn das Argument von  $s_1$  auf  $s_2$  gültig ist, nichts auszusetzen. Dann aber sollte man auch im Rahmen der Unterscheidung zwischen Wahrheit in und Wahrheit bezüglich einer Welt die Standardexplikation des Begriffes der Gültigkeit beibehalten, und – da dieser, wie oben erläutert, nur zusammen mit dem Schema (W) sinnvoll ist – auch dieses Schema, und also nicht nur (I.b), sondern auch (I.a) akzeptieren. Natürlich kann man auch auf die oben gegebene Explikation der Ausdrücke „mögliche Welt“, „Wahrheit in einer Welt“ und „Wahrheit bezüglich einer Welt“ verzichten und versuchen, diese so zu erläutern, daß der Begriff der logischen Folgerung bzw. der der Gültigkeit dabei keine Rolle mehr spielt. Wer wie David Lewis mögliche Welten als Konkreta versteht und Propositionen als Mengen möglicher Welten, kann festlegen, daß eine Proposition  $p$  genau dann wahr bezüglich einer Welt  $w$  ist, wenn  $w$  ein Element von  $p$  ist, und wahr in einer möglichen Welt  $w$ , wenn die Proposition, daß  $p$  wahr ist, Element von  $w$  ist. Als alternative Erklärung eines neuen Begriffs der Gültigkeit böte sich dann an:

$$(c^{**}) \quad \forall w(w \in [s_1] \rightarrow w \in [s_2])$$

Diese Erklärung ist nicht mehr zirkulär. Aber sie setzt einen weit anspruchsvolleren Begriff der möglichen Welt voraus, als Stalnaker das in seiner Replik auf Williamson zugibt, und macht zudem recht umstrittene Annahmen darüber, was Propositionen sind. Es wäre bedauerlich, wenn sich Williamsons Argument für die notwendige Existenz von allem nur dann widerlegen ließe, wenn man diese Annahmen teilt.<sup>240</sup>

---

<sup>240</sup> Stalnaker selbst antwortet auf Williamsons Einwand durch die Annahme, daß es einen primitiven Begriff der Folgerung einer Proposition aus einer Menge anderer Propositionen gebe (vgl. Stalnaker (unveröffentlicht): 13). Solange dieser primitive Begriff der Folgerungsbeziehung nicht näher erläutert

(iv) Kommen wir zu Prämisse (III), der Annahme, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, notwendigerweise nur dann existiert, wenn Erwin Teufel existiert. Diese ist, wie gesagt, dann plausibel, wenn man die folgenden beiden Thesen akzeptiert:

- (a) Die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, ist eine singuläre Proposition, das heißt eine, die Erwin Teufel betrifft.
- (b) Singuläre Propositionen, die einen bestimmten Gegenstand *g* betreffen, sind ontologisch von *g* abhängig, das heißt können nur dann existieren, wenn *g* existiert.

Erst einmal einige Erläuterungen zur Rede von singulären Propositionen: Unter einer singulären Proposition, die einen Gegenstand *g* betrifft, soll hier eine Proposition verstanden werden, die durch einen Satz ausgedrückt wird, in dem ein logisch singulärer Term vorkommt, der *g* bezeichnet, das heißt ein Ausdruck, der in einer angemessenen Übersetzung in eine logische Sprache durch einen Term wiedergegeben wird, dem als semantischer Wert der Gegenstand *g* selbst zugeordnet wird.<sup>241</sup> Solche Terme dienen dazu, sich auf den betreffenden Gegenstand zu beziehen, und die Sätze, in denen sie vorkommen, dazu, ihm eine Eigenschaft zuzuschreiben oder abzusprechen. Faßt man Propositionen als Entitäten auf, die wir erfassen, wenn wir Sätze verstehen, und die die Gehalte von geistigen Einstellungen oder Handlungen wie dem Glauben, Denken, Befürchten, Hoffen usw. sind, dann sind singuläre Propositionen Gehalte, die wir erfassen, wenn wir uns in diesen Einstellungen auf Gegenstände beziehen, das heißt etwas von einem bestimmten Gegenstand glauben, denken, befürchten oder hoffen.<sup>242</sup> These (a) – die These, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, eine singuläre Proposition ist – hängt offensichtlich eng mit der Annahme zusammen, daß Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist, eine Eigenschaft, die in einem Satz wie „Erwin Teufel existiert nicht“ Erwin Teufel abgesprochen wird. Meiner Ansicht nach ist diese These – jedenfalls für ein bestimmtes Verständnis von Existenz – falsch, und ich verstehe Williamsons Schluß als weiteres Argument gegen diese

---

wird, kann man schwer absehen, wie weitreichend die metaphysischen Konsequenzen der alternativen Konzeption der Gültigkeit eines Arguments sind.

<sup>241</sup> Ich gehe hier davon aus, daß ein Name wie „Erwin Teufel“ ein logisch singulärer Term ist. Die Schlüssigkeit des Argumentes hängt aber nicht von dieser Annahme über Eigennamen ab, und wer eine andere Auffassung darüber vertritt, kann – wie in Williamsons eigener Fassung des Schlusses – den Namen „Erwin Teufel“ durch das Pronomen „ich“ ersetzen.

<sup>242</sup> Diese Charakterisierung ist natürlich nur dann korrekt, wenn die logisch singulären Terme etwas bezeichnen. Die Proposition, die laut freier Logik durch einen wahren Satz der Form „ $\neg E!a$ “ ausgedrückt wird, kann man nicht als singuläre Proposition in dem erläuterten Sinne bezeichnen.

These. Wie man (a) umgehen kann, werde ich im zweiten Teil dieser Arbeit zeigen.<sup>243</sup> Damit meine Instrumentalisierung von Williamsons Argument funktioniert, muß allerdings erst einmal gezeigt werden, daß sich These (b) verteidigen läßt. Betrachten wir als unkontroverses Beispiel für eine singuläre Proposition diejenige, die durch Satz (65) ausgedrückt wird:

(65) Erwin Teufel ist katholisch.

Gegen die Annahme, daß die Proposition, daß Erwin Teufel katholisch ist, nur dann existieren kann, wenn Erwin Teufel existiert, könnte man einwenden, daß Propositionen abstrakte Gegenstände sind, und abstrakte Gegenstände notwendigerweise, das heißt in allen möglichen Welten existieren. Gegen dieses Gegenargument spricht allerdings, daß Abstraktheit nicht hinreichend für Nicht-Kontingenz ist. Mengen sind abstrakte Gegenstände, aber Mengen sind hinsichtlich ihrer Identitäts- und Existenzbedingungen abhängig von ihren Elementen. Wenn es Mengen von kontingenterweise existierenden Gegenständen gibt, – wenn zum Beispiel die Menge aller Katholiken eine solche Menge ist – dann gibt es kontingenterweise existierende Abstrakta. Das spricht allerdings allein auch noch nicht dafür, daß die Proposition, daß Erwin Teufel katholisch ist, ein Abstraktum ist, dessen Existenz von der Erwin Teufels abhängt. Was also spricht für diese Annahme?

Für jemanden, der eine Russellsche Auffassung von Propositionen vertritt, ist die Antwort einfach. Propositionen sind strukturierte Entitäten, die als Bestandteile Gegenstände oder Eigenschaften haben. Die Proposition, daß Erwin Teufel katholisch ist, zum Beispiel hat dann als Bestandteile Erwin Teufel höchstpersönlich und die Eigenschaft, katholisch zu sein. Da strukturierte Entitäten nicht existieren können, ohne daß ihre Bestandteile existieren, kann die durch (65) ausgedrückte Proposition nicht existieren, ohne daß Erwin Teufel existiert, ganz so wie die Menge, die Erwin Teufel als einziges Element enthält, nicht ohne ihn existieren kann. Es gibt allerdings schwerwiegende Einwände gegen eine Russellsche Konzeption von Propositionen,<sup>244</sup> und was auch immer von diesen Einwänden letztlich zu halten ist, es wäre ein entscheidener Nachteil von Williamsons Argument, wenn es nur unter Voraussetzung dieser Konzeption schlüssig wäre.<sup>245</sup> Allerdings gibt es auch unter Voraussetzung der gängigsten Alternative zu einer Russellianischen Konzeption von Propositionen gute

---

<sup>243</sup> Vgl. Kapitel 15; Williamson argumentiert nicht für (a) sondern setzt diese These voraus.

<sup>244</sup> Vgl. z.B. Schiffer (2003): Kap. 1.

<sup>245</sup> Matthew Davidson verwendet den Schluß von (I), (II) und (III) auf (V) deswegen als Argument gegen die Richtigkeit einer solchen Konzeption von Propositionen, wobei er (anders als Williamson, aber so wie fast jeder andere Philosoph) voraussetzt, daß die Konklusion falsch ist (vgl. Davidson (2000)).

Gründe, an die Gegenstandsabhängigkeit singulärer Propositionen zu glauben. Für Fregeaner sind Propositionen zwar ebenfalls strukturierte Entitäten,<sup>246</sup> aber sie bestehen nicht aus Gegenständen und Eigenschaften, sondern aus Fregeschen Sinnen, das heißt Weisen, auf die uns Gegenstände und Eigenschaften gegeben sind, und die wir erfassen, wenn wir uns auf diese beziehen wollen. Obwohl kein Fregescher Sinn von einem Gegenstand ontologisch auf die Weise abhängig ist wie ein Komplex von einem seiner Teile, sind auch Fregeaner gezwungen, ein intimes ontologisches Verhältnis zwischen bestimmten Sinnen und den Gegenständen, die durch sie gegeben sind, zuzugestehen. Das liegt daran, daß zum Wesen einer Proposition ihre Wahrheitsbedingungen gehören, und die Wahrheitsbedingungen bestimmter Sätze und der durch sie ausgedrückten Propositionen direkt damit zu tun haben, daß ein bestimmter Gegenstand bestimmte Eigenschaften hat. Ob die Proposition, daß Erwin Teufel katholisch ist, wahr ist, hängt zum Beispiel wesentlich davon ab, ob ein ganz bestimmter Mensch – Erwin Teufel – katholisch ist. Neuere Konzeptionen einer Fregeanischen Propositionskonzeption<sup>247</sup> gehen davon aus, daß man diesem Aspekt von Propositionen nicht durch die Annahme gerecht werden kann, daß die Sinne singulärer Terme immer durch ein Bündel von Merkmalen konstituiert und deswegen Gegebenheitsweisen eines bestimmten Gegenstandes sind, weil dieser als einziger diese Merkmale hat.<sup>248</sup> Vielmehr wird man den Wahrheitsbedingungen singulärer Propositionen nur dann gerecht, wenn man annimmt, daß es zum Wesen dieser Propositionen gehört, in einer bestimmten Beziehung zu dem Gegenstand zu stehen, den sie betreffen – wie auch immer diese Relation genau beschaffen sein mag. Zu der These, daß singuläre Propositionen nur dann existieren können, wenn die Gegenstände, die sie betreffen, existieren, gelangt man, wenn man annimmt, daß zwei Gegenstände nur dann in einer Relation zueinander stehen können, wenn sie beide existieren. Williamson formuliert diese Annahme in Bezug auf einen Hund und die Proposition, daß dieser Hund bellt, folgendermaßen:

„Even so [i.e. even if we assume a Fregean account of propositions], how could something be the proposition that that dog is barking in circumstances in which that dog does not exist? For to be the proposition that that dog is barking is to have a

---

<sup>246</sup> Die folgenden Überlegungen sind nicht davon abhängig, daß man annimmt, daß Fregeanisch konzipierte Propositionen strukturierte Entitäten sind. Schiffer bestreitet dies zum Beispiel (vgl. Schiffer (2003)), aber vertritt dennoch die im folgenden kritisierte These über das ontologische Abhängigkeitsverhältnis zwischen Propositionen, die einen bestimmten Gegenstand betreffen, und diesem Gegenstand selbst.

<sup>247</sup> Vgl. Evans (1982), Schiffer (2003).

<sup>248</sup> Besonders plausibel ist diese Annahme sicher im Falle von Propositionen, die durch Sätze ausgedrückt werden, die deiktische Ausdrücke oder Pronomen wie „ich“ enthalten.

certain relation to that dog, which requires there to be such an item as that dog to which to have the relation.<sup>249</sup>

Versuchen wir diese Überlegung etwas expliziter zu machen. Nennen wir die Beziehung, die der Sinn eines singulären Terms zu einem Gegenstand haben muß, damit die Proposition, deren Teil der Sinn ist, diesen Gegenstand betrifft, die Beziehung des Herausgreifens und kürzen sie als „R“ ab. Die Behauptung, daß der Sinn des Namens „Erwin Teufel“ und Erwin Teufel nur dann in der Beziehung des Herausgreifens stehen können, wenn beide existieren, kann man dann folgendermaßen ausdrücken (ich verwende „a“ als singulären Term für Erwin Teufel und „[a]“ für den Sinn des Namens „Erwin Teufel“):

(79) Notwendigerweise gilt: Der Sinn des Namens „Erwin Teufel“ greift Erwin Teufel nur dann heraus, wenn beide existieren.

(79\*)  $\Box(R[a]a \rightarrow [a] \text{ existiert} \wedge a \text{ existiert})$

Zu der Annahme, daß der Sinn des Namens „Erwin Teufel“ (und deswegen die singuläre Proposition, deren Teil er ist) nur dann existieren kann, wenn Erwin Teufel existiert, scheint Williamson dadurch zu kommen, daß er die folgende Annahme (80) macht und sie im Sinne von (80\*) versteht:

(80) Es ist dem Sinn des Namens „Erwin Teufel“ wesentlich, Erwin Teufel herauszugreifen.

(80\*)  $\Box([a] \text{ existiert} \rightarrow R[a]a)^{250}$

Es ist allerdings die Frage, ob es nicht eine plausible schwächere Lesart von Satz (80) gibt als die durch (80\*) explizierte. Betrachten wir zur Erläuterung eine Behauptung wie die, daß es Menschen wesentlich ist, die Eltern zu haben, die sie haben. Diese Behauptung kann – in einer starken Lesart – bedeuten, daß ein Mensch, der bestimmte Eltern hat, nicht existieren könnte, ohne das Kind eben dieser Eltern zu sein. Sie kann aber auch – in einer schwächeren Lesart – besagen, daß ein Mensch, der bestimmte Eltern hat, keine anderen Eltern haben könnte als eben diese Eltern. Die schwächere Lesart der Behauptung schließt nicht aus, daß es mögliche Welten gibt, in denen Erwin Teufel etwa gar keine Eltern hat (Welten zum Beispiel, die genauso sind wie die Welten, in denen Erwin Teufels Eltern am Tag nach seiner Geburt sterben, nur daß der Weltverlauf überdies erst zwei Tage nach Erwin Teufels

---

<sup>249</sup> Williamson (2002): 241.

<sup>250</sup> Aus (80\*) und (79\*) folgt:  $\Box([a] \text{ existiert} \rightarrow a \text{ existiert})$ .

Geburt beginnt). Ausgeschlossen ist lediglich, daß Erwin Teufel in einer möglichen Welt andere Eltern hat als diejenigen, die er tatsächlich hat. Ich möchte im Falle der wesentlichen Beziehung zwischen Menschen und ihren Eltern nicht entscheiden, welche der beiden Lesarten korrekt ist (wobei ich Neigungen habe, die schwächere für plausibler zu halten). Ich möchte nur feststellen, daß die schwächere Lesart zumindest *prima facie* nicht absurd ist und wenn, dann durch weitere philosophische Überlegungen zum Wesen des Menschen ausgeschlossen werden müßte. Ebenso wenig scheint mir eine schwächere Lesart von Satz (80) *prima facie* ausgeschlossen. Daß es dem Sinn des Namens „Erwin Teufel“ wesentlich ist, Erwin Teufel herauszugreifen, kann auch einfach nur heißen, daß dieser Sinn niemand anderen als Erwin Teufel herausgreifen kann und daß er Erwin Teufel immer dann herausgreift, wenn dieser existiert. Das schließt nicht aus, daß der Sinn gar nichts herausgreift, was nämlich genau dann der Fall sein kann, wenn er, nicht aber Erwin Teufel existiert. Der Fregeaner hätte also die Möglichkeit, Satz (80) im Sinne von (80\*\*) zu verstehen:

$$(80^{**}) \quad \Box((a \text{ existiert} \rightarrow R[a]a) \wedge (\exists xR[a]x \rightarrow R[a]a))^{251}$$

Besteht das wesentliche Verhältnis zwischen einer singulären Proposition und dem von ihr betroffenen Gegenstand  $g$  also darin, daß beide nicht ohne einander existieren können, oder lediglich darin, daß die Proposition von keinem anderen Gegenstand als  $g$  handeln kann und von  $g$  handelt, wenn  $g$  existiert? Ich denke daß wir im Falle dieser Frage noch weniger unmittelbare Intuitionen haben als im Falle des essentiellen Zusammenhangs zwischen Menschen und ihren Eltern. Es steht einem Fregeaner also frei, die obige Behauptung (b) abzulehnen, solange nicht andere philosophische Argumente für diese Behauptung sprechen. Dem Motiv für (b) wird man aber auch noch dann gerecht, wenn man Sätze wie (80) im Sinne von (80\*\*) versteht. (b) sollte nämlich garantieren, daß singuläre Propositionen, die einen bestimmten Gegenstand betreffen, notwendigerweise genau dann wahr sind, wenn dieser Gegenstand (und nicht etwa irgend ein Gegenstand, der eine bestimmte Beschreibung erfüllt) die-und-die Eigenschaften hat. Dieser Einsicht ist aber zum Beispiel im Falle der Proposition, daß Erwin Teufel katholisch ist, auch dadurch Rechnung getragen, daß man nur (80\*\*) und nicht (80\*) annimmt. Auch dann ist der singuläre Term „Erwin Teufel“ in dem Satz, der die Proposition ausdrückt, in dem Sinne ein starr bezeichnender Aus-

---

<sup>251</sup> Eine andere Möglichkeit, die schwächere Lesart auszudrücken, bestünde in der Verwendung Priorischer schwacher Modalitäten:  $\Box_{\text{schwach}}R[a]a$ . Ich spare mir hier wie in (80\*\*) eine zusätzliche Klausel, die garantiert, daß der Sinn  $[a]$  in Welten, in denen er  $a$  herausgreift, nicht noch andere Gegenstände herausgreift, das heißt ich gehe hier einfach davon aus, daß  $[a]$  ein singulärer Sinn ist.

druck, daß er nicht verschiedene Gegenstände bezüglich verschiedener möglicher Welten bezeichnet.

Ich denke allerdings, daß sich meine Instrumentalisierung von Williamsons Schluß als Argument gegen die Annahme (a) auch dann durchführen läßt, wenn man zugesteht, daß man im Rahmen eines Fregeanischen Modells von Propositionen Annahme (b) nicht zu akzeptieren braucht. Das ist deswegen der Fall, weil es im Rahmen dieses Modells nur dann plausibel ist, (b) abzulehnen, wenn man zugleich (a) ablehnt, und zwar deswegen, weil Propositionen, die einen bestimmten Gegenstand betreffen, nur dann ohne den Gegenstand existieren können, wenn sie weder wahr noch falsch sind. Das ist deswegen so, weil selbst dann, wenn man wie Fregeaner außer Zeichen und deren Bezügen noch eine Ebene von Sinnen annimmt, der Wahrheitswert von Sätzen immer noch eine Funktion der Bezüge der Ausdrücke bleibt. Da der Sinn des Ausdrucks „Erwin Teufel“ gemäß (80\*\*) wenn überhaupt dann Erwin Teufel als Bezug herausgreift, würde er, wenn Erwin Teufel nicht existierte, gar nichts herausgreifen. Der Ausdruck „Erwin Teufel“ hätte bezüglich einer solchen Situation keinen Bezug, und ein Satz, der eine Erwin Teufel betreffende Proposition ausdrückt, keinen Wahrheitswert. Da der Satz „Erwin Teufel existiert nicht“ bezüglich einer möglichen Welt, in der Erwin Teufel nicht existiert, aber wahr und nicht wahrheitswertlos sein soll, ist (a) falsch. Daraus kann man als Fregeaner folgern, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, keine singuläre Proposition, und die Existenz, um die es in diesem Satz geht, keine Eigenschaft von Gegenständen sein kann. Im Rahmen des Fregeanischen Modells bietet sich die folgende Alternative zu diesen Annahmen an: Um zu erklären, wie der Satz „Erwin Teufel existiert nicht“ bezüglich von Welten, in denen Erwin Teufel nicht existiert, wahr sein kann, kann man sich die Tatsache zunutze machen, daß der Sinn des Namens „Erwin Teufel“ genau in denjenigen möglichen Welten etwas herausgreift, in denen Erwin Teufel existiert. Man könnte deswegen entweder annehmen, daß sich in einem Satz der Form „a existiert“, „a“ auf das bezieht, was in anderen Kontexten der Sinn des Zeichens „a“ ist, und „existiert“ auf die Eigenschaften, einen Gegenstand herauszugreifen, oder man könnte annehmen, daß sich „a“ auf die Eigenschaft bezieht, von dem, was in anderen Kontexten der Sinn des Zeichens „a“ ist, herausgegriffen zu werden, und „existiert“ auf die höherstufige Eigenschaft (Quantität) des Durch-etwas-Exemplifiziertseins.<sup>252</sup> In beiden Fällen wäre die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, keine Proposition, die Erwin Teufel betrifft. Da der zweite dieser beiden Vorschläge demjenigen recht ähnlich ist, den ich später unten vertreten werde,<sup>253</sup> werde ich hier nicht weiter darauf eingehen.

---

<sup>252</sup> Auf diese Fregeanische Alternative zur Analyse singulärer Existenzaussagen weist Nathan Salmon hin (vgl. Salmon (1998): 283 f.).

<sup>253</sup> Vgl. Kapitel 15.

(v) Die letzte Möglichkeit, zu verhindern, daß wir (wie Williamson meint) gezwungen sind, die Konklusion (V) zu akzeptieren, oder daß wir (wie ich meine) gezwungen sind, die Prämisse (III) abzulehnen, besteht darin, an der Gültigkeit des Schlusses zu zweifeln. Man könnte annehmen, daß die drei Prämissen nur in einem anspruchlosen Sinn von „notwendig“ wahr sind, wir aber geneigt sind, die Konklusion in einem anspruchsvolleren Sinn von „notwendig“ zu verstehen, in dem die Konklusion nicht aus den Prämissen folgt.<sup>254</sup> Der anspruchlose Sinn von „notwendig“ könnte dabei Priors schwacher Sinn sein oder der qualifizierte Sinn einer Modallogik mit negativer freier Logik.<sup>255</sup> Die erste Prämisse würde dann zum Beispiel besagen, daß es niemals falsch ist, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr ist, wenn Erwin Teufel nicht existiert. Oder sie würde besagen, daß notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel und die Proposition, daß er nicht existiert, beide existieren, dann ist die Proposition wahr, wenn er nicht existiert. Die Konklusion wäre dann zwar in dem schwachen bzw. dem qualifizierten Sinn von „notwendig“ wahr, aber diese Lesart ist harmlos, besagt sie doch bloß, daß es niemals falsch ist, daß Erwin Teufel existiert bzw. daß Erwin Teufel notwendigerweise existiert, wenn er und die Proposition, daß er nicht existiert, beide existieren. Sie besagte dann nicht, daß es bezüglich aller möglicher Welten wahr ist, daß Erwin Teufel existiert – die Lesart, in der wir die Konklusion natürlicherweise verstehen und zu Recht ablehnen.

Diese Strategie ist aus genau denselben Gründen unbefriedigend, aus denen sie als Lösung von Fines Rätsel der Nichtexistenz unbefriedigend war. Auch wenn es einen Sinn von „notwendig“ gibt, in dem die Konklusion auf harmlose Weise wahr ist, ist dies ein sehr ungewöhnlicher, und dieser ungewöhnliche Sinn kann nicht der einzige sein, in dem die drei Prämissen wahr sind. Es muß einen Sinn von „notwendig“ geben, in dem es notwendig ist, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr ist, wenn Erwin Teufel nicht existiert, aber nicht notwendig, daß er existiert. Und es ist dieser (sehr gewöhnliche) Sinn von „notwendig“, für den man zeigen muß, daß Williamsons Argument nicht schlüssig ist. Wie bei der Kritik an den Lösungsstrategien für Fines Rätsel kann man auch diesen Einwand noch deutlicher machen, indem man die Teile des Schlusses unter der Annahme umformuliert, daß Sätze der Form „notwendigerweise gilt: wenn p, dann q“ genau dann wahr sind, wenn die entsprechenden Sätze der Form „es ist unmöglich, daß p, aber nicht q“ wahr sind. Der Schluß lautete dann:

---

<sup>254</sup> Dieser Vorschlag wurde mir in einem Gespräch über eine frühere Fassung dieses Abschnitts von Stephen Schiffer gemacht.

<sup>255</sup> Vgl. oben Kapitel 9.



- (I\*) Es ist unmöglich, daß Erwin Teufel nicht existiert, aber die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, nicht wahr ist.
- (II\*) Es ist unmöglich, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr ist, aber nicht existiert.
- (III\*) Es ist unmöglich, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, existiert, aber Erwin Teufel nicht existiert.
- (IV\*) Also ist es unmöglich, daß Erwin Teufel nicht existiert, und Erwin Teufel nicht existiert.
- (V\*) Also ist es unmöglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

Wieder trifft hier Fines Beobachtung zu: Es muß einen Sinn von „möglich“ geben, in dem es möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert, jedoch unmöglich, daß er nicht existiert, aber die Proposition, daß er nicht existiert, nicht wahr ist.

Die Strategie, zur Widerlegung von Williamsons Argument eine Unterscheidung zwischen starken und schwachen Modalitäten fruchtbar zu machen, wirft meines Erachtens auch noch einmal Licht auf die vorher diskutierte Strategie, zwischen Wahrheit in und Wahrheit bezüglich einer möglichen Welt zu unterscheiden. Die Grundintuition hinter diesem Vorschlag war, daß man Propositionen hinsichtlich möglicher Welten bewerten kann, ohne daß diese in diesen Welten existieren. Mir scheint, man kann diese Grundintuition gut mit derjenigen in Verbindung bringen, die hinter Priors Unterscheidung zwischen starken und schwachen Modalitäten steckt. Nehmen wir wieder an, daß mögliche Welten maximal-konsistente Mengen von Propositionen sind. Man kann dann festlegen, daß eine im starken Sinne notwendige (bzw. mögliche) Proposition eine ist, die aus allen möglichen Welten (bzw. mindestens einer möglichen Welt) folgt, und eine im schwachen Sinne notwendige (bzw. mögliche) Proposition eine ist, deren Negation aus keiner möglichen Welt folgt (bzw. die aus einer möglichen Welt nicht folgt). Einen Unterschied zwischen starken und schwachen Modalitäten gibt es dann, wenn man auf die Annahme verzichtet, daß für alle Propositionen aus einer maximal-konsistenten Menge von Propositionen entweder die Proposition selbst oder ihre Negation folgt, das heißt wenn man annimmt, daß dies im Falle von Propositionen, die bestimmte Gegenstände betreffen, nicht der Fall ist. Ich hatte oben gesagt, daß eine Menge  $M$  von Propositionen genau dann maximal-konsistent ist, wenn es für jedes beliebige Paar von sich widersprechenden Propositionen  $p$  und  $\neg p$  entweder ein gültiges Argument von  $M$  auf  $p$  oder ein gültiges Argument von  $M$  auf  $\neg p$  gibt, aber nicht beides. Um dieser Definition weiterhin gerecht zu werden, müßte man annehmen, daß für den Fall, daß  $p$  eine Proposition ist, die einen bestimmten Gegenstand betrifft,  $p$  und  $\neg p$  keine sich widersprechenden Propositionen sind, was der Prior'schen Intuition Rechnung trägt, daß mögliche Welten hinsichtlich bestimmter Propositionen unbestimmt sein können, das heißt daß  $p$  bezüglich dieser

Welten weder wahr noch falsch, bzw. weder  $p$  noch  $\neg p$  wahr sind. Wir können bei dieser Konzeption dann zum Beispiel die Proposition, daß Erwin Teufel katholisch ist, oder die Proposition, daß er nicht existiert, hinsichtlich von Welten bewerten, in denen diese Propositionen im oben erläuterten Sinne nicht existieren. Wir können nämlich feststellen, daß weder sie noch ihre Negationen aus diesen möglichen Welten (Propositionenmengen) folgen. Als Lesart der Sätze (I) bis (V), bei der das „notwendig“ in diesem Sinn schwach verstanden wird, ergibt sich dann („s“ steht wieder für „Erwin Teufel existiert nicht“ und „ $\neg s$ “ für „Erwin Teufel existiert“):

- (I\*\*)  $\neg \exists w(w \Rightarrow [s] \wedge \neg(w \Rightarrow [[s] \text{ ist wahr}] ))$
- (II\*\*)  $\neg \exists w(w \Rightarrow [[s] \text{ ist wahr}] \wedge \neg(w \Rightarrow [[s] \text{ existiert}]))$
- (III\*\*)  $\neg \exists w(w \Rightarrow [[s] \text{ existiert}] \wedge \neg(w \Rightarrow [\neg s]))$
- (IV\*\*)  $\neg \exists w(w \Rightarrow [s] \wedge \neg(w \Rightarrow [\neg s]))$
- (V\*\*)  $\neg \exists w(w \Rightarrow [s])$

(V\*\*) bedeutet, daß es im schwachen Sinne notwendig ist, daß Erwin Teufel existiert, das heißt daß es keine Welt gibt, aus der die Proposition, daß er nicht existiert, folgt. Die Behauptung, daß es zudem im schwachen Sinne möglich ist, daß er nicht existiert, kann man wiedergeben als „ $\exists w \neg(w \Rightarrow [\neg s])$ “ – „Es gibt Welten, aus denen nicht folgt, daß er existiert“. Aufgrund von (V\*\*) wissen wir aber, daß eine maximal-konsistente Menge von Propositionen, aus der nicht folgt, daß Erwin Teufel existiert, zugleich eine ist, aus der nicht folgt, daß er nicht existiert. Daß Erwin Teufel auch nicht hätte existieren können, hieße also nur, daß es mögliche Welten gibt, die hinsichtlich seiner Existenz unbestimmt sind. Die Kritik an diesem Vorschlag bleibt deswegen die gleiche wie die im vorletzten Abschnitt dargestellte: Der einzige Sinn, in dem es dann noch möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert, ist der eher abwegige, in dem es auch möglich ist, daß er nicht mit sich selbst identisch ist, oder daß er sowohl existiert als auch nicht existiert; denn auch für diese Propositionen gäbe es Welten, aus denen sie nicht folgen.

## 12. Vergangene und mögliche Gegenstände

*Durch seinen Tod kamen wir uns näher.*

Igor Strawinsky über seinen Vater

Wie im vorherigen Kapitel bereits gesagt sollte man Williamsons Argument meiner Ansicht nach als Argument gegen die Annahme verstehen, daß Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist: Da die Konklusion (V) offensichtlich falsch ist, muß eine der drei Prämissen (I) bis (III) falsch sein; da (I) und (II) wahr sind, muß (III) falsch sein; und da (III) zumindest für *wahre* singuläre Propositionen zutrifft, sollte man auf die Annahme verzichten, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, eine singuläre Proposition ist. Diese Argumentation setzt voraus, daß die Konklusion (V) offensichtlich falsch ist. Williamson argumentiert nun dafür, daß eben dies nicht der Fall ist. Daß wir (V) ablehnen, liegt seiner Meinung nach an einer falschen Interpretation der berechtigten Annahme, daß Erwin Teufel auch nicht hätte geboren werden können – zum Beispiel dann nicht, wenn sich seine Eltern nie getroffen hätten. Diese Annahme ist laut Williamson aber durchaus mit der Wahrheit von (V) verträglich. Daß Erwin Teufel in einem Sinne auch nicht hätte existieren können (wenn er nämlich nicht geboren worden wäre), schließt nicht aus, daß er in einem anderen Sinne notwendigerweise existiert. Wenn das so wäre, dann wären unsere Vorbehalte gegen (V) unbegründet, und ich könnte Williamsons Argument nicht mehr auf die genannte Weise instrumentalisieren. Ich werde deswegen im folgenden die Konzeption darstellen, mit deren Hilfe Williamson der Annahme, daß alles notwendigerweise existiert, den Anschein des Absurden zu nehmen versucht,<sup>256</sup> und dann zu zeigen versuchen, daß diese Konzeption selbst recht absurd ist und die Argumente, die Williamson unabhängig von den im letzten Kapitel diskutierten Überlegungen für sie vorbringt, nicht stichhaltig sind.

Laut Williamson wird man der Tatsache, daß Erwin Teufel selbst unter Voraussetzung von (V) in einem gewissen Sinne auch nicht hätte existieren können, durch eine Unterscheidung von zwei Begriffen der Existenz gerecht. Daß Erwin Teufel in einem gewissen Sinne auch nicht hätte existieren können, heißt, daß es möglich ist, daß er kein konkreter Gegenstand ist, das heißt daß ihm keinerlei räumliche oder zeitliche Bestimmungen zukommen.<sup>257</sup> Notwendig ist seine Existenz nur in einem logischen Sinn von „Existenz“, wobei diese Art der Existenz mit der Eigenschaft identifiziert

---

<sup>256</sup> Vgl. zum folgenden Williamson (1998), (2000a), (2000b) und (2002).

<sup>257</sup> Vgl. z.B. Williamson (2002): 246.

werden kann, mit etwas identisch zu sein.<sup>258</sup> Man kann diese Annahmen als die folgenden beiden Thesen (W5) und (W6) formulieren:

- (W5) Existenz<sub>1</sub> – die Eigenschaft mit etwas identisch zu sein bzw.  $\lambda x(\exists y(y=x))$  – ist eine Eigenschaft von Gegenständen. Existenz<sub>2</sub> – die Eigenschaft, konkret zu sein – ist eine Eigenschaft von Gegenständen.
- (W6) Existenz<sub>1</sub> ist eine nicht-diskriminierende und notwendige Eigenschaft. Existenz<sub>2</sub> ist eine deskriminierende und kontingente Eigenschaft.

Williamson würde diesen Definitionen zufolge also annehmen, daß das folgende wahr ist:

- (81) Es ist möglich, daß Erwin Teufel im logischen Sinne existiert (das heißt mit etwas identisch ist) und nicht konkret ist.
- (81\*)  $\diamond(\exists x(x=a) \wedge \neg Fa)$   
 $V(F) = \{x; x \text{ ist ein konkreter Gegenstand}\}$

Wenn er damit recht hätte, wäre zugleich Fines Rätsel der Nichtexistenz gelöst. Die Konklusion dieses Schlusses wäre wahr in der folgenden Lesart (K+) und falsch in der Lesart (K#):

- (K+) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht konkret ist.
- (K#) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht mit etwas identisch ist.

Da wir die zweite Prämisse des Schlusses nur in einer Lesart akzeptieren müssen, die besagt, daß Erwin Teufel möglicherweise nicht konkret ist, wären wir nur zu der Annahme (K+), nicht aber zu (K#) gezwungen.

Es drängt sich nun freilich die Frage auf, wie ein Gegenstand wie Erwin Teufel existieren können soll, ohne konkret zu sein. Konkret zu sein, so sollte man meinen, gehört zu den wesentlichen Eigenschaften eines Menschen wie Erwin Teufel, und wesentliche Eigenschaften sind solche, die einem Gegenstand nicht fehlen können, wenn er existiert. Was sollte es heißen, daß Erwin Teufel in einer bestimmten möglichen Welt existiert, dort aber keinerlei raum-zeitliche Bestimmungen hat? Um diese

---

<sup>258</sup> „We can symbolize ‚x exists’ by the familiar formula  $\exists y x=y$ , where the quantifier is not restricted to any particular kind of thing. In particular, it must not be restricted merely by definition to what has spatial or temporal location. Call that the logical sense of ‚exist’” (ebd., 244).

Frage zu beantworten, führt Williamson seine Konzeption möglicher Gegenstände ein. In Welten, in denen Erwin Teufel existiert, ohne konkret zu sein, ist er ein bloß möglicherweise konkreter Gegenstand. Mit dieser Antwort soll wohlgermerkt keine Meinongianische Ontologie verbunden sein. Für einen Meinongianer hieße die Behauptung, daß Erwin Teufel bezüglich bestimmter möglicher Welten ein bloß möglicher konkreter Gegenstand ist, daß er bezüglich dieser Welten konkret ist, aber nicht wirklich, sondern bloß möglicherweise existiert. Williamson nennt dieses Verständnis von Ausdrücken der Form „bloß mögliches  $F$ “ deren *prädikative* Lesart. Von dieser unterscheidet er die *attributive* Lesart, wobei ein mögliches  $F$  in dieser Lesart ein Gegenstand ist, der existiert und möglicherweise  $F$  ist, und ein *bloß* möglicherweise  $F$ -seiender Gegenstand ein existierender Gegenstand, der möglicherweise  $F$  ist, *de facto* aber nicht  $F$  ist. In Welten, in denen Erwin Teufel existiert, ohne konkret zu sein, ist er also ein bloß möglicherweise konkreter Gegenstand.<sup>259</sup> Man kann Williamsons terminologische Unterscheidung anhand der folgenden Schemata explizieren:

(M<sub>p</sub>)  $x$  ist ein mögliches<sub>prädikativ</sub>  $F \leftrightarrow Fx \wedge \Diamond E!x$

(M<sub>a</sub>)  $x$  ist ein mögliches<sub>attributiv</sub>  $F \leftrightarrow \Diamond Fx$ <sup>260</sup>

(BM<sub>p</sub>)  $x$  ist ein bloß mögliches<sub>prädikativ</sub>  $F \leftrightarrow Fx \wedge \neg E!x \wedge \Diamond E!x$

(BM<sub>a</sub>)  $x$  ist ein bloß mögliches<sub>attributiv</sub>  $F \leftrightarrow \neg Fx \wedge \Diamond Fx$

In der wirklichen Welt ist Erwin Teufel ein Mensch und also auch ein möglicher<sub>attributiv</sub> Mensch, und er ist ein bloß möglicher<sub>attributiv</sub> Bundeskanzler. In anderen möglichen Welten – solchen, bei denen man (laut Williamson fälschlicherweise) geneigt ist zu denken, daß er dort gar nicht existiert – ist er ein bloß möglicher<sub>attributiv</sub> Mensch. Er hat dort außer logischen Eigenschaften wie der Selbstidentität oder der logischen Existenz gar keine nicht-modalen Eigenschaften, aber unzählige Eigenschaften der Form möglicherweise so-und-so zu sein. Die Behauptung, daß es eine wesentliche Eigenschaft Erwin Teufels ist, ein Mensch zu sein, darf man dieser Konzeption zufolge also weder so verstehen, daß Erwin Teufel diese Eigenschaft bezüglich aller möglichen Welten hat, noch so, daß er sie genau bezüglich solcher mögli-

<sup>259</sup> Eine ähnliche Konzeption möglicher Gegenstände findet sich bei Linski, Zalta (1994) und (1996), und – wenn man Benjamin Schnieder glauben darf, was man zweifellos darf (vgl. Schnieder (im Erscheinen)) – auch schon bei Bolzano. Williamson verwendet seine Konzeption nicht dazu, um eine Alternative zu den typischen Meinongianischen Analysen von Sätzen mit fiktionalen Namen und Sätzen über intentionale Einstellungen (vgl. Kapitel 1) zu geben. Daß dies möglich wäre, zeigt aber Edward Zaltas Analyse solcher Sätze (vgl. Zalta (1988) und (2003)).

<sup>260</sup> Ich halte mich hier an Williamsons eigene Formulierung des Schemas. Um zu betonen, daß mögliche<sub>attributiv</sub>  $F$ s tatsächlich existieren, könnte man genauso gut auch schreiben „ $x$  ist ein mögliches<sub>attributiv</sub>  $F \leftrightarrow \exists y(y = x) \wedge \Diamond Fx$ “.

chen Welten hat, in denen er existiert. Sie ist nur dann wahr, wenn damit gesagt wird, daß Erwin Teufel ein Mensch bezüglich aller möglicher Welten ist, bezüglich deren er ein konkreter Gegenstand ist. Nur in diesem Sinne ist es ihm (und allen anderen konkreten Gegenständen) wesentlich, konkret zu sein.<sup>261</sup> Natürlich gibt es laut Williamsons Konzeption nicht nur in anderen möglichen Welten Gegenstände, die dort bloß mögliche konkrete Gegenstände sind, sondern es gibt auch tatsächlich bloß mögliche Konkreta. Nehmen wir wohlwollenderweise an, daß der gegenwärtige Papst keine Kinder hat. Da er Kinder hätte haben können, es also mögliche Welten gibt, in denen er welche hat, und diese im logischen Sinne notwendigerweise, und also auch in der wirklichen Welt existieren, gibt es in der wirklichen Welt Gegenstände, die die Eigenschaft haben, möglicherweise, aber nicht wirklich Kinder des Papstes zu sein, bloß mögliche<sub>attributiv</sub> Kinder des Papstes also. Wenn man annimmt, daß kein Mensch andere Eltern haben könnte als die, die er tatsächlich hat, kann kein wirklicher Mensch ein solches bloß mögliches<sub>attributiv</sub> Kind des Papstes sein. Da auch kein anderer tatsächlich konkreter Gegenstand diese Eigenschaft in der wirklichen Welt haben kann, muß es in der wirklichen Welt bloß mögliche<sub>attributiv</sub> Konkreta geben, Gegenstände, die nur logische und modale Eigenschaften der Form möglicherweise so-und-so zu sein haben.

Anhand des letzten Beispiels kann man sich gut eines der wichtigsten Motive deutlich machen, das Williamson für seine Konzeption möglicher Gegenstände anführt.<sup>262</sup> Williamson fände es erfreulich, wenn das stärkste und einfachste modallogische System – das System S5 – die modalen Tatsachen korrekt beschreiben würde. Laut S5 gelten die Barcan-Formel, die in einer Version „ $\Diamond\exists x\phi \Rightarrow \exists x\Diamond\phi$ “ lautet, und ihre Umkehrung „ $\exists x\Diamond\phi \Rightarrow \Diamond\exists x\phi$ “. Die Möglichkeit, daß der Papst Kinder hat, scheint *prima facie* ein typisches intuitives Gegenbeispiel gegen die Barcan-Formel darzustellen. Es ist möglich, daß es etwas gibt, daß ein Kind des Papstes ist, aber es gibt *de facto* niemanden, der Kind des Papstes sein könnte. Williamson kann hier antworten: Es gibt zwar *de facto* keinen Menschen, der Kind des Papstes sein könnte, wohl aber *de facto* ein bloß mögliches<sub>attributiv</sub> Konkretum, das möglicherweise ein Mensch und möglicherweise Kind des Papstes ist. Ein übliches Gegenbeispiel gegen die Umkehrung der Barcan-Formel erhält man, wenn man Existenz als notwendigerweise nicht-diskriminierende Eigenschaft auffaßt, die Gegenständen kontingenterweise zukommt. Es gilt dann nämlich, daß es etwas gibt, das möglicherweise nicht existiert, obwohl es unmöglich ist, daß es etwas gibt, das nicht existiert. Auch dieses Beispiel erübrigt

---

<sup>261</sup> Daß bloß mögliche<sub>attributiv</sub> Konkreta nicht konkret sind, heißt nicht, daß sie abstrakte Gegenstände sind, das heißt man kann mit Williamson durchaus zugestehen, daß kein konkreter Gegenstand abstrakt sein könnte.

<sup>262</sup> Vgl. Williamson (1998) und Linski und Zalta (1994).

sich, wenn man wie Williamson annimmt, daß es nichts gibt, das möglicherweise nicht existiert. Ich werde diese Motivation für Williamsons Theorie hier nicht weiter diskutieren, nicht weil es nicht ein Vorteil von Williamsons metaphysischer Konzeption wäre, wenn damit eine möglichst starke und einfache Modallogik einherginge, sondern weil dieser Vorteil bei der Beurteilung einer metaphysischen Konzeption meiner Ansicht nach immer zweitrangig ist gegenüber der Frage, ob die Logik sei es unseren vorthoretischen modalen Intuitionen oder unseren metaphysischen Überzeugungen gerecht wird.

Außer dem Grund, daß alle Gegenstände notwendigerweise existieren, aber nicht alle wirklichen konkreten Gegenstände in allen möglichen Welten konkret sein können, führt Williamson im wesentlichen zwei Argumente für seine Konzeption bloß möglicher Konkreta an. Das erste besteht in einer Analogisierung der Rede von möglichen Gegenständen mit der von vergangenen Gegenständen. Da wir laut Williamson zu der Annahme der Existenz bloß vergangener konkreter Gegenstände gezwungen sind – Gegenstände, die einmal konkret waren, es jetzt nicht mehr sind, aber dennoch jetzt existieren –, soll die These, daß es bloß mögliche konkrete Gegenstände gibt, ihren metaphysischen Schrecken verlieren. Das zweite Argument läuft darauf hinaus, daß bestimmte wahre Aussagen über die Anzahl von Dingen, die die-und-die Eigenschaft haben könnten, nur dann wahr sein können, wenn es mögliche Gegenstände in Williamsons Sinne gibt. Da beide von Williamson angeführten Phänomene von einer befriedigenden philosophischen Konzeption von Existenz erklärt werden müssen, werde ich im folgenden etwas näher auf seine beiden Argumente eingehen.

Wie im Falle des Begriffs eines möglichen Gegenstandes ist Williamson der Meinung, daß man Ausdrücke der Form „vergangenes  $F$ “ bzw. „bloß vergangenes  $F$ “ auf zwei verschiedene Weisen – prädikativ und attributiv – verstehen kann („ $P$ :“ stehe in dem folgenden Schema für einen zeitlogischen Operator, der so viel bedeutet wie „es war der Fall, daß“):

(V<sub>p</sub>)  $x$  ist ein vergangenes<sub>prädikativ</sub>  $F \leftrightarrow Fx \wedge P:E!x$

(V<sub>a</sub>)  $x$  ist ein vergangenes<sub>attributiv</sub>  $F \leftrightarrow P:Fx$

(BV<sub>p</sub>)  $x$  ist ein bloß vergangenes<sub>prädikativ</sub>  $F \leftrightarrow Fx \wedge \neg E!x \wedge P:E!x$

(BV<sub>a</sub>)  $x$  ist ein bloß vergangenes<sub>attributiv</sub>  $F \leftrightarrow \neg Fx \wedge P:Fx$

Erwin Teufel ist zum Beispiel ein vergangener<sub>attributiv</sub> Mensch, denn es war der Fall, daß er ein Mensch ist, und er ist ein *bloß* vergangener<sub>attributiv</sub> Schüler, denn es war einmal und ist nicht mehr der Fall, daß er Schüler ist. Williamsons Argument für die Annahme, daß es bloß vergangene<sub>attributiv</sub> konkrete Gegenstände gibt, finden sich unter

anderem in den folgenden beiden Passagen, in denen es um den Fluß Inn und den römischen Kaiser Trajan geht:

„Imagine a time when the Inn has disappeared, but the name ‚Inn‘ continues to be used, to lament its passing. Everyone knows that it does not refer to a present river; sceptics begin to suggest that stories about a past river of that name are merely myths. Someone asks whether the name refers to something. Surely the right answer is that it does; it refers to a past river. Thus the Inn is still something that can be referred to, and therefore something. Presumably it is no longer a river, for it should no longer be counted in answer to the question ‚How many rivers are there now?‘; but it should be counted in answer to the question ‚How many rivers have there ever been?‘. What kind of thing has the Inn become, if it is no longer a river? [...] The best and most natural answer is just that the Inn was once a river; it is a past river. [...] More controversially, why should it not have been a future river even before it had ever run anywhere, and before there was anyone to refer to it?“<sup>263</sup>

„Doubtless, *in some sense* Trajan no longer exists. Specifically, he is no longer anywhere; he lacks spatial location. Although atoms which once composed him may still be spatially located, he is not identical with those atoms. More generally, we may say that he is no longer *concrete*. But he still counts for one when we ask ‚How many Emperors of Rome were there?‘. Suppose that in fact there were  $n$  Emperors of Rome. The past tense formulation with ‚were‘ of course does not mean that at some past time there were  $n$  Emperors of Rome, for they were not all Emperors simultaneously. Rather, it means that the number of objects with the property of having been Emperor of Rome at some time or other is  $n$ . [...] Whatever can be counted exists at least in the logical sense: there is such an item. [...] ‚Trajan does not exist‘ is true when ‚exist‘ is used in the non-logical sense of concreteness, not when it is used in the logical sense. Existence in the sense of concreteness is of crucial significance for metaphysics; for logic it is just one more property, which objects may have or lack. [...]

We should not assume that the only alternative to being concrete is being abstract. When Trajan died, he did not become an abstract object, although he ceased to be concrete. [...] He became something neither abstract nor concrete, but something that had once been concrete. Trajan is an ex-concrete object.“<sup>264</sup>

---

<sup>263</sup> Williamson (1998): 266.

<sup>264</sup> Williamson (2002): 245 f.



Die ontologische Konzeption, für die Williamson anhand dieser beiden Überlegungen argumentiert, sieht also folgendermaßen aus: Konkrete Gegenstände wie der Inn oder der römische Kaiser Trajan existieren zu allen Zeiten. Bis zum Zeitpunkt, zu dem Trajan anfängt, ein Mensch zu sein und eine bestimmte Stelle im Raum einnimmt, ist er ein bloß zukünftiger<sub>attributiv</sub> Mensch, während seiner Existenz als konkreter Gegenstand ein Mensch, und ab seinem Tod ein bloß vergangener<sub>attributiv</sub> Mensch.

Bevor ich zu einer genaueren Darstellung der Argumente für diese Konzeption komme, sollte man sich vergegenwärtigen, wie sonderbar sie ist. Ein Gegenstand wie Trajan existiert zu allen Zeitpunkten, aber es kommen ihm zu verschiedenen Zeitpunkten sehr verschiedene Arten von Eigenschaften zu: Vor und nach seiner Existenz als konkretem Gegenstand kommen ihm nur logische Eigenschaften zu und Eigenschaften der Form, später einmal so-und-so zu sein, bzw. früher einmal so-und-so gewesen zu sein. Für einen kurzen Zeitabschnitt in der Mitte seines Daseins kommen ihm diejenigen Eigenschaften zu, die wir normalerweise als diejenigen beschreiben würden, die er hat, solange er existiert: die Eigenschaft, zu leben, einen Körper zu haben, diese und jene geistigen Zustände zu haben usw. Was wir normalerweise als das Ende seiner Existenz beschreiben würden, sein Tod, ist in Williamsons Beschreibung eine Form des radikalen Wechsels von Eigenschaften. Trajan verliert die typischen Eigenschaften eines Menschen und hat nun weder Körper noch Geist, aber er gewinnt neue Eigenschaften hinzu, Eigenschaften wie die, gestorben zu sein und bis vor kurzem ein Mensch bzw. der Kaiser Roms gewesen zu sein.<sup>265</sup> Trajan selbst – die Substanz, die bei diesem fundamentalen Wechsel von Eigenschaften dieselbe bleibt – wäre wahrlich ein sonderbares Ding, denn er könnte sich von einem Augenblick auf den anderen von einem räumlichen in einen nicht-räumlichen Gegenstand verwandeln. Daß sich eine Hostie von einem Augenblick auf den anderen in den Leib Christi verwandelt, scheint verglichen mit dieser Annahme über Trajan metaphysisch geradezu harmlos.

Williamson scheint jedoch der Meinung zu sein, daß seine Konzeption vergangener Gegenstände mehr oder weniger trivialerweise aus der Wahrheit ganz unspektakulärer und alltäglicher Annahmen folgt. Bevor ich zu Williamsons eigenen Beispielen komme, sei hier vorweg schon einmal erwähnt, daß seine Konzeption eine Analyse von zwei Sätzen ermöglichen würde, die ich in Kapitel 1 als Beispiele angeführt hatte, mit denen Meinongianer ihre Theorie motivieren:

---

<sup>265</sup> Die Annahme, daß Menschen nach ihrem Tod noch Eigenschaften hinzugewinnen oder verlieren können wird zum Beispiel abgelehnt von Williams (1969): 222 f., und Miller (1975): 349 f. Allerdings ziehen die beiden Autoren daraus unterschiedliche Schlußfolgerungen: Williams die, daß Existenz keine Eigenschaft von Gegenständen ist, Miller die, daß zwar Existenz, nicht aber Nicht-Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist.

- (10) Das alte Berliner Stadtschloß existiert nicht mehr.  
 (11) Das neue Berliner Stadtschloß existiert noch nicht.

Williamson könnte den Ausdruck „das alte Berliner Stadtschloß“ in (10) als singulären Term für einen bloß vergangenen<sub>attributiv</sub> konkreten Gegenstand, und „das neue Berliner Stadtschloß“ in (11) als singulären Term für einen bloß zukünftigen<sub>attributiv</sub> konkreten Gegenstand verstehen. Aus (10) und (11) würde folgen, daß es Gegenstände gibt, die momentan in dem Sinne nicht existieren, daß sie momentan nicht konkret sind.

Die Argumente, die Williamson selbst in den beiden obigen Zitaten anführt, haben die folgende Form ( $a$  sei dabei ein Gegenstand, der zu irgendeinem Zeitpunkt einmal konkret ist, das heißt eine Stelle im Raum einnimmt, und  $E$  eine geeignete Eigenschaft dieses Gegenstandes):

- (P1) Zum Zeitpunkt  $t_1$  hat  $a$  die Eigenschaft  $e_1$  und ist nicht konkret.  
 (P2) Wenn ein Gegenstand  $x$  zu einem Zeitpunkt  $t$  eine Eigenschaft  $e$  hat, dann existiert  $x$  zu  $t$ .  
 (K) Zum Zeitpunkt  $t_1$  existiert  $a$  und ist nicht konkret.

Da in dem Inn-Beispiel  $t_1$  ein Zeitpunkt in der Zukunft ist und der Inn also, wenn überhaupt, ein zukünftig vergangenes Konkretum ist, beschränke ich mich hier der Einfachheit halber auf den Trajan-Fall, in dem  $t_1$  heute sei, ein Tag im Jahre 2005. Fragen wir uns also: Ist es nicht trivialerweise wahr, daß Trajan noch heute bestimmte Eigenschaften hat? Hat er nicht zum Beispiel heute die Eigenschaft, vor mehreren hundert Jahren Kaiser Roms gewesen zu sein, und die Eigenschaft, seit mehreren hundert Jahren tot zu sein? Diese Überlegung zur Etablierung einer Prämisse (P1) wäre allerdings vorschnell. Wahr ist, daß Trajan vor mehreren hundert Jahren Kaiser Roms war und dann starb, aber das muß nicht heißen, daß er heute die Eigenschaft hat, vor mehreren hundert Jahren Kaiser gewesen und gestorben zu sein, sondern kann – harmloserweise – heißen, daß es vor mehreren hundert Jahren der Fall war, daß Trajan Kaiser von Rom war und dann starb.<sup>266</sup> Williamsons Beispiele sollen solche sein, in denen eine solche harmlose Lesart nicht möglich ist. Sein erstes Beispiel für eine Prämisse (P1) lautet (übertragen auf das Trajan-Beispiel):

---

<sup>266</sup> Vgl. für diese Lösung auch Miller (1975) und (2002).

(P1<sub>1</sub>) Heute hat Trajan die Eigenschaft, von dem Namen „Trajan“ bezeichnet zu werden, lebt aber heute nicht.<sup>267</sup>

Die harmlose Lesart – „Es war (solange Trajan lebte) der Fall, daß Trajan durch den Namen ‚Trajan‘ bezeichnet wurde“ – reicht in diesem Fall nicht aus. Der Name „Trajan“ wird auch heute noch verwendet, um damit Aussagen über einen Kaiser zu machen, der vor vielen Jahrhunderten lebte. Auch heute noch bezeichnet er diesen Kaiser. Wenn der Name „Trajan“ aber auch heute noch die Eigenschaft hat, Trajan zu bezeichnen, dann scheint Trajan auch heute noch die Eigenschaft zu haben, von „Trajan“ bezeichnet zu werden und (P1<sub>1</sub>) ist wahr. Man kann diesen letzten Schritt ablehnen, wenn man eine Variante (RR\*) der Meinongianischen *These von der Reihenfolgenabhängigkeit der Sättigung von Relationen* (RR) akzeptiert:

(RR\*)  $\diamond \exists x \exists y \exists R \exists t (zu\ t: x[Ry] \wedge \neg zu\ t: [xR]y)$

Gemäß (RR\*) könnte es sein, daß der Name „Trajan“ heute die Eigenschaft hat, Trajan zu bezeichnen, ohne daß Trajan heute die Eigenschaft haben müßte, von dem Namen „Trajan“ bezeichnet zu werden. Doch (RR\*) ist wie (RR) ein Prinzip mit wenig intuitiver Plausibilität. Es zur Kritik von Williamsons Argument einzuführen, ist auch deswegen unplausibel, weil es nicht helfen würde, sein zweites Beispiel für eine Prämisse (P1) zu entschärfen, welches lautet:

(P1<sub>2</sub>) Heute hat Trajan die Eigenschaft zur Menge der Dinge zu gehören, die irgendwann einmal Kaiser von Rom waren, lebt aber heute nicht.

Williamsons Argumentation für die Wahrheit von (P1<sub>2</sub>) lautet: Trajan ist Element der Menge all der Dinge, die irgendwann einmal Kaiser von Rom waren. Damit kann aber nicht gemeint sein, daß es nur irgendwann einmal der Fall war – sagen wir zu Trajans Lebzeiten –, daß er zur Menge der Dinge gehörte, die damals Kaiser Roms waren. Denn keine Menge, die zu einer bestimmten Zeit diejenigen Dinge enthält, die zu dieser Zeit Kaiser von Rom sind, enthält alle ehemaligen Kaiser von Rom. Die Menge, von der in (P1<sub>2</sub>) die Rede ist, ist also – ganz dem Wortlaut der Prämisse entsprechend – diejenige der Dinge, die irgendwann einmal römischer Kaiser waren, und zu dieser gehört Trajan. Wenn man annimmt, daß ein Gegenstand existieren muß, um Teil einer Menge zu sein, dann folgt, daß Trajan existiert, obwohl er im Moment nicht konkret ist und lebt. Man kann diesen letzten Schritt wiederum blockieren,

---

<sup>267</sup> Ich verwende „lebt heute nicht“ statt des ebenfalls möglichen „ist heute nicht konkret“, weil die letztere Formulierung so unschön klingt.

indem man (P2) bestreitet und die Meinongianische Annahme macht, daß Gegenstände Eigenschaften haben können (zum Beispiel die Eigenschaft, Element von der-und-der Menge zu sein), ohne zu existieren, doch könnte Williamson zu Recht darauf verweisen, daß man sich dadurch von unserem alltäglichen Reden weiter entfernt als dadurch, daß man seine eigene Konzeption anerkennt. Gemäß der Meinongianischen Position gäbe es nämlich auch heute noch Kaiser Roms (nur daß sie eben nicht existierten). Laut Williamson dagegen gibt es heute keine Kaiser Roms mehr, es gibt nur auch heute noch Dinge, die einmal Kaiser Roms waren.<sup>268</sup>

Ich bin dennoch der Meinung, daß Williamsons Konzeption vergangener Konkreta unplausibel genug ist, um die Suche nach einer Alternative zu ihr attraktiv zu machen, und ich bin der Meinung, daß sich eine solche Alternative relativ leicht fin-

---

<sup>268</sup> Nathan Salmon vertritt eine Position, die zwischen der Meinongianischen und derjenigen Williamsons liegt. Er nimmt mit den Meinongianern und gegen Williamson an, daß ein Gegenstand wie Trajan heute nicht existiert, aber anders als Meinong und mit Williamson, daß er heute nicht die Eigenschaft hat, ein Kaiser zu sein. Mit Williamson nimmt er ferner an, daß er dennoch auch heute bestimmte Eigenschaften hat: „[...] there have been individuals that do not now exist but that now have certain properties. Some past dinosaurs now have the property of being fossilized, and such immortal artists as Mozart and John Lennon are justly admired by millions today. Not to mention such posthumously acquired properties as arise from posthumous awards and the like. If nothing else, there are always such properties as having once existed and having been a musician. [...] An individual from one circumstance has certain properties in another circumstance in which it does not exist, as a result of the properties it has in its own circumstance“ (Salmon (1987): 91). Es gibt also laut Salmon bestimmte Arten von Eigenschaften, die ein Gegenstand zu einer bestimmten Zeit haben kann, ohne zu dieser Zeit existieren zu müssen (Barry Miller behauptet dasselbe für Eigenschaften, die er Cambridge Eigenschaften nennt; vgl. Miller (2002); die These wird ebenfalls vertreten von Hinchliff (1988) und (1996)). Ich glaube allerdings nicht, daß man, wie Salmon meint, diese These vertreten und gleichzeitig bestreiten kann, daß es zu bestimmten Zeiten Dinge gibt, die nicht existieren (vgl. Salmon (1987): 91). Wie könnte Mozart heute die Eigenschaft haben, bewundert zu werden, wenn heute nichts dieses Eigenschaft hätte? Salmon begründet das dadurch, daß er annimmt, daß wir einen Satz wie „Etwas wird heute bewundert“ immer im Sinne von „Etwas heute Existierendes wird heute bewundert“ verstehen“. Auch wenn das so ist, müßte es im nicht auf diese Weise restringierten Sinne von „etwas“ dennoch wahr sein, daß es etwas gibt, das heute bewundert wird, obwohl es heute nicht existiert. Salmon kann sich auch nicht darauf herausreden, daß er Fines Reduktion possibilistischer Quantoren auf temporale Quantoren überträgt (vgl. Salmon (1987): 57 und 81). Laut Fine kann man Ausdrücke der Form „es gibt ein mögliches F, das tatsächlich G ist“ reduzieren auf Ausdrücke der Form „es ist möglich, daß es ein F gibt, das tatsächlich G ist“ (vgl. Fine (1985)). Dementsprechend könnte man Ausdrücke der Form „Es gibt ein vergangenes F, das gegenwärtig G ist“ reduzieren auf solche der Form „Es gab früher einmal ein F, das gegenwärtig G ist“. Die Analyse für einen Satz wie „Es gibt einen vergangenen Komponisten der Wiener Klassik, der heute berühmt ist und heute nicht existiert“ müßte also lauten „Es gab früher einmal einen Komponisten der Wiener Klassik, der heute berühmt ist und heute nicht existiert“. Aus dieser Analyse ergibt sich zwar, daß der Satz wahr sein kann, ohne daß es heute einen Komponisten der Wiener Klassik geben muß; da die Eigenschaft, berühmt zu sein und nicht zu existieren, aber dem Satz zufolge auch heute noch exemplifiziert ist, müßte es heute etwas geben, das berühmt ist und nicht existiert, denn nichts anderes bedeutet es, daß diese Eigenschaften heute exemplifiziert sind. Damit wäre aber Existenz keine nicht-diskriminierende Eigenschaft mehr.

den läßt.<sup>269</sup> Der Schlüssel dazu liegt in der Annahme, daß es zwei verschiedene Verwendungsweisen von Ausdrücken der Form „der Gegenstand  $a$  hat die Eigenschaft  $E$ “ gibt: eine, bei der es sinnvoll ist, zu sagen, daß  $a$   $E$  zu einer bestimmten Zeit hat, und eine, bei der dies nicht sinnvoll ist. Das Wort „Eigenschaft“ wird zweifellos auf eine Weise verwendet, die es gestattet zu sagen, daß ein bestimmter Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft zu einer bestimmten Zeit hat und zu einer bestimmten anderen Zeit wieder verliert. Der Inn zum Beispiel kann zu einem bestimmten Zeitpunkt die Eigenschaft haben, von einer bestimmten chemischen Substanz verunreinigt zu sein, und diese Eigenschaft zu einem späteren Zeitpunkt nicht mehr haben. Trajan hatte im Jahr 100 die Eigenschaft, in Rom zu leben, und verlor diese Eigenschaft ein Jahr später, als er in den Krieg gegen die Teutonen zog. Diese Weise über Eigenschaften zu sprechen wird philosophisch am besten durch das Modell einer Substanz beschrieben, der verschiedene Akzidenzien zu verschiedenen Zeiten zukommen. Es ist für Eigenschaften in diesem Sinn – nennen wir sie Eigenschaften<sub>a</sub> – wesentlich, daß das Haben oder Exemplifizieren einer solchen Eigenschaft etwas ist, das zu einer bestimmten Zeit stattfindet. Wenn man will, kann man es als ein Ereignis beschreiben, das zu einer bestimmten Zeit beginnt und zu einer anderen Zeit endet.

An dem Modell einer Substanz, der zu bestimmten Zeiten bestimmte Akzidenzien – Eigenschaften<sub>a</sub> – zukommen, ist sicherlich nichts auszusetzen und die entsprechende Verwendung des Wortes „Eigenschaft“ stimmt vermutlich mit den meisten alltäglichen Verwendungsweisen des Wortes „Eigenschaft“ überein. Man sollte jedoch beachten, daß es nicht die einzige – sei es in philosophischen oder alltäglichen Kontexten – sinnvolle Verwendungsweise ist. Gemäß einer anderen Verwendungsweise des Wortes „Eigenschaft“ sind Eigenschaften in etwa das, was Frege als Begriffe bezeichnete. Ein Fregescher Begriff erster Stufe ist eine Funktion, die Gegenstände bzw.  $n$ -Tupel von Gegenständen auf Wahrheitswerte abbildet. Da Begriffe Funktionen sind, können sie nicht verschiedene Werte für ein und dasselbe Argument haben. Das Prädikat „( ) ist ein römischer Kaiser“ bezeichnet deswegen keinen Begriff, denn wenn es dies täte, hätte der bezeichnete Begriff zu verschiedenen Zeiten verschiedene Wahrheitswerte für Trajan als Argument. Dagegen bezeichnen die Prädikate „( ) ist irgendwann während seines Lebens römischer Kaiser“ oder „( ) ist im Jahr 100 römischer Kaiser“ Fregesche Begriffe, die Trajan auf das Wahre, Erwin Teufel aber zum Beispiel auf das Falsche abbilden.

Es ist nun wichtig zu beachten, daß eine Eigenschaft im Sinne eines Fregeschen Begriffs – nennen wir solche Eigenschaften Eigenschaften<sub>b</sub> – nichts ist, was ein Gegenstand zu einer bestimmten Zeit haben könnte, um es zu einer anderen Zeit wie-

---

<sup>269</sup> Meine Lösung basiert auf einer Idee, die sich auch bei Michael Dummett findet (vgl. Dummett (1981): 387 f.).

der zu verlieren. Wenn Trajan unter den Begriff des Im-Jahr-100-römischer-Kaiser-Seins fällt, dann fällt er nicht während seiner Regentschaft oder seiner Lebenszeit unter diesen Begriff, und auch nicht zu allen Zeitpunkten. Die Beziehung zwischen ihm und dem Begriff ist eine rein logische Beziehung (wenn es denn überhaupt eine Beziehung ist),<sup>270</sup> und es ist deswegen sinnlos zu fragen, zu welcher Zeit das Argument Trajan durch die entsprechende Funktion auf das Wahre abgebildet wird, so sinnlos wie es wäre zu fragen, zu welcher Zeit die Zahl 3 durch die durch den Funktionsausdruck „( )<sup>3</sup>“ bezeichnete Funktion auf die Zahl 27 abgebildet wird. Das heißt natürlich nicht, daß Trajan ein abstrakter Gegenstand ist. Anders als die Zahl 3 erwirbt und verliert er – jedenfalls solange er lebt – Eigenschaften<sub>a</sub>, das heißt Eigenschaften im Sinne von Akzidenzien, und kann zusammen mit Zeitpunkten zweistellige Eigenschaften<sub>b</sub> zu Wahrheitswerten ergänzen, zusammen mit dem Jahr 100 zum Beispiel die durch das Prädikat „( ) ist römischer Kaiser im Jahr ( )“ bezeichnete Eigenschaft<sub>b</sub> zum Wahren. Es heißt nur, daß auch konkrete Gegenstände in logischen Beziehungen stehen können, und daß wir, wenn wir sagen, daß Trajan die Eigenschaft<sub>b</sub> hat, römischer Kaiser im Jahr 100 zu sein, von so einer logischen Beziehung sprechen und nicht von einem Ereignis, das selbst zu einer bestimmten Zeit stattfindet. Wir verwenden den Ausdruck „eine Eigenschaft haben“ in einem zeitlosen Sinn.<sup>271</sup>

Wer es sonderbar findet, daß es einen Sinn gibt, in dem ein konkreter Gegenstand eine Eigenschaft hat, ohne diese zu einer bestimmten Zeit zu haben, möge sich fragen, ob er es ebenso sonderbar findet, daß ein konkreter Gegenstand eine Eigenschaft hat, aber diese nicht an einem bestimmten Ort hat. Man kann zwar auch davon sprechen, daß Gegenstände bestimmte Eigenschaften an bestimmten Orten haben – davon zum Beispiel, daß Erwin Teufel die Eigenschaft des Behaartseins an seinem Kopf hat, oder der Inn die Eigenschaft, sauberes Wasser zu haben, an seiner Quelle –, aber in diesem Fall ist es sehr viel naheliegender und völlig unbedenklich, davon zu sprechen, daß der Erwin Teufel die Eigenschaft hat, an seinem Kopf behaart zu sein, oder der Inn die Eigenschaft, an seiner Quelle sauberes Wasser zu haben, und von *diesen* Eigenschaften wäre es sinnlos zu fragen, wo Erwin Teufel und der Inn sie exemplifizieren.<sup>272</sup>

---

<sup>270</sup> Frege ist bekanntlich der Meinung, daß ein Gegenstand, um unter einen Begriff zu fallen, dazu nicht in einer Beziehung zu jenem stehen muß, sondern daß die beiden ‚ohne Bindemittel aneinander haften‘ (vgl. Frege (1892a): 60). In einer Beziehung zueinander stehen allerdings der Gegenstand und der den Begriff stellvertretende Gegenstand.

<sup>271</sup> Man kann nicht nur davon sprechen, daß Gegenstände Eigenschaften zeitlos haben oder zeitlos unter Begriffe fallen, sondern auch davon, daß sie zeitlos zu bestimmten Mengen gehören. Trajan gehört zum Beispiel zur Menge der Dinge, die irgendwann einmal römischer Kaiser waren, aber er gehört nicht zu einer bestimmten Zeit zu dieser Menge.

<sup>272</sup> Vgl. zu diesem Punkt auch Dummett (1981): 387 f.

Ich bin mir bewußt, daß nicht jedermann anerkennt, daß konkrete Gegenstände Eigenschaften haben können, ohne diese zu einer bestimmten Zeit zu haben, und daß manch einer bei dieser Alternative lieber mit Williamsons vergangenen Konkreta vorlieb nehmen würde. Ich werde deswegen gleich ein Argument liefern, das zeigt, daß man entweder gezwungen ist, das zeitlose Haben von Eigenschaften zu akzeptieren oder aber die *These von der Reihenfolgenabhängigkeit der Sättigung von Relationen* (RR\*). In beiden Fällen wäre Williamsons Argumentation der Boden entzogen. Vorher möchte ich allerdings zeigen, wie man Williamsons Argument mit Hilfe des neuen Eigenschaftsbegriffs kritisieren kann. Fangen wir mit einer Aussage wie der folgenden an:

(82) Trajan lebte im Jahr 100, ist heute (im Jahr 2005) aber tot.

Gemäß dem von Williamson vorausgesetzten Verständnis von Eigenschaften als Akzidenzien, die eine Substanz notwendigerweise zu einer bestimmten Zeit hat, könnte man (82) folgendermaßen verstehen:

(82<sub>a</sub>) Im Jahr 100 hatte Trajan die Eigenschaft<sub>a</sub> zu leben, heute (im Jahr 2005) hat er die Eigenschaft<sub>a</sub>, tot zu sein.

Diese Lesart setzt voraus, daß Trajan auch heute noch als vergangenes Konkretum existiert. Nicht vorausgesetzt ist dies, wenn man das Modell des zeitlosen Habens von Eigenschaften<sub>b</sub> zugrunde legt:

(82<sub>b</sub>) Trajan hat die Eigenschaft<sub>b</sub>, im Jahr 100 zu leben, und die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute (im Jahr 2005) tot zu sein.

Beide in (82<sub>b</sub>) zugeschriebenen Eigenschaften hat Trajan, ohne sie zu einer bestimmten Zeit zu haben.

Auf dieselbe Weise kann man Ersatz für die beiden Prämissen (P1<sub>1</sub>) und (P1<sub>2</sub>) finden, so daß Trajans gegenwärtige Existenz als vergangenes Konkretum nicht mehr gefolgert werden kann. Es ist wahr, daß der Name „Trajan“ auch heute noch dazu benutzt wird, Trajan zu bezeichnen, und daß wir, wenn wir uns die Frage stellen, wer alles im Laufe der bisherigen Geschichte Kaiser von Rom war, Trajan mit dazu rechnen. Und das alles, obwohl Trajan heute nicht mehr lebt. Dem wird man aber auch durch die folgenden alternativen Formulierungen gerecht:

(P1<sub>1</sub>\*) Trajan hat die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute [im Jahr 2005] von dem Namen „Trajan“ bezeichnet zu werden, und die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute [im Jahr 2005] nicht mehr

zu leben. [das paßt aber nicht zu RuR, denn sonst müßte auch Trajan heute die Eigenschaft haben, daß man auf ihn bezug nimmt – oder wir bestreiten, daß der Name oder die Referierenden noch heute die Eigenschaft haben, sich auf Trajan zu beziehen – besser das Zeichen hat zeitlos die eigenschaft trajan zu bezeichnen]

(P1<sub>2</sub>\*) Trajan hat die Eigenschaft<sub>b</sub>, zur Menge der Dinge zu gehören, die zu irgendeinem Zeitpunkt vor dem heutigen Tag [einem Tag im Jahr 2005] einmal Kaiser von Rom waren, und die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute [im Jahr 2005] nicht mehr zu leben.<sup>273</sup>

Die genannten Eigenschaften<sub>b</sub> hat Trajan, und man sagt heute etwas Wahres, wenn man sagt, daß er sie hat. Aber er hat sie nicht heute, sondern zeitlos.<sup>274</sup> Dasselbe gilt auch für die Eigenschaft, die durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ ausgedrückt wird und die Williamson Existenz im logischen Sinne nennt, solange man diese Eigenschaft als Eigenschaft<sub>b</sub> versteht. Wenn man heute sagt, daß Trajan sie hat, sagt man etwas Wahres, aber Trajan hat diese Eigenschaft zeitlos, und man würde die Rede vom Haben einer Eigenschaft<sub>a</sub> zu einer bestimmten Zeit und dem zeitlosen Haben einer Eigenschaft<sub>b</sub> auf unzulässige Weise vermischen, wenn man sagte, Trajan habe die Eigenschaft der logischen Existenz heute immer noch.<sup>275</sup> Man kann sogar zugestehen, daß Trajan auf harmlose Weise Williamsons Definition eines bloß vergangenen<sub>attributiv</sub> Konkretums erfüllt, denn er hat die Eigenschaft<sub>b</sub>, zu einem Zeitpunkt vor dem heutigen Tag konkret gewesen zu sein, und die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute nicht konkret zu sein. Falsch ist nur die Annahme, daß er diese Eigenschaften heute hat, und daß er deswegen in irgendeinem Sinne auch heute noch existieren muß und auch heute noch Eigenschaften hinzugewinnt und wieder verliert. Man mag einwenden, daß wir zu eben dieser Annahme doch dadurch gezwungen sind, daß Trajan heute unter den Begriff fällt, der durch das Prädikat „( ) *ist* tot im Jahr 2005“ bezeichnet wird, aber erst nächstes Jahr unter den Begriff, der bezeichnet wird durch das Prädikat „( ) *war* tot im Jahr 2005“. Dieser Einwand ist deswegen nicht stichhaltig, weil wir nicht akzeptieren müssen, daß diese beiden Prädikate unterschiedliche Begriffe bezeichnen. Die Verschiedenheit im Tempus des Prädikats, durch das wir den Begriff bezeichnen, ist

---

<sup>273</sup> Die Menge der Dinge, die irgendwann einmal Kaiser von Rom waren hat  $n$  Elemente, das heißt die Eigenschaft<sub>b</sub>, zu irgendeinem Zeitpunkt Kaiser von Rom gewesen zu sein, wird von  $n$  Gegenständen zeitlos zum Wahren vervollständigt

<sup>274</sup> Auch die oben erwähnten Beispiele von Salmon kann man so analysieren (vgl. Fußnote 263). Statt zu sagen, daß Mozart heute die Eigenschaft hat, berühmt zu sein, kann man sagen, daß er zeitlos die Eigenschaft hat, heute berühmt zu sein.

<sup>275</sup> So wie es Williamson tut (vgl. Williamson (2002): 246).



der Tatsache geschuldet, daß wir ihn zu verschiedenen Zeiten bezeichnen, nicht einer Verschiedenheit des bezeichneten Begriffs.<sup>276</sup> Schließlich nehmen wir auch nicht an, daß der Tag, den man am 31. Dezember 2004 mit „heute“ bezeichnet ein anderer ist als der, den man am 1. Januar 2005 mit „gestern“ bezeichnet, nur weil es unmöglich ist, ihn an Silvester mit „gestern“ und an Neujahr mit „heute“ zu bezeichnen.<sup>277</sup>

Weshalb sollte man es nun eher akzeptabel finden, daß es Eigenschaften gibt, die Gegenstände haben können, ohne sie zu einer bestimmten Zeit zu haben, als daß konkrete Gegenstände auch nach dem Ende ihres konkreten Daseins als vergangene Konkreta weiterexistieren? Meine Antwort lautet: Weil einen ein bestimmtes Phänomen sowieso zu der Annahme zwingt, daß konkrete Gegenstände bestimmte Eigenschaften zeitlos haben, zumindest dann, wenn wir nicht obengenannte Variante der *These von der Reihenfolgenabhängigkeit der Sättigung von Relationen* (RR\*) akzeptieren wollen. Das heißt, man kann angesichts dieses Phänomens nicht beide der folgenden Thesen aufrechterhalten<sup>278</sup>:

(ZE) Wenn ein Gegenstand  $x$  eine Eigenschaft  $e$  hat, dann gibt es einen Zeitpunkt  $t$ , zu dem  $x$   $e$  hat.

(ZE\*)  $\forall x \forall e (x \text{ hat } e \rightarrow \exists t (\text{zu } t: x \text{ hat } e))$

(RuR) Für zwei Gegenstände  $x$  und  $y$ , beliebige Relationen  $R$  und beliebige Zeitpunkte  $t$  gilt notwendigerweise, daß  $x$  zu  $t$  genau dann die Eigenschaft hat in  $R$  zu  $y$  zu stehen, wenn  $y$  zu  $t$  die Eigenschaft hat, daß  $x$  zu ihm in  $R$  steht.

<sup>276</sup> Man kann sogar zugestehen, daß bei normalen deutschen Verben immer ein Tempus vorhanden ist, und die Formulierung „Trajan ist im Jahr 2005 tot, er war es oder er wird es sein“ bevorzugen. Diesen modifizierten Satz könnte jemand geneigt sein zu äußern, der sich nicht darauf festlegen will, in welcher zeitlichen Beziehung er zum Jahr 2005 steht, zum Beispiel jemand, der aus einem Koma aufwacht und nicht weiß, ob er sich im Jahr 2005, in einem späteren Jahr oder – durch Zeitreise – in einem Jahr vor 2005 befindet. Wenn er sagen würde „Trajan war im Jahre 2005 tot“, würde er durch die Wahl des Tempus implizieren, daß er seine Äußerung nach dem Jahr 2005 macht. Daß derartige deutsche Sätze immer ein Tempus haben, und daß durch dieses Tempus immer Annahmen über das Verhältnis zwischen der Äußerungszeit und der Zeit dessen, worüber man redet, impliziert sind, heißt allerdings nicht, daß man diese Implikaturen nicht für philosophische Zwecke aufheben kann, indem man sagt „Trajan hat zeitlos die Eigenschaft, im Jahre 2005 tot zu sein“.

<sup>277</sup> Man sollte zulassen, daß man in Sätzen der Form „ $a$  hat zeitlos die Eigenschaft zum Zeitpunkt  $t$   $F$  zu sein“ in die Position von „ $t$ “ quantifizieren kann, und zwar, um Sätze wie den folgenden analysieren zu können (auf das Problem hat mich Philipp Keller aufmerksam gemacht): „Die Anzahl der römischen Kaiser hat im Laufe der Zeit zugenommen“. Eine grobe Analyse dieses Satzes würde ungefähr so aussehen: „Für alle Zeitpunkte  $t_1$  und  $t_2$ , wobei  $t_1$  vor  $t_2$  liegt, gilt: die Anzahl der Dinge, die zeitlos die Eigenschaft haben, zu  $t_1$  römischer Kaiser zu sein, ist nicht größer – für einige solche Zeitpunkte  $t_1$  und  $t_2$  aber auf jeden Fall kleiner – als die Anzahl der Dinge, die zeitlos die Eigenschaft haben, zu  $t_2$  römischer Kaiser zu sein“.

<sup>278</sup> „ZE“ stehe für „These der Zeitlichkeit des Eigenschaftenshabens“; (RuR) für „These von der Reihenfolgenunabhängigkeit der Sättigung von Relationen“.

(RuR\*)  $\square \forall x \forall y \forall R \forall t (zu\ t: x[Ry] \leftrightarrow zu\ t: [xR]y)$

Das Phänomen, von dem ich spreche, ist das von Relationen zwischen zwei konkreten Gegenständen, die zu keiner Zeit beide konkret sind.<sup>279</sup> Nehmen wir als Beispiel eine Beziehung, die zwischen Erwin Teufel und seinem Urgroßvater besteht, den ich im folgenden *Urgroßvater Teufel* nennen werde und von dem ich annehme, daß er gestorben ist, bevor Erwin Teufel geboren wurde. Die Beziehung sei die des Urenkel- bzw. die des Urgroßvaterseins, und es gilt:

(83) Erwin Teufel ist der Urenkel von Urgroßvater Teufel.

Wenn (83) wahr ist, dann auch die beiden folgenden Sätze:

(83.a) Erwin Teufel hat die Eigenschaft, daß er der Urenkel von Urgroßvater Teufel ist.

(83.b) Urgroßvater Teufel hat die Eigenschaft, daß er der Urgroßvater von Erwin Teufel ist.<sup>280</sup>

Wenn (ZE) wahr wäre, müßte es einen Zeitpunkt geben, zu dem Erwin Teufel die ihm in (83.a) zugeschriebene Eigenschaft hat, und einen Zeitpunkt, zu dem Urgroßvater Teufel die ihm in (83.b) zugeschriebene Eigenschaft hat. Wenn dies so wäre, dann müßte es gemäß (RuR) einen Zeitpunkt geben, zu dem sowohl Erwin Teufel als auch Urgroßvater Teufel die jeweiligen Eigenschaften haben, einen Zeitpunkt, zu dem sie – wie (P2) fordert – beide existieren müßten. Genau dies ist aber ausgeschlossen. Nehmen wir zuerst einen Zeitpunkt während des Lebens von Erwin Teufel, und nennen wir ihn  $t_1$ . Es ist kein Problem anzunehmen, daß Erwin Teufel zu  $t_1$  die Eigenschaft hat, Urenkel von Urgroßvater Teufel zu sein. Doch Urgroßvater Teufel kann zu  $t_1$  nicht die Eigenschaft haben, Urgroßvater von Erwin Teufel zu sein. Nicht, weil er zu  $t_1$  nicht existieren würde, denn das tut er laut Williamson ja, sondern deswegen, weil er zu  $t_1$  laut Williamson außer logischen Eigenschaften nur Eigenschaften der Form haben kann, früher einmal so-und-so gewesen zu sein. Zu  $t_1$  kann Urgroßvater Teufel also allenfalls die Eigenschaft haben, früher einmal – zu seinen Lebzeiten – Erwin Teufels Urgroßvater *gewesen* zu sein, nicht die ihm in (83.b) zugeschriebene

---

<sup>279</sup> Dasselbe Phänomen wird in der Literatur im Zusammenhang der Konzeption des sogenannten ‚presentism‘ diskutiert, das heißt der These, daß es nur Dinge gibt, die es gegenwärtig gibt (vgl. z.B. Markosian (2003)), und es stellt für Quine zum Beispiel einen Grund dar, diese Konzeption abzulehnen (vgl. Quine (1987): 197 f.).

<sup>280</sup> Wer will, kann statt (83.b) auch den Satz nehmen „Urgroßvater Teufel hat die Eigenschaft, daß Erwin Teufel sein Urenkel ist“. Ich setze hier voraus, daß  $a$  genau dann die Eigenschaft hat, daß  $b$  sein Urenkel ist, wenn  $a$  die Eigenschaft hat,  $bs$  Urgroßvater zu sein.

Eigenschaft, Erwin Teufels Urgroßvater zu sein. (Sonst gäbe es zu  $t_1$  Urgroßväter, die nicht im Raum existieren, eine Meinongianische Annahme, die Williamson gerade vermeiden will.) Andererseits hat Erwin Teufel zu  $t_1$  nicht die Eigenschaft, irgendwann einmal zu Urgroßvater Teufels Lebzeiten dessen Enkel *gewesen* zu sein, er hat schlicht die Eigenschaft, sein Enkel zu sein. Die Lage wird nicht besser, wenn man einen Zeitpunkt  $t_2$  betrachtet, zu dem Urgroßvater Teufel noch gelebt hat, Erwin Teufel aber noch nicht geboren war. Zu  $t_2$  mag Urgroßvater Teufel zwar die Eigenschaft haben, Urgroßvater von Erwin Teufel zu sein, aber er hat zu  $t_2$  nicht die Eigenschaft, später einmal zu Erwin Teufels Lebzeiten dessen Urgroßvater zu sein (wiederum gäbe es sonst zu dieser Zeit nicht-konkrete Urgroßväter). Andererseits kann Erwin Teufel zu  $t_2$  nicht die Eigenschaft haben, Urgroßvater Teufels Urenkel zu sein, denn zu dieser Zeit hat er laut Williamson nur Eigenschaften der Form, später einmal so-und-so sein zu werden.

Die einzige Möglichkeit, an (ZE) festzuhalten besteht darin, (RuR) aufzugeben und (RR\*) zu akzeptieren. Man kann dann zum Beispiel annehmen, daß Erwin Teufel zu seinen Lebzeiten die Eigenschaft hat, Urgroßvater Teufels Urenkel zu sein, ohne daß Urgroßvater Teufel zu dieser Zeit die Eigenschaft haben muß, Erwin Teufels Urgroßvater zu sein. Ob diese Annahme sinnvoll ist, lasse ich hier dahingestellt sein.<sup>281</sup> An dieser Stelle ist nur wichtig, daß Williamsons Argumente für die gegenwärtige Existenz vergangener Konkreta nicht mehr funktionieren, wenn man (RuR) aufgibt. Wie oben schon gesagt: Wenn der Name „Trajan“ heute die Eigenschaft haben kann, Trajan zu bezeichnen, ohne daß Trajan heute die Eigenschaft hat, von dem Namen „Trajan“ bezeichnet zu werden, dann muß man gar nicht annehmen, daß Trajan heute in irgendeiner Form noch existiert. Dasselbe gilt für Trajan und die Menge aller Dinge, die jemals Kaiser von Rom waren. Gemäß (RR\*) kann letztere heute existieren und die Eigenschaft haben, Trajan als Element zu enthalten, ohne daß dazu Trajan heute die Eigenschaft haben müßte, Element der Menge zu sein.

Man sollte beachten, daß die Kritik an Williamsons Konzeption keineswegs auf vermeintlich abgelegenen Fällen wie dem der Relation des Urenkelseins beruht. Man kann das Argument mit zwei beliebigen nacheinander stattfindenden Ereignissen  $e_1$  und  $e_2$  und deren zeitlicher Relation durchspielen. Wenn  $e_1$  vor  $e_2$  stattfindet, stehen die beiden Ereignisse in einer bestimmten zeitlichen Relation, der des Früher-Stattfindens-als. Aber zu welchem Zeitpunkt stehen sie in dieser Relation? Zum Zeitpunkt von  $e_1$  könnte  $e_2$  nur die Eigenschaft haben, zukünftig einmal später als  $e_2$  stattfinden zu werden,  $e_1$  hat aber zu dieser Zeit nicht die Eigenschaft, zukünftig einmal früher als  $e_2$  stattfinden zu werden, sondern die Eigenschaft, früher als  $e_2$  stattzufinden. Zum

---

<sup>281</sup> Mark Hinchliff zum Beispiel akzeptiert sie für seine Version des ‚presentism‘ (vgl. Hinchliff (1098) und (1996)).

Zeitpunkt von  $e_2$  könnte zwar  $e_2$  die Eigenschaft haben, später als  $e_1$  stattzufinden, aber  $e_1$  nur die Eigenschaft, früher einmal früher als  $e_2$  stattgefunden zu haben. Man umgeht die Schwierigkeit, indem man zugesteht, daß Ereignisse in zeitlichen Beziehungen zueinander stehen, aber daß sie nicht zu bestimmten Zeitpunkten, sondern zeitlos in diesen Beziehungen stehen. Noch offensichtlicher ist das vielleicht für die Beziehungen, die zwischen Zeitpunkten selbst bestehen; denn was sollte es überhaupt heißen, daß ein bestimmter Zeitpunkt zu einem bestimmten Zeitpunkt die Eigenschaft hat, früher als irgendein bestimmter anderer Zeitpunkt zu sein?<sup>282</sup> Hat man sich das einmal vor Augen geführt, sollte auch der Schrecken der Annahme verschwinden, daß ein zweistelliges Prädikat wie „x ist Urenkel von y“ eine zweistellige Eigenschaft<sub>b</sub> ausdrückt, das heißt eine Relation, in der zwei Gegenstände zueinander stehen, ohne dies zu einer bestimmten Zeit zu tun. Das heißt natürlich nicht, daß dieses Prädikat nicht auch so verwendet werden kann, daß es eine zweistellige Eigenschaft<sub>a</sub> ausdrückt. Solange ein Mensch lebt, kann er in neue verwandtschaftliche Beziehungen treten, und zu bestimmten Zeiten Vater, Großvater und – wenn er lange genug lebt – Urgroßvater werden. Ausgeschlossen ist lediglich, daß jemand nach seinem Tod in neue verwandtschaftliche Beziehungen tritt, daß zum Beispiel Urgroßvater Teufel bei der Geburt von Erwin Teufels erstem Kind Ur-Urgroßvater wird. Üblicherweise würde man in diesem Fall ja auch sagen, daß er an dem und dem Tag Ur-Urgroßvater geworden *wäre* – genauso wie man sagt, daß jemand an dem-und-dem Tag 100 Jahre alt geworden wäre.

Williamsons erster Versuch, den Zweifelnden von der wirklichen Existenz bloß möglicher Konkreta zu überzeugen, kann also als gescheitert betrachtet werden, denn man kann – ohne auf Prinzipien zurückzugreifen, die Williamson nicht auch akzeptieren muß – zeigen, daß sich die Annahme der gegenwärtigen Existenz bloß vergangener Konkreta vermeiden läßt. Williamsons zweites Argument läuft darauf hinaus, daß bestimmte wahre Aussagen über die Anzahl von Dingen, die die-und-die Eigenschaft haben könnten, nur dann wahr sein können, wenn es bloß mögliche Konkreta gibt:

---

<sup>282</sup> Es hilft deswegen nichts, wenn man wie Ned Markosian eine Paraphrasierungsstrategie verfolgt und Relationen wie die des Urgroßvaterseins auf andere Relationen reduziert, die zwischen gleichzeitig existierenden Gegenständen bestehen (vgl. Markosian (2004): Abschnitt 3.6). Für kausale Relationen zwischen Ereignissen, die zu verschiedenen Zeitpunkten stattfinden, deutet Markosian eine Lösung an, die impliziert, daß sich solche Kausalrelationen auf Kausalrelationen zwischen zeitgleich stattfindenden Ereignissen reduzieren lassen. Das ist freilich nicht mehr als eine Behauptung, für die ansonsten nicht viel spricht, wie mir scheint. Ein genereller Einwand gegen Markosians Strategie ist, daß das Verhältnis zwischen den zu reduzierenden Beziehungen und denen, auf die sie reduziert werden, nicht nur ein ontologisches Abhängigkeitsverhältnis wie das der Supervenienz sein darf. Die zu reduzierenden überzeitlichen Kausalrelationen darf es vielmehr gar nicht geben. Ich halte diese Konsequenz für absurd. Es ist philosophisch nicht daran zu rütteln, daß das Wählen einer Telefonnummer manchmal das Klingeln eines Telefons verursacht.

„Merely possible members of a kind are needed to make sense of some counting questions. Suppose, for simplicity, that a suit consists of a jacket and a pair of trousers, that necessarily they make a suit just in case they are originally hung together, and that at most one possible suit can be made of a given jacket and a pair of trousers. Consider two Jackets J1 and J2 and two pairs of trousers T1 and T2, which actually constitute two suits, J1 + T1 and J2 + T2. If J1 had originally been hung with T2, there would have been a different suit J1 + T2; as things actually are, J1 + T2 is not a suit; indeed, J1 + T2 does not actually seem to be anywhere. Intuitively, the question ‘How many possible suits could be made from J1, J2, T1 and T2?’ has a reading on which the answer is four, even though it is impossible for more than two suits to be made from the set.“<sup>283</sup>

Die Passage klingt ein bißchen so, als wäre die Antwort „vier“ eine richtige Antwort nur auf die Frage „Wieviele *mögliche* Anzüge könnte man aus J1, J2, T1 und T2 machen“ sei und nicht auf die Frage „Wieviele Anzüge könnte man aus J1, J2, T1 und T2 machen“. Plausibler scheint mir die Behauptung, daß man beide Fragen auf zwei Weisen verstehen kann, wobei die Antwort „vier“ jeweils nur für eine Lesart korrekt ist. Laut Williamson kann man die falsche Lesart durch eine Reformulierung wie (84.a) explizit machen, die richtige durch (84.b):

(84) Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts J<sub>1</sub> und J<sub>2</sub> und den Hosen H<sub>1</sub> und H<sub>2</sub> machen könnte.

(84.a) Es ist möglich, daß es vier Dinge gibt, die Anzüge sind, die aus J<sub>1</sub>, J<sub>2</sub>, H<sub>1</sub> und H<sub>2</sub> gemacht sind.

(84.a\*)  $\diamond \exists x_1 \exists x_2 \exists x_3 \exists x_4 (Fx_1 \wedge Fx_2 \wedge Fx_3 \wedge Fx_4 \wedge (x_1 \neq x_2 \neq x_3 \neq x_4))$ <sup>284</sup>

(84.b) Es gibt vier Dinge, bezüglich deren es möglich ist, daß sie Anzüge sind, die aus J<sub>1</sub>, J<sub>2</sub>, H<sub>1</sub> und H<sub>2</sub> gemacht sind.

(84.b\*)  $\exists x_1 \exists x_2 \exists x_3 \exists x_4 (\diamond Fx_1 \wedge \diamond Fx_2 \wedge \diamond Fx_3 \wedge \diamond Fx_4 \wedge (x_1 \neq x_2 \neq x_3 \neq x_4))$

V(F) = {x; x ist ein Anzug, der entsteht, in dem man eines der Jacketts J<sub>1</sub> und J<sub>2</sub> mit einer der Hosen H<sub>1</sub> und H<sub>2</sub> kombiniert}

<sup>283</sup> Williamson (1998): 267; vgl. auch Williamson (2000a): 131.

<sup>284</sup> Ich verwende den Ausdruck „ $x_1 \neq x_2 \neq x_3 \neq x_4$ “ als Abkürzung für das eigentlich korrekte „ $(\neg(x_1 = x_2) \wedge \neg(x_1 = x_3) \wedge \neg(x_1 = x_4) \wedge \neg(x_2 = x_3) \wedge \neg(x_2 = x_4) \wedge \neg(x_3 = x_4))$ “.

Mit (84) im Sinne von (84.a) würde man behaupten, daß es möglich ist, daß man tatsächlich vier Anzüge aus den Jacketts und Hosen herstellt. Da laut Williamsons Annahme jedes der vier Kleidungsstücke nur einmal zur Herstellung eines Anzugs verwendet werden kann,<sup>285</sup> ist diese Behauptung falsch. Mit (84) im Sinne von (84.b) machen wir eine Aussage über die Anzahl von möglichen<sub>attributiv</sub> Anzügen in Williamsons Sinne, Dinge, die die Eigenschaft haben, möglicherweise Anzüge, die aus einer Kombination der vier Kleidungsstücke bestehen, zu sein. Wenn  $J_1$  und  $H_1$  und  $J_2$  und  $H_2$  zusammengehängt worden sind, sind zwei dieser vier möglichen Anzüge zugleich wirkliche Anzüge, das heißt Anzüge, die sich an einer bestimmten Stelle im Raum befinden. Zwei der vier möglichen<sub>attributiv</sub> Anzüge – der Gegenstand, der ein Anzug bestehend aus  $J_1$  und  $H_2$  wäre, und der Gegenstand, der ein Anzug bestehend aus  $J_2$  und  $H_1$  wäre<sup>286</sup> – sind aber keine Konkreta. Wer meint, daß es eine wahre Lesart von (84) gibt, und daß diese korrekt durch (84.b) expliziert ist, der muß – so scheint es – zugestehen, daß es bloß mögliche Konkreta gibt.

Um die Intuition, daß es eine korrekte Lesart von Satz (84) gibt, zu erhärten, hier noch ein anderes Beispiel: Nennen wir ein Ehepaar, dessen Ehe auf zulässige Weise gemäß dem katholischen Ritus geschlossen wurde, ein katholisches Ehepaar. Hans, Franz, Lisa und Lotte seien unverheiratete Katholiken. Wieviele katholische Ehepaare könnten sich aus Hans, Franz, Lisa und Lotte bilden, ohne daß einer der vier stirbt? Man kann diese Frage zweifellos so verstehen, daß die richtige Antwort „vier“ ist. Es gibt vier katholische Ehepaare, die Hans, Franz, Lisa und Lotte bilden könnten, ein Ehepaar bestehend aus Hans und Lisa, ein Ehepaar bestehend aus Franz und Lotte, ein Ehepaar bestehend aus Hans und Lotte und ein Ehepaar bestehend aus Franz und Lisa. Da andererseits der katholische Ritus gleichgeschlechtliche Ehen und die Heirat eines Geschiedenen nicht zuläßt, und es also keine mögliche Welt gibt, in der Hans, Frank, Lisa und Lotte mehr als zwei katholische Ehepaare bilden,<sup>287</sup> müssen – so scheint es – mindestens zwei der vier genannten Ehepaare bloß mögliche<sub>attributiv</sub> Ehepaare sein, Dinge, die nicht wirklich, sondern bloß möglicherweise katholische Ehepaare sind.

Ich denke, es gibt verschiedene Weisen, wie man auf Williamsons zweites Argument für die Existenz bloß möglicher Konkreta reagieren kann, um dessen Konklusion zu vermeiden. Die beiden, die ich in diesem Abschnitt vorstellen werde, basieren auf

---

<sup>285</sup> Man könnte diese Annahme in der Bewertung V von F explizit machen oder dort einen Zusatz wie „zu einem Zeitpunkt“ hinzufügen.

<sup>286</sup> So muß man Williamsons Ausdruck „ $J_1 + T_2$ “ verstehen, denn die Kennzeichnung „der Anzug, der aus  $J_1$  und  $T_2$  besteht“ ist leer.

<sup>287</sup> Ohne den Zusatz „ohne daß einer stirbt“ wäre das nicht der Fall, da Verwitwete wieder heiraten dürfen.

Ideen, die nicht von mir selbst stammen. Eine dritte, die ich – aus Gründen, die ich unten andeuten werde – für plausibler halte, werde ich erst im zweiten Teil dieser Arbeit erläutern,<sup>288</sup> dort im Rahmen eines Ansatzes, der es allgemein ermöglicht, von Dingen, zu sprechen, die nicht oder bloß möglicherweise existieren, ohne eine Meinongianische Gegenstandstheorie zu vertreten. Nicht berücksichtigen werde ich Lösungen, die auf der Annahme basieren, daß es Dinge wie Anzüge oder Ehepaare gar nicht gibt und daß in Wirklichkeit nur deren Konstituenten, das heißt Jacketts, Hosen und Eheleute existieren. Daß ich selbst verschiedene Anzüge im Schrank hängen habe und Teil eines – wenn auch nicht katholischen – Ehepaares bin, soll mir hier als Grund genügen.

Die erste Strategie zur Vermeidung von Williamsons Konklusion greift auf eine Methode zurück, die von Kit Fine in Anlehnung an Arthur Prior eingeführt wurde, um auf die Annahme der Existenz bloß möglicher Gegenstände zu verzichten.<sup>289</sup> Fine zufolge kann man alle Aussagen der Form „es gibt einen möglichen Gegenstand  $x$ , der ...“ verstehen als Aussagen der Form „es ist möglich, daß es einen Gegenstand  $x$  gibt, der...“. Zu sagen, daß es einen möglichen Anzug gibt, der die-und-die Eigenschaften hat, heißt eigentlich, zu sagen, daß es möglicherweise einen Gegenstand gibt, der die-und-die Eigenschaft hat. Diese Behauptung darf nicht so verstanden werden, daß beide Aussagen äquivalent sind, sondern so, daß die erste Aussage wörtlich genommen falsch ist – es gibt nämlich keine möglichen Gegenstände –, und daß sie wahr nur in einer Lesart ist, in der damit nichts anderes behauptet wird als mit der zweiten Aussage. Diese Reduktionsmethode muß laut Fine allerdings erweitert werden, um der Tatsache gerecht zu werden, daß es wahre Sätze gibt, in denen – oberflächlich betrachtet – auf mögliche Gegenstände Bezug genommen wird und von diesen – oberflächlich betrachtet – gesagt wird, daß sie in der wirklichen Welt die-und-die Eigenschaft haben. Zentral sind zum Beispiel Sätze der Form „Es gibt ein mögliches  $F$ , das tatsächlich nicht existiert“. Damit wollen wir nicht sagen, daß es möglicherweise ein  $F$  gibt, das nicht existiert. Aussagen der Form „Es gibt ein mögliches  $F$ , das tatsächlich  $G$  ist“ werden von Fine folgendermaßen verstanden: „Die wirkliche Welt @ ist derart, daß es möglich ist, daß es ein  $F$  gibt, dessen  $G$ -sein damit kompatibel ist, daß @ wirklich ist“. Nehmen wir an, zwei der vier Anzüge, die man aus  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  herstellen könnte, sind wirkliche Anzüge. Dann müßte man Fine zufolge wahrheitsgemäß sagen können: „Es gibt einen Anzug, den man aus  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  herstellen kann, und der nicht wirklich existiert“. Denn mit diesem Satz sagen wir eigentlich das folgende: „Die wirkliche Welt @ ist derart, daß es möglich ist, daß es

---

<sup>288</sup> Vgl. Kapitel 18.

<sup>289</sup> Vgl. zum folgenden Fine (1985) und (2003).

einen aus  $J_1$  oder  $J_2$  und  $H_1$  oder  $H_2$  hergestellten Anzug gibt, dessen Nichtexistenz damit kompatibel ist, daß @ wirklich ist“.

Die Frage ist nun, wie man mit Fines Verfahren Aussagen der Form „Es gibt  $n$  mögliche  $F$ s“ versteht, wenn  $n$  größer als 1 ist. Wenn man sie als uneigentliche Varianten der entsprechenden Sätze der Form „Es ist möglich, daß es  $n$   $F$ s gibt“ verstehen würde, müßte man Satz (84) im Sinne von (84.a) verstehen, und das mit dem Satz Gesagte wäre falsch. Angemessener ist deswegen die folgende Interpretation (84<sub>F</sub>), in der ich der Kürze halber einen aus  $J_1$  oder  $J_2$  und  $H_1$  oder  $H_2$  hergestellten Anzug als *Williamson-Anzug* bezeichnen werde:

(84) Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte.

(84<sub>F</sub>) Es ist möglich, daß es einen Williamson-Anzug gibt und es möglich ist, daß es einen von dem ersten unterschiedenen Williamson-Anzug gibt und es möglich ist, daß es einen von diesem und dem ersten unterschiedenen Williamson-Anzug gibt und es möglich ist, daß es einen von diesem und den ersten beiden unterschiedenen Williamson-Anzug gibt.

(84<sub>F</sub>\*)  $\diamond\exists x_1(Fx_1 \wedge \diamond\exists x_2(Fx_2 \wedge \neg(x_2 = x_1) \wedge \diamond\exists x_3(Fx_3 \wedge \neg(x_3 = x_1) \wedge \neg(x_3 = x_2) \wedge \diamond\exists x_4(Fx_4 \wedge \neg(x_4 = x_1) \wedge \neg(x_4 = x_2) \wedge \neg(x_4 = x_3))))))$ <sup>290</sup>

Ich habe Zweifel daran, daß es Fine mit dieser Analyse tatsächlich gelingt, eine Lesart von Satz (84) zu etablieren, in der dieser Satz wahr ist, ohne daß es dazu mögliche Gegenstände in Williamsons Sinne geben muß. Betrachten wir noch einmal den Fall, in dem nur die Existenz eines Williamson-Anzuges behauptet wird. Satz (85) versteht Fine im Sinne von (85<sub>F</sub>) bzw. (85<sub>F</sub>\*):

(85) Es gibt einen Anzug, den man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte.

(85<sub>F</sub>) Es ist möglich, daß es einen Anzug gibt, der aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  gemacht ist.

(85<sub>F</sub>\*)  $\diamond\exists xFx$

Man darf Fine, wie gesagt, nicht so verstehen, als sei (85<sub>F</sub>) in dem Sinne eine Analyse von (85), daß mit diesen beiden Sätzen zwei verschiedene Propositionen ausgedrückt

<sup>290</sup> Fine hat mir diese Interpretation in einem Gespräch selbst vorgeschlagen. Da es nicht möglich ist, daß mehr als zwei Williamson-Anzüge existieren, setzt diese Interpretation voraus, daß es möglicherweise auch dann nicht der Fall ist, daß zwei bestimmte Dinge identisch sind, wenn eines oder beide dieser Dinge nicht existieren. Im Rahmen einer Semantik wie derjenigen der negativen freien Logik ist das, wie oben erläutert, möglich (vgl. Kapitel 7).



werden, die aber notwendigerweise unter denselben Bedingungen wahr sind, daß es also den in (85) erwähnten Anzug gibt, weil es – wie (85<sub>F</sub>) besagt – möglich ist, daß es einen so-und-so beschaffenen Anzug gibt. Dann nämlich würde aus der Wahrheit von (84<sub>F</sub>) auch folgen, daß es vier Anzüge gibt, die man aus  $J_1$  oder  $J_2$  und  $H_1$  oder  $H_2$  machen könnte, und da höchstens zwei dieser Anzüge konkret sein können, wäre Fine wie Williamson auf die Existenz von zwei nicht-konkreten möglichen Anzügen festgelegt. Vielmehr muß man Fine so verstehen, daß (85) nur dann wahr ist, wenn damit *eigentlich nichts anderes* gesagt wird als mit (85<sub>F</sub>). (85) zu äußern ist eine in philosophischen Kontexten zu Mißverständnissen Anlaß gebende, in nicht-philosophischen Kontexten aber harmlose Weise, das mit (85<sub>F</sub>) Gesagte zu bekunden. Es ist nun nicht leicht zu sehen, was diese Beschreibung von einer unterscheidet, derzufolge Satz (85) schlicht falsch, und nur Satz (85<sub>F</sub>) wahr ist, man aber in alltäglichen Kontexten in diesem Fall nachsichtig ist, wenn jemand etwas Falsches sagt. Diese Beschreibung zu geben, hieße aber einfach das Phänomen zu bestreiten, das es laut Williamson zu erklären gibt, wie es nämlich sein kann, daß ein Satz wie (84) in einer Lesart wahr ist. Die einzige Möglichkeit, die Fine hat, seine „wahr-aber-mißverständlich“-Interpretation von Satz (85) aufrechtzuerhalten, scheint mir die Annahme zu sein, daß normale Sprecher des Deutschen die Disposition haben, Satz (85<sub>F</sub>) jederzeit als Paraphrase dessen anzuerkennen, was sie durch eine Äußerung von (85) sagen wollten. Wenn das so wäre, könnte man tatsächlich sagen, daß (85) nichts anderes besagt als (85<sub>F</sub>) und ebenso wahr ist. Wie plausibel auch immer diese Annahme bezüglich der Sätze (85) und (85<sub>F</sub>) sein mag, das Verhältnis der Sätze (84) und (84<sub>F</sub>) beschreibt sie nicht richtig. Nicht nur wäre es absurd, dem normalen Sprecher irgendwelche Dispositionen hinsichtlich des Satzungetüms (84<sub>F</sub>) zu unterstellen, es sind mit der Äußerung von (84) auch Dispositionen verbunden, die ausschließen, daß das mit diesem Satz Gesagte lediglich dasjenige ist, was man auch mit (84<sub>F</sub>) zum Ausdruck bringen könnte. Diese Dispositionen gehen einher mit einem Verständnis von Aussagen darüber, daß es so-und-so viele Dinge der-und-der Art gibt und einem Verständnis der Begriffe der Anzahl und der Menge. Ein kompetenter Sprecher des Deutschen muß, so scheint mir, wenn er eine Instanz des folgenden Satzschemas (a) akzeptiert, immer auch die entsprechenden Instanzen der Satzschemas (b) und (c) akzeptieren:

- (a) Es gibt  $n$   $F$ s.
- (b) Die Anzahl der  $F$ s ist gleich  $n$ .
- (c) Die Menge der  $F$ s enthält  $n$  Elemente.

Auf unseren Fall angewandt hieße das, daß kompetente Sprecher, die Satz (84) zustimmen, auch die Sätze (84\*) und (84\*\*) akzeptieren, und die Bedeutung dieser Sätze es also ausschließt, daß diese Sätze unterschiedliche Wahrheitswerte annehmen:

- (84) Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte.
- (84\*) Die Anzahl der Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte, ist vier.
- (84\*\*) Die Menge der Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte, enthält vier Elemente.

Ein Satz wie (84\*\*) läßt sich aber nicht auf die von Fine vorgeschlagene Weise ‚entschärfen‘. Mit der Äußerung von (84\*\*) wird auf eine Menge Bezug genommen, und von dieser Menge wird gesagt, daß sie vier Elemente enthält, die alle die Eigenschaft haben, aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  hergestellt werden zu können. Da Mengen nur in solchen möglichen Welten existieren, in denen auch ihre Elemente existieren, in keiner möglichen Welt aber mehr als zwei Williamson-Anzüge existieren, stehen wir nach wie vor vor der Frage, wie wir Williamsons Annahme vermeiden sollen, daß zwei der vier Elemente der in (84\*\*) genannten Menge bloß mögliche<sub>attributiv</sub> Anzüge sind.

Sehen wir uns die zweite Strategie an, diese Annahmen zu vermeiden.<sup>291</sup> Dieser Strategie zufolge ist Williamsons Analyse (84.b) von Satz (84) korrekt, das heißt es gibt vier Gegenstände, die die modale Eigenschaft haben, ein Anzug sein zu können, der aus  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  hergestellt worden ist. Anders als Williamson annimmt, handelt es sich bei diesen vier Gegenständen aber nicht um bloß möglicherweise konkrete Gegenstände, sondern um Dinge, die tatsächlich eine bestimmte Stelle im Raum einnehmen, und zwar um vier verschiedene mereologische Summen, deren Teile  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  sind. Ich bezeichne im folgenden die mereologische Summe aus zwei Gegenständen  $a$  und  $b$  durch den Ausdruck „ $a+b$ “. Die vier Dinge, die Anzüge aus  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  sein könnten, sind dann:  $J_1+H_1$ ,  $J_1+H_2$ ,  $J_2+H_1$  und  $J_2+H_2$ . Nehmen wir an,  $J_1$  und  $H_1$  bilden tatsächlich einen Anzug, einen Anzug der in Hans’ Schrank hängt, und  $J_2$  und  $H_2$  einen Anzug, der in Franz’ Schrank hängt. Die mereologischen Summen  $J_1+H_1$  und  $J_2+H_2$  haben die Eigenschaft, tatsächlich Anzüge zu sein, die zur oben definierten Extension des Prädikats „ $F$ “ gehören. Die mereologischen Summen  $J_1+H_2$  und  $J_2+H_1$  haben dagegen lediglich die Eigenschaft, möglicherweise Anzüge zu sein, die aus  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  gemacht sind. Zwar befindet sich keine dieser beiden Summen zur Gänze in einem der beiden Kleiderschränke, doch nehmen sie eine bestimmte Stelle im Raum ein – beide befinden sich zum Teil in Hans’ und zum Teil

<sup>291</sup> Sie wurde mir in einem Gespräch nach einem Vortrag, den ich zu dem Thema gehalten habe, von Philipp Keller vorgeschlagen.

in Franz' Kleiderschrank, das heißt ein Teil von ihnen hängt in diesem, der andere in jenem Schrank. Da Williamsons Argument wesentlich von Beispielen für mögliche<sub>attributiv</sub> so-und-so's abhängt, die durch Kombination von konkreten Teilen zu möglichen Ganzheiten aus diesen Teilen entstehen, kann man alle relevanten Fälle auf die genannte Weise lösen. Die vier katholischen Ehepaare, die sich aus Hans, Franz, Lisa und Lotte bilden könnten, könnte man mit den vier mereologischen Summen Hans+Lisa, Franz+Lotte, Hans+Lotte und Franz+Lisa identifizieren, die allesamt die Eigenschaft haben, ein katholisches Ehepaar sein zu können. Für diese Identifikation spräche nicht zuletzt, daß man zur Beantwortung der Frage „Welches sind denn die vier Dinge, die katholische Ehepaare sein könnten?“ durchaus auf Dinge zeigen könnte. Man könnte zuerst auf Hans und Lisa zeigen und sagen „Die zwei könnten ein katholisches Ehepaar sein“, dann auf Franz und Lotte und dasselbe sagen, dann auf Hans und Lotte und zuletzt auf Franz und Lisa.

Trotzdem verfehlt auch diese Interpretation von Satz (84) meines Erachtens das, was wir eigentlich durch eine Äußerung dieses Satzes sagen wollen. Wäre sie korrekt, müßten wir alle Eigenschaften, die man den von der Interpretation ins Spiel gebrachten mereologischen Summen zuschreiben kann, auch denjenigen Entitäten zuschreiben können, von denen wir sprechen, wenn wir sagen, es gäbe vier Anzüge bzw. vier Ehepaare der-und-der Art. Dies ist aber nicht der Fall. Nehmen wir an, die zwei Hosen und die zwei Jacken befinden sich allesamt in Hans' Kleiderschrank. Dann gilt eben dies auch für alle mereologischen Summen aus diesen Kleidungsstücken:  $J_1+H_1$ ,  $J_1+H_2$ ,  $J_2+H_1$  und  $J_2+H_2$  befinden sich allesamt in Hans' Kleiderschrank. Ähnliches trifft auch für die mereologischen Summen aus unseren vier Katholiken zu. Wenn sich Hans, Franz, Lisa und Lotte alle in Hans' Schlafzimmer befinden, dann befinden sich auch die mereologischen Summen Hans+Lisa, Franz+Lotte, Hans+Lotte und Franz+Lisa in Hans' Schlafzimmer. Wäre die genannte Interpretation korrekt, dann müßten deswegen die folgenden beiden Sätze wahr sein – was sie nicht sind:

- (86) Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte, und alle vier befinden sich in Hans' Kleiderschrank.
- (87) Es gibt vier katholische Ehepaare, die Hans, Franz, Lisa und Lotte bilden könnten, und alle vier befinden sich in Hans' Schlafzimmer.

In Hans' Kleiderschrank befinden sich, wenn überhaupt, nur zwei der Anzüge, und bevor zwei der vier Katholiken geheiratet haben, befinden sich gar keine katholischen Ehepaare in Hans' Schlafzimmer. Das Problem betrifft jede Lösung, die beinhaltet, daß jemand, der sagt, daß es vier Anzüge gibt, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte, eigentlich sagt, daß es vier Dinge gibt, die möglicherweise solche Anzüge sind, das heißt jede Lösung, die Williamsons Para-

phrase (84.b) akzeptiert. Von Dingen zu reden, die möglicherweise Anzüge der-und-der Art sind, ist etwas anderes als von Anzügen zu reden, die möglicherweise von der-und-der Art sind.

Ich gestehe allerdings zu, daß die Intuitionen zu den Wahrheitswerten von (86) und (87) nicht mehr ganz so stabil sind, wenn man diese Sätze leicht modifiziert und – wie Williamson selbst – von *möglichen* Anzügen und *möglichen* Ehepaaren spricht:

(86\*) Es gibt vier mögliche Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte, und alle vier befinden sich in Hans' Kleiderschrank.

(87\*) Es gibt vier mögliche katholische Ehepaare, die Hans, Franz, Lisa und Lotte bilden könnten, und alle vier befinden sich in Hans' Schlafzimmer.

Wenn diese beiden Sätze wahr sind – und ich bin mir, wie gesagt, nicht sicher, daß sie das nicht sind – dann scheint mir die Strategie mit den mereologischen Summen am geeignetsten, dies zu erklären. Dann bleibt aber immer noch das Problem, wie man die Falschheit von (86) und (87) erklärt, und die Tatsache, daß auch Satz (84) in der Version ohne den Zusatz „möglich“ und der entsprechende Satz „Es gibt vier katholische Ehepaare, die Hans, Franz, Lisa und Lotte bilden könnten“ wahr sind. Meiner Meinung nach sind diese Sätze wörtlich verstanden wahr, und dies zu bestreiten, schiene mir durch nichts anderes motiviert zu sein als das Fehlen einer philosophischen Erklärung dessen. Ich denke allerdings, daß es eine solche philosophische Erklärung gibt, und daß sich diese sehr gut in eine allgemeine Theorie unserer Rede über Dinge, die nicht existieren, fügt. Ich werde diese Erklärung am Ende des zweiten Teils dieser Arbeit entwickeln.<sup>292</sup>

Bevor ich zu diesem zweiten Teil komme, möchte ich noch kurz etwas dazu sagen, weshalb sich das Problem des Zählens von Dingen, die bloß möglicherweise aber nicht wirklich existieren, nicht einfach auf dieselbe Weise lösen läßt wie oben das Problem des Zählens von Dingen, die früher einmal existierten, aber dies nun nicht mehr tun.<sup>293</sup> Letzteres Problem konnte man durch die Annahme lösen, daß es einen Begriff von Eigenschaften gibt, die Gegenstände nicht zu einer bestimmten Zeit, sondern ohne zeitliche Bestimmung haben. Einige dieser Eigenschaften sind Eigenschaften der Art, zu der-und-der (bzw. irgendeiner) Zeit so-und-so zu sein. Das bietet

---

<sup>292</sup> Vgl. Kapitel 18.

<sup>293</sup> Die Annahme, daß modallogische und zeitlogische Phänomene auf analoge Weise zu interpretieren sind, erfreut sich bei Philosophen großer Beliebtheit, und liegt, wie gezeigt, sowohl Williamsons als auch Fines Ausführungen zu Grunde.

die Möglichkeit, Aussagen der Form „*a* hat zu der-und-der Zeit die Eigenschaft, so-und-so zu sein“ durch Aussagen der Form „*a* hat (zeitlos) die Eigenschaft, zu der-und-der Zeit so-und-so zu sein“ zu ersetzen, wenn sich dadurch philosophische Probleme vermeiden lassen. Man kann zum Beispiel garantieren, daß es eine bestimmte Zahl von Dingen gibt, die (zeitlos) die Eigenschaft haben, zu irgendeiner Zeit einmal römischer Kaiser gewesen zu sein, ohne daß es dazu zu irgendeiner Zeit einmal diese Zahl von Dingen gegeben haben müßte, die zu dieser Zeit römischer Kaiser waren. Um dieses Verfahren für das Zählen möglicher Gegenstände anwendbar zu machen, müßte man dementsprechend annehmen, daß es einen Begriff von Eigenschaften gibt, die Gegenstände exemplifizieren, ohne sie tatsächlich, möglicherweise oder notwendigerweise zu exemplifizieren. Diese Bestimmungen müßten statt dessen in die Charakterisierungen der Eigenschaften selbst eingehen. Statt zu sagen, daß Erwin Teufel tatsächlich, bzw. möglicher- oder notwendigerweise die Eigenschaft hat, deutscher Bundeskanzler zu sein, würde man sagen, daß Erwin Teufel die Eigenschaft hat, tatsächlich, bzw. möglicher- oder notwendigerweise Bundeskanzler zu sein. Damit die Analogie zu den zeitlichen bzw. zeitlosen Aussagen aufgeht, dürfte man nun allerdings nicht mehr sagen, daß Erwin Teufel diese Eigenschaften tatsächlich hat. Diese Aussage wird vielleicht etwas plastischer, wenn man sie im Idiom der Rede von möglichen Welten formuliert. Statt zu sagen, daß Erwin Teufel in der wirklichen Welt oder irgendeiner möglichen Welt die Eigenschaft hat, Bundeskanzler zu sein, sagt man, daß er die Eigenschaft hat, in der wirklichen Welt bzw. in irgendeiner möglichen Welt Bundeskanzler zu sein, und diese Eigenschaft selbst hat er nicht in der wirklichen Welt – er hat sie ‚weltlos‘, um hier die Redeweise von Fine aufzunehmen, an die der Vorschlag zweifellos erinnert. Das Problem mit den vier möglichen Anzügen würde man dann auf eine Weise lösen, die an Williamsons Lösung erinnert. Man würde sagen, daß es vier Gegenstände gibt, die jeder die Eigenschaft haben, möglicherweise (in irgendeiner möglichen Welt) ein Williamson-Anzug zu sein. Die Lösung würde sich allerdings von der von Williamson dadurch unterscheiden, daß es nun sinnlos wäre, davon zu sprechen, daß diese vier Gegenstände alle *tatsächlich*, das heißt in der wirklichen Welt existieren – ganz so wie es sinnlos war, davon zu reden, daß Trajan *jetzt gerade* die Eigenschaft hat, zu irgendeinem Zeitpunkt römischer Kaiser zu sein. Ich halte die dieser Lösung zugrunde liegende Analogisierung zwischen Zeitlichkeit und Modalität für unzulässig, und zwar aus den folgenden Gründen: Erstens scheint es mir wesentlich schwieriger, der Aussage einen Sinn abzugewinnen, daß ein bestimmter Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft zwar hat, aber man nicht sagen sollte, daß er sie tatsächlich hat, als der Aussage, daß ein bestimmter Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft zwar hat, aber man nicht sagen sollte, daß er sie jetzt gerade hat. Unsere Rede über Zahlen in der Mathematik ist ein Beispiel zeitloser Eigenschaftszuschreibung, aber – wie ich oben gesagt habe – selbst über Zahlen spre-

chen wir von Haus aus in modalem Idiom. Wir sagen zum Beispiel von bestimmten Zahlen, daß sie durch bestimmte andere Zahlen *teilbar* oder nicht *teilbar* sind, oder daß ein bestimmte Zahl *de facto* die Zahl meiner Bücher ist, aber dies nicht sein müßte.

Zweitens stehen wir zu konkreten Gegenständen, die einmal existiert haben aber dies nicht mehr tun, in einem anderen epistemischen, semantischen und praktischen Verhältnis als zu Dingen, die es geben könnte, aber tatsächlich nicht gibt. Jeder von uns hatte schon einmal Kontakt mit Dingen, die in der Gegenwart nicht mehr existieren. Wer das bestreitet, kann diese Erfahrung leicht machen. Man nehme ein Radieschen. Man gebe ihm einen Namen – ich nenne meines Klaus. Man esse das Radieschen. Hat man hinreichend gekaut, existiert das Radieschen nicht mehr. Klaus ist ein Radieschen, das bis vor kurzem noch da war, jetzt aber weg ist. Und es ist ganz natürlich zu sagen, daß es ein Radieschen gibt, das bis vor kurzem noch existiert hat. Klaus ist ein solches Radieschen. Im Gegensatz dazu hat niemand von uns je direkten Kontakt mit einem Gegenstand gehabt, der nur möglicherweise existiert. Der Verteidiger des Vorschlags wird an dieser Stelle wahrscheinlich folgendes einwenden: „Natürlich hat niemand tatsächlich Kontakt mit einem Gegenstand, der nur möglicherweise existiert, aber er hat *möglicherweise* Kontakt zu diesem Gegenstand. Genauso hat niemand im Moment direkten Kontakt zu einem Gegenstand, der nicht mehr existiert, aber er hat diesen Kontakt *einmal gehabt*.“ Ob dieser Einwand schlüssig ist, hängt davon ab, was man unter direktem Kontakt mit einem Gegenstand versteht. Wenn man meint, daß zwei Gegenstände nur solange in direktem Kontakt miteinander stehen, wie sie beide existieren, ist der Einwand berechtigt. Ich möchte „direkten Kontakt“ hier aber so verstehen, daß darunter jede Form des kausalen Verhältnisses fällt. Klaus hat in meinem Mund Radieschengeschmack hinterlassen. Es besteht also ein kausales Verhältnis zwischen einer Episode seiner Existenz (seinem Verspeistwerden) und einem Zustand meiner selbst, der zu einer Zeit existiert, zu der Klaus nicht mehr existiert. Ebenso besteht ein kausales Verhältnis zwischen Vorkommen des Namens „Klaus“, die ich jetzt dazu verwende, um über Klaus zu reden, und Klaus' Taufe durch mich. Es gibt aber keinerlei kausales Verhältnis zwischen mir und einem Gegenstand, den es nicht wirklich, sondern nur möglicherweise gibt.

Drittens, und das ist eine Erweiterung des letzten Punktes, habe ich oben ein Argument dafür geliefert, daß Gegenstände bestimmte Eigenschaften haben müssen, ohne sie zu einer bestimmten Zeit zu haben. Das Argument basierte darauf, daß es Beziehungen zwischen Gegenständen gibt, für die es keinen Zeitpunkt gibt, zu dem sie alle existieren. Am grundlegendsten sind hier die zeitlichen Beziehungen des früher oder später Stattfindens bzw. Seins, die zwischen den Ereignissen oder Zeitpunkten selbst bestehen. Ein ähnliches Argument läßt sich aber nicht für Gegenstände formulieren,

die tatsächlich, und solche, die bloß möglicherweise existieren. Es gibt zwischen diesen keine Relationen, deren Bestehen wir nicht bestreiten können, und von denen wir deswegen annehmen müßten, daß die Gegenstände in ihnen stehen, ohne daß es tatsächlich oder möglicherweise der Fall ist, daß sie in ihnen stehen.

Man könnte an der letzten Behauptung Zweifel anmelden und darauf verweisen, daß man doch zum Beispiel wahrheitsgemäß sagen könnte, daß das katholische Ehepaar, das sich aus Hans und Lisa hätte bilden können, glücklicher wäre als das katholische Ehepaar, das sich aus Hans und Lotte tatsächlich gebildet hat. Heißt das nicht, daß es eine Beziehung zwischen diesen beiden Paaren gibt, obwohl nur eines von ihnen tatsächlich ein katholisches Ehepaar ist? Zu dieser Annahme sind wir nicht gezwungen, denn es gibt eine andere Art, diesen Satz zu verstehen. Sie drängt sich auf, wenn man sieht, daß man den genannten Sachverhalt korrekterweise nicht durch Satz (88.a), sondern durch Satz (88.b) beschreibt:

(88.a) Das Ehepaar, das sich aus Hans und Lisa bilden könnte, wäre glücklicher als das Ehepaar, das sich aus Hans und Lotte gebildet hat.

(88.b) Das Ehepaar, das sich aus Hans und Lisa bilden könnte, wäre glücklicher als es das Ehepaar, das sich aus Hans und Lotte gebildet hat, tatsächlich ist.

Die Formulierung (88.b) macht deutlich, daß es hier gar nicht um eine Beziehung geht, die zwischen den beiden Ehepaaren selbst besteht. Der Satz ist strukturell den beiden folgenden Sätzen ähnlich:

(89) Das Bett ist breiter als der Schrank hoch ist.

(90) Hans hat in einer Minute so viele Radieschen gegessen, wie sein Hund in einer Stunde essen könnte.

Diese Sätze unterscheiden sich von Sätzen wie „Das Bett ist breiter als der Schrank“ oder „Hans ißt genauso viele Radieschen wie sein Hund“. Die Beziehungen, um die es in ihnen geht, sind höherstufige Beziehungen und nur indirekt solche zwischen dem Bett und dem Schrank und zwischen Hans und seinem Hund. In Satz (89) geht es um eine Beziehung zwischen *der Breite* des Bettes und *der Höhe* des Schrankes, das heißt es wird behauptet, daß erstere größer als letztere ist. In (90) geht es um die Beziehung von zwei Anzahlen: der Anzahl der Radieschen, die Hans in einer Minute gegessen hat, und die Anzahl von Radieschen, die Hans' Hund in einer Stunde essen könnte. Man könnte die beiden Sätze also folgendermaßen reformulieren:

(89\*) Der Abstand zwischen den beiden Seiten des Bettes ist größer als der Abstand zwischen Ober- und Unterseite des Schrankes.

(90\*) Die Anzahl der Radieschen, die Hans in einer Minute gegessen hat, ist gleich der Anzahl der Radieschen, die Hans' Hund in einer Stunde essen könnte.

Die Reformulierung (90\*) macht deutlich, daß Satz (90) wahr sein kann, ohne daß Hans' Hund dazu ein einziges Radieschen gegessen haben muß. Es reicht aus, daß er Radieschen essen könnte und daß die Anzahl der Radieschen, die er in einer Stunde essen könnte, genauso groß ist wie die der Radieschen, die Hans tatsächlich in einer Minute gegessen hat. Die erste Anzahl – nehmen wir an, es sei die Zahl 5 – existiert auch dann, wenn Hans' Hund niemals Radieschen ißt, wiewohl sie dann nicht die Anzahl der von ihm in einer Stunde gegessenen Radieschen ist. Sie kann in Relationen zu anderen Anzahlen stehen, und wenn die Anzahl der von Hans verzehrten Radieschen ebenfalls die Zahl 5 ist, dann ist Satz (90) wahr.

In Analogie zu dem eben genannten Fall erfordert auch die Wahrheit von Satz (88.b) nicht, daß eine Beziehung zwischen einem wirklichen und einem möglichen Ehepaar besteht. Diesen Satz kann man *salva veritate* so umformulieren, daß deutlich wird, daß es in ihm um eine höherstufige Beziehung geht, nämlich um die zwischen zweierlei Graden von Glücklichssein:

(88.b) Das Ehepaar, das sich aus Hans und Lisa bilden könnte, wäre glücklicher als es das Ehepaar, das sich aus Hans und Lotte gebildet hat, tatsächlich ist.

(88.b\*) Der Grad des Glücklichsseins, das – wenn sich ein Ehepaar aus Hans und Lisa bilden würde – dieses Ehepaar exemplifizieren würde, ist größer als der Grad des Glücklichsseins, das das Ehepaar, das sich aus Hans und Lotte gebildet hat, tatsächlich exemplifiziert.

In diesen Sätzen geht es um eine Beziehung zwischen zwei abstrakten Gegenständen – Graden von Glücklichssein –, die beide tatsächlich existieren, nur daß eben einer dieser beiden Grade anhand einer Eigenschaft charakterisiert wird, die er in bestimmten kontrafaktischen Situationen hätte.

Wir sind also nicht zu der Annahme gezwungen, daß es Beziehungen zwischen wirklichen und bloß möglichen Gegenständen gibt, wohl aber – wie oben dargestellt –, daß es Beziehungen zwischen Gegenständen gibt, die einmal existiert haben und dies nicht mehr tun, und solchen, die gegenwärtig existieren. Die oben genannten Aussagen über kausale oder zeitliche Beziehungen zwischen Ereignissen oder über die Beziehung des Urgroßvaterseins lassen sich sicher nicht in analoger Weise auf Aussagen über höherstufige Beziehungen zurückführen. Für mich ist das Grund genug für die Annahme, daß sich Aussagen über die Anzahl von Dingen, die bloß möglicherweise aber nicht wirklich existieren, nicht einfach auf dieselbe Weise analysieren lassen wie Aussagen über die Anzahl von Dingen, die früher einmal, aber nun nicht



mehr existieren. Erstere warten deswegen meiner Ansicht nach – jedenfalls bis zum zweiten Teil dieser Arbeit – immer noch auf eine Analyse, die eine befriedigende Alternative zu Williamsons Lösung darstellt.

### *13. Was tun?*

Die Positionen, die ich in diesem ersten Teil meiner Arbeit dargestellt und kritisiert habe, sollten alle dazu dienen, eine philosophische Erklärung unserer Rede davon zu geben, daß es bestimmte Dinge gibt, andere hingegen nicht. Wenn meine Ausführungen zutreffend waren, kann keine dieser Positionen vollends überzeugen. Ich fasse noch einmal zusammen:

Meinongianische Positionen haben den Vorteil, daß man ihnen zufolge eine große Menge von Aussagen darüber, daß bestimmte Dinge nicht existieren, für bare Münze nehmen, das heißt bei ihrer logischen Analyse ihrer Oberflächenstruktur folgen kann. Sie haben aber den Nachteil, daß die Konzeption nicht-existierender Gegenstände, die der Erklärung der Wahrheit solcher Aussagen zugrunde liegt, auch nicht annähernd so viel Plausibilität für sich beanspruchen kann, wie die Annahme, daß die zu analysierenden Aussagen wortwörtlich wahr sind. Die von Frege, Russell und Quine vertretene Position hat ihre Stärken in der Entdeckung der logischen Struktur quantifizierter Sätze und der Annahme, daß die Eigenschaft, die durch die Ausdrücke „es gibt“ bzw. „existieren“ in ihrer Verbindung mit generellen Termen ausgedrückt wird, keine Eigenschaft von Gegenständen, sondern eine Eigenschaft zweiter Stufe ist. Sie hat aber – jedenfalls in der bislang entwickelten Form – Schwierigkeiten mit der Analyse singulärer Existenzsätze. Die Strategie, auch Sätze der Form „a existiert (nicht)“ als logisch generelle Existenzsätze zu behandeln, scheint letztlich daran zu scheitern, daß es auch wahre Sätze gibt, die aus solchen Sätzen dadurch entstehen, daß man in die Position von „a“ quantifiziert. Konzeptionen, die mit einer freien Logik arbeiten, scheinen erst einmal die Nachteile der beiden Vorgängerpositionen zu vermeiden, indem der Ausdruck „existiert“ in ihnen wie ein Prädikat behandelt wird, und man deswegen in die Position von „a“ in Sätzen der Form „a existiert (nicht)“ quantifizieren kann, andererseits aber auf die Annahme nicht-existierender Gegenstände verzichtet und Existenz als eine Eigenschaft von allem behandelt wird. Auch diese Position hat schwerwiegende Nachteile. Einerseits wird eine freie Logik nicht der Tatsache gerecht, daß es im Falle natürlichsprachlicher Sätze Präsuppositionen dafür gibt, daß diese Sätze einen Wahrheitswert haben, genauer, daß die allermeisten Sätze, in denen singuläre Terme vorkommen, nur dann wahr oder falsch sind, wenn die singulären Terme etwas bezeichnen. Wahre negative singuläre Existenzsätze sind – manchmal zumindest – eine Ausnahme von diesem Prinzip; die freie Logik übersieht,

daß sie das sind, und daß sie es nur manchmal sind. Andererseits bestehen Zweifel daran, daß es der freien Logik wirklich gelingt, Existenz auf plausible Weise als Eigenschaft aller Gegenstände zu behandeln. Erstens ist es nicht klar, daß das Existenzprädikat der freien Logik überhaupt eine Eigenschaft ausdrückt, und zweitens ist die These, daß Existenz eine notwendigerweise nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, letztlich nicht mit der Annahme verträglich, daß diese Eigenschaft einigen Gegenständen nur kontingenterweise zukommt. Diese Einsicht führt schließlich zu Positionen, in denen diese letzte Annahme aufgegeben und durch die Behauptung ersetzt wird, daß alle Gegenstände in einem gewissen Sinne notwendigerweise existieren. Mit der Unterscheidung zwischen einem Sinn von Existenz, in dem Existenz eine nicht-diskriminierende und notwendige Eigenschaft von Gegenständen ist, und einem anderen, in dem Existenz eine diskriminierende und – im Falle bestimmter Gegenstände – kontingente Eigenschaft von Gegenständen ist, ist man am Ende des Durchgangs durch mögliche Positionen zum Thema „Dinge, die es nicht gibt“ fast wieder an dessen Anfang angelangt, das heißt bei einer Position, die derjenigen Meinongs in einigen entscheidenden Punkten sehr ähnlich ist. Zwar vermeidet die letzte Position einige Schwierigkeiten der ersten und wird zudem von ihren Verfechtern durch einige neue Argumente gestützt; die Vorbehalte ihr gegenüber sind aber letztlich genauso schwer auszuräumen wie die gegenüber Meinongs ontologischer Konzeption. Trotz der Eleganz der philosophischen Theorie gelingt es einem nicht recht, sich zu der Überzeugung zu bringen, daß Menschen wie Erwin Teufel in irgendeinem Sinne notwendigerweise existieren.<sup>294</sup>

Als Konsequenz aus der Situation, die durch den Überblick im ersten Teil dieser Arbeit entstanden ist, werde ich in ihrem zweiten Teil eine eigene Konzeption vorstellen. Diese Konzeption wird in mindestens dreierlei Hinsicht eine Reaktion auf die im ersten Teil der Arbeit vorgestellten Positionen sein: Erstens soll sie sämtlichen Phänomenen und Problemen gerecht werden, die bei der Darstellung und Kritik dieser Positionen erörtert wurden. Zweitens soll sie sämtliche Schwierigkeiten vermeiden, die sich aus den bisherigen Positionen ergaben. Und drittens soll sie jeweils diejenigen Einsichten und Theoriebestandteile der bisherigen Positionen aufnehmen und weiterentwickeln, die für eine Analyse von Aussagen darüber, was es gibt und was nicht, hilfreich sind, jedenfalls soweit diese nicht in die zu vermeidenden Schwierigkeiten führen. Hegelianisierend könnte man sagen: Das Wahre einer jeden der bislang erörterten Positionen soll in der neuen Konzeption aufgehoben sein.

Ich werde meine Konzeption in insgesamt fünf Kapiteln vorstellen. In Kapitel 14 wird es darum gehen, drei verschiedene Eigenschaften voneinander zu unterscheiden, die man mit dem Wort „Existenz“ ausdrücken könnte, und zu zeigen, welche dieser

---

<sup>294</sup> Die Situation ist ähnlich wie im Falle von Lewis' Konzeption konkreter möglicher Welten.

Eigenschaften Eigenschaften von Gegenständen sind und welche nicht, welche diskriminierende Eigenschaften sind, und welche manchen Dingen kontingenterweise zukommen. Im Rahmen dieses Kapitels werden Sätze darüber, daß der-und-der Gegenstand nicht mehr existiert, analysiert, also Sätze wie (10) („Das alte Berliner Stadtschloß existiert nicht mehr“). In Kapitel 15 wird es um eine Erklärung der Tatsache gehen, daß bestimmte Dinge kontingenterweise existieren. Hier werden Aussagen darüber, daß der-und-der Gegenstand existiert aber auch nicht hätte existieren können, behandelt, also Sätze wie (41) („Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können“) analysiert. Ferner wird es auch um quantifizierte Sätze dieser Art gehen, also Sätze wie (42) („Alle Menschen existieren, hätten aber auch nicht existieren können“). In Kapitel 16 wird dargestellt, wie man negierte singuläre Existenzsätze analysieren sollte, damit diese Sätze jeweils die richtigen Wahrheitswerte haben bzw. gegebenenfalls wahrheitswertlos bleiben. Es wird also um Sätze wie (9) („Der Teufel existiert nicht“) und (69.a) („Irving Teufel existiert nicht“) gehen. In Kapitel 17 werde ich eine – ebenfalls nicht-meinongianische – Konzeption fiktionaler Gegenstände vorstellen, die unseren Intuitionen zu Sätzen wie (13) („E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur“) gerecht werden soll. In Kapitel 18 schließlich werde ich zeigen, wie es der Fall sein kann, daß es bestimmte Dinge nicht gibt, ohne daß es dazu Meinongianische nicht-existierende Gegenstände geben muß. Hier werde ich vor allem Schlüsse wie (e<sub>2</sub>) („Bösartige Männer und Frauen existieren, Teufel und Hexen hingegen nicht; also existieren manche Dinge (wie böartige Männer und Frauen), andere hingegen nicht (wie Teufel und Hexen)“) behandeln. Ich werde hier aber auch eine Lösung für Williamsons Beispielsatz (84) („Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts J<sub>1</sub> und J<sub>2</sub> und den Hosen H<sub>1</sub> und H<sub>2</sub> machen könnte“) anbieten, und Sätze analysieren, in denen es um intentionale Einstellungen geht, also Sätze wie (16) („Der Abt stellt sich das Paradies vor“).

## II. Dinge, die es gibt, und Dinge, die es nicht gibt

Die Konzeption, die ich im folgenden vorstellen werde, soll allen Phänomenen und Problemen gerecht werden, die im ersten Teil dieser Arbeit zur Sprache gekommen sind. Ich verbinde mit ihr den Anspruch, daß sie am genauesten das beschreibt, was wir eigentlich sagen, wenn wir im alltäglichen Diskurs darüber sprechen, daß es bestimmte Dinge gibt oder nicht, und dabei ohne größere Revisionen vorphilosophischer Überzeugungen auskommt. Was folgt ist also ein Stück deskriptiver Metaphysik.<sup>295</sup>

### *14. Drei Dinge, die man „Existenz“ nennen könnte*

Ich möchte im folgenden drei verschiedene Eigenschaften voneinander unterscheiden, die man – mit mehr oder weniger gutem Recht – Existenz nennen könnte.

(i) *Anwesenheit in der Welt.* Am Ende von Kapitel 6 hatte ich darauf hingewiesen, daß der Ausdruck „existieren“ im Deutschen manchmal so verwendet wird, daß er einen Oberbegriff zu Begriffen wie dem des Lebens, Bestehens oder Stattfindens ausdrückt. Der Begriff der Existenz verhält sich zu diesen Begriffen wie ein determinierbarer Begriff zu den ihm untergeordneten determinierten Begriffen, also so wie sich zum Beispiel der Begriff des Sich-Fortbewegens zu Begriffen wie denen des Laufens, Fahrens oder Rollens verhält. Laufen, Fahren und Rollen sind Weisen sich fortzubewegen. Ebenso kann man in einem Sinne von „existieren“ Leben, Bestehen und Stattfinden als Weisen zu existieren bezeichnen. So wie es nicht im Falle der Fortbewegung aller Gegenstände determinierte Begriffe dieses Sich-Fortbewegens gibt – nicht zum Beispiel bei Sternen oder Elektronen –, so gibt es nicht im Falle aller Gegenstände Ausdrücke, die ihre Existenzweise genauer spezifizieren. Hosen, Vulkane oder Haferflocken leben weder, noch finden sie statt oder bestehen, aber sie tun etwas ähnliches, was Menschen tun, solange sie leben, oder Fußballspiele, solange sie stattfinden. Man kann sagen: Sie existieren eine Zeit lang und dann nicht mehr. Da man „existieren“ auch anders verwenden kann, hatte ich oben den philosophischen Kunstausdruck des In-der-Welt-Anwesendseins eingeführt, wobei ich natürlich nicht sagen möchte, daß dieser Ausdruck in nicht-philosophischen Kontexten geeigneter ist, das auszudrücken, was man dort „existieren“ nennt. Ich führe ihn ein, um bestimmte

---

<sup>295</sup> Vgl. für diesen Begriff Strawson (1959).

Mehrdeutigkeiten offenzulegen. Mit dem Satz „Kommunen existierten in Deutschland nur eine begrenzte Zeit lang“ kann man meinen, daß alle Kommunen in Deutschland die Eigenschaft hatten, nur eine begrenzte Zeit lang in der Welt anwesend zu sein; oder man kann damit meinen, daß es nur für eine begrenzte Zeit in Deutschland Kommunen gab, und „existieren“ in dem Sinn verwenden, auf den ich gleich unter (iii) zu sprechen kommen werde.

So wie Leben und Bestehen Dinge sind, die in der Zeit stattfinden, soll auch Anwesenheit in der Welt etwas sein, das eine bestimmte Dauer hat. Was in der Welt anwesend ist, ist dort eine Zeit lang anwesend. Typischerweise fängt die Anwesenheit eines Gegenstandes irgendwann an (die Anwesenheit eines Fußballspiels mit dem Anpfiff zum Beispiel) und sie endet irgendwann (die Anwesenheit eines Menschen mit seinem Tod), dies soll aber keine begriffliche Wahrheit sein. Der Begriff der Anwesenheit in der Welt, so wie ich ihn verwende, soll es zulassen, daß es Gegenstände – wie zum Beispiel die kleinsten Teilchen der Materie – geben kann, die schon immer in der Welt anwesend waren, und dies auch immer sein werden.

(ii) *Die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein.* Jeder Gegenstand hat die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein. Also hat jeder Gegenstand die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein – nämlich mit sich selbst. Ferner gilt: Jeder Gegenstand hat notwendigerweise die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein (er hätte nicht von sich selbst verschieden sein können). Also hat jeder Gegenstand notwendigerweise die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein – nämlich mit sich selbst. So jedenfalls sehe ich die Dinge, und ich bin daher der Meinung, daß man die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, nicht „Existenz“ nennen sollte, und also auch nicht in der logischen Analyse durch den Ausdruck „ $\lambda x(\exists y(y = x))$ “ wiedergeben sollte. Existieren muß auf jeden Fall etwas sein, das einige Dinge kontingenterweise tun; mit sich selbst, und also mit etwas identisch ist jedes Ding aber notwendigerweise. Wie ich in Abschnitt C und D dieser Arbeit gezeigt habe, gibt es einige Autoren, die das anders sehen. Ich werde hier nicht noch einmal meine Kritik an ihren Positionen wiederholen, sondern es hier einfach bei der Ankündigung belassen, daß ich das, was diese Autoren „Existenz“ nennen, als die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, bezeichnen werde.

(iii) *Die Eigenschaft, daß es einen gibt.* Diese Formulierung klingt zweifellos etwas sonderbar. Gemeint ist damit die Eigenschaft, die in der logischen Analyse durch den Existenzquantor ausgedrückt wird, und die oben in Abschnitt B als Eigenschaft zweiter Stufe, bzw. Quantität beschrieben wurde. Es ist die Eigenschaft, die durch den Ausdruck „es gibt“ in Sätzen wie „Es gibt Brüder des Abtes, die selber Äbte sind“ oder „Es gibt Menschen, die Hunde besitzen“ ausgedrückt wird. Der Ausdruck

„die Eigenschaft, daß es einen gibt“ soll allgemein das ausdrücken, was man im besonderen durch Redeweisen wie „Menschen, die Hunde besitzen, haben die Eigenschaft, daß es sie gibt“ zum Ausdruck bringt. Solche und ähnliche Redeweisen sind meiner Ansicht nach zulässig, solange man sie nicht auf die naheliegende Weise dahingehend mißversteht, daß es in ihnen um eine Eigenschaft einzelner Gegenstände (Hundebesitzer) geht. Wie in Kapitel 4 erläutert, ist die Redeweise so zu verstehen wie in „Menschen, die Hunde besitzen, haben die Eigenschaft, zahlreich zu sein; Menschen, die Eichhörnchen besitzen, haben diese Eigenschaft nicht“. Ich werde unten in Kapitel 18 eine genauere Analyse solcher Arten von Aussagen geben. Hier mag es reichen, daß man die Eigenschaft von Hundebesitzern, daß es sie gibt, mit dem Exemplifiziertsein der Eigenschaft des Hundebesitzerseins identifizieren kann. Natürlich kann man das, was durch die unschöne Formulierung „die Eigenschaft, daß es einen gibt“ bezeichnet wird, auch durch das schöne Wort „Existenz“ bezeichnen, und ich führe die Formulierung nur dazu ein, um in mehrdeutigen Fällen wie dem am Ende von (i) genannten „Kommunen existierten in Deutschland nur eine begrenzte Zeit lang“ fragen zu können, ob es hier um die zeitlich begrenzte Anwesenheit bestimmter Kommunen in der Welt geht, oder darum, daß es Kommunen nur eine begrenzte Zeit lang in Deutschland gegeben hat.

Als Alternative zu den im ersten Teil dieser Arbeit erläuterten Thesen (M5), (F5), (Q5), (FL5) und (W5) ergibt sich aus dem bislang Gesagten die folgende These (R5):

- (R5) (i) Die Eigenschaft, in der Welt anwesend zu sein, ist eine Eigenschaft von Gegenständen. (Diese Eigenschaft kann man „Existenz“ nennen.)  
 (ii) Die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, ist eine Eigenschaft von Gegenständen. (Diese Eigenschaft sollte man nicht „Existenz“ nennen.)  
 (iii) Die Eigenschaft, daß es einen gibt, ist eine Eigenschaft zweiter Stufe, das heißt eine Eigenschaft von Eigenschaften. (Diese Eigenschaft kann man „Existenz“ nennen.)

Um eine Entsprechung für die Thesen (M6), (F6), (Q6), (FL6), (Fi6) und (W6) zu finden, werde ich im folgenden untersuchen, inwiefern die drei in (R5) genannten Eigenschaften diskriminierende Eigenschaften sind und inwiefern sie einigen Dingen kontingenterweise zukommen.

(zu i) Fangen wir mit Anwesenheit in der Welt an. Diese Eigenschaft könnte man auf jeden Fall insofern diskriminierend nennen, als – wie ich oben festgelegt habe – alles, was in der Welt anwesend ist, zu irgendeiner Zeit dort anwesend ist, es aber auch Dinge gibt, die keine zeitlichen Bestimmungen haben. Von Zahlen, Propositionen

oder Eigenschaften wäre es meines Erachtens falsch zu sagen, daß sie zu einer bestimmten oder auch zu allen Zeiten in der Welt anwesend sind. Interessanter ist die Frage, ob Anwesenheit in der Welt auch hinsichtlich von konkreten Gegenständen wie Menschen oder Fußballspielen eine diskriminierende Eigenschaft ist. Zu dieser Annahme könnte man durch die Überlegung kommen, daß nicht alle Menschen zum Beispiel im Moment in der Welt anwesend sind bzw. leben – Trajan etwa ist ja bereits seit hunderten von Jahren tot –, und nicht alle Ereignisse im Moment stattfinden – das Finale der letzten Fußball-Weltmeisterschaft ist schließlich längst vorbei. Also scheint es im Moment doch Menschen und Ereignisse zu geben, die in der Welt anwesend sind, und solche, die das nicht mehr sind. Ich halte diese Überlegung für falsch und möchte noch einmal an die Ergebnisse der Diskussion von Williamsons Konzeption vergangener Gegenstände erinnern. Ich hatte im Rahmen dieser Diskussion die Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Eigenschaftsbegriffen eingeführt, mit denen jeweils ein anderer Begriff des Habens einer Eigenschaft einhergeht. Eigenschaften<sub>a</sub> hatte ich Eigenschaften genannt, deren Exemplifikation in der Zeit stattfindet, das heißt die Gegenstände zu einer bestimmten Zeit zu haben beginnen und irgendwann aufhören zu haben.<sup>296</sup> Eigenschaften<sub>a</sub> sollten so etwas wie Akzidenzien einer Substanz sein. Eigenschaften<sub>b</sub> hingegen sollten solche Eigenschaften sein, bei denen das Verhältnis zu den Gegenständen, die sie exemplifizieren, kein zeitliches, sondern ein rein logisches Verhältnis ist. Eigenschaften<sub>b</sub> werden also von den Gegenständen, die sie haben, exemplifiziert, ohne zu einer bestimmten Zeit exemplifiziert zu werden. Ich hatte ferner dafür argumentiert, daß man den Begriff des zeitlosen Habens einer Eigenschaft<sub>b</sub> braucht, um zu erklären, wie Menschen, die zu verschiedenen Zeiten leben, oder Ereignisse, die zu verschiedenen Zeiten stattfinden, in Relationen zueinander stehen können.

In der Welt anwesend zu sein, ist eine Eigenschaft, die Gegenstände zu bestimmten Zeiten haben können, also eine Eigenschaft<sub>a</sub>. Wer aus der Tatsache, daß Erwin Teufel heute lebt, Trajan hingegen nicht, die Folgerung zieht, daß Anwesenheit in der Welt eine diskriminierende Eigenschaft ist – also eine, die einigen Dingen heute zukommt, einigen Dingen hingegen nicht – dem schwebt wohl folgendes Modell vor: Heute gibt es eine Menge von Gegenständen, die sowohl Trajan als auch Erwin Teufel enthält, und einige dieser Gegenstände haben die Eigenschaft, in der Welt anwesend zu sein, andere nicht. Dies ist das Modell, das sowohl Meinongianer als auch Williamson favorisieren. Ihm entspricht das folgende (und bereits oben erläuterte) Verständnis (82\*<sub>a</sub>) des Satzes (82\*), der sich aus Satz (82) ergibt, wenn man „leben“ durch „in der Welt anwesend sein“ ersetzt:

---

<sup>296</sup> Wieder soll hier nicht ausgeschlossen werden, daß es auch Gegenstände gibt, die bestimmte Eigenschaften<sub>a</sub> schon immer gehabt haben und immer haben werden.

(82\*) Trajan war im Jahre 100 in der Welt anwesend, ist heute (im Jahr 2005) aber nicht in der Welt anwesend.

(82\*<sub>a</sub>) Im Jahr 100 hatte Trajan die Eigenschaft<sub>a</sub>, in der Welt anwesend zu sein, heute (im Jahr 2005) hat er die Eigenschaft<sub>a</sub>, nicht in der Welt anwesend zu sein.

Dieser Lesart zufolge gehört Trajan heute zu den Gegenständen, die nicht in der Welt anwesend sind, und Anwesenheit in der Welt ist eine diskriminierende Eigenschaft.

Das Meinogianische/Williamsonsche Modell ist genausowenig konkurrenzlos, wie die Lesart (82<sub>a</sub>) von Satz (82). Der Begriff des zeitlosen Habens von Eigenschaften<sub>b</sub> und die Lesart (82\*<sub>b</sub>) erlauben es, die Annahme zu vermeiden, daß Trajan heute noch irgendwelche Eigenschaften hat:

(82\*<sub>b</sub>) Trajan hat (zeitlos) die Eigenschaft<sub>b</sub>, im Jahr 100 in der Welt anwesend zu sein, und die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute (im Jahr 2005) nicht in der Welt anwesend zu sein.

Wenn wir Satz (82\*) im Sinne von (82\*<sub>b</sub>) verstehen, können wir auf die Annahme verzichten, daß Trajan heute noch irgendwelche Eigenschaften hat, obwohl er heute nicht mehr lebt, das heißt heute nicht mehr in der Welt anwesend ist. Wir können also auf die Annahme verzichten, daß die Eigenschaft<sub>a</sub>, in der Welt anwesend zu sein, eine diskriminierende Eigenschaft ist. Auf dieselbe Weise können wir auch Satz (10) verstehen, den ich in Kapitel 1 als einen Beispielsatz zitiert hatte, der die Meinogianische Konzeption plausibel machen sollte. Diese Konzeption läßt sich vermeiden, wenn man (10) im Sinne von (10<sub>b</sub>) versteht:

(10) Das alte Berliner Stadtschloß existiert nicht mehr.

(10<sub>b</sub>) Das alte Berliner Stadtschloß hat (zeitlos) die Eigenschaft<sub>b</sub>, heute (im Jahr 2005) nicht mehr in der Welt anwesend zu sein.

Die b-Lesarten zwingen uns nicht zu der Annahme, daß Anwesenheit eine diskriminierende Eigenschaft ist. Allerdings ist sowohl in Satz (82\*<sub>b</sub>) als auch in Satz (10<sub>b</sub>) von einer diskriminierenden Eigenschaft die Rede, wenn dies auch nicht die Eigenschaft<sub>a</sub> ist, in der Welt anwesend zu sein. Ich hatte bereits in Kapitel 12 gesagt, daß es für alle Eigenschaften<sub>a</sub> Eigenschaften<sub>b</sub> gibt, die darin bestehen, zu einem bestimmten (oder irgendeinem, jedem usw...) Zeitpunkt die entsprechende Eigenschaft<sub>a</sub> zu haben. In diesem Sinne ist die Eigenschaft, im Jahr 100 in der Welt anwesend zu sein, eine Eigenschaft<sub>b</sub>, die Trajan (zeitlos) hat, und eine, die Erwin Teufel (zeitlos) nicht hat. Die Eigenschaft<sub>b</sub>, im Jahre 2005 in der Welt anwesend zu sein, hat dagegen Erwin Teufel, und Trajan nicht. Diese beiden Eigenschaften sind also diskriminierende



Eigenschaften. Wenn man davon ausgeht, daß es keinen Zeitpunkt  $t$  gibt, zu dem alle Dinge in der Welt anwesend sind, die irgendwann einmal in der Welt anwesend sind, kann man sogar sagen, daß jede Eigenschaft der Form ‚zu  $t$  in der Welt anwesend zu sein‘ eine diskriminierende Eigenschaft ist.<sup>297</sup> Die Eigenschaft<sub>b</sub>, zu irgendeiner Zeit in der Welt anwesend zu sein, ist dagegen zumindest hinsichtlich konkreter Gegenstände eine nicht-diskriminierende Eigenschaft. Wie oben schon gesagt, sind aber nicht alle Gegenstände überhaupt – also auch Gegenstände wie Zahlen oder Eigenschaften – zu irgendeinem Zeitpunkt in der Welt anwesend. Die Eigenschaft<sub>b</sub>, zu irgendeinem Zeitpunkt in der Welt anwesend zu sein, ist also hinsichtlich aller Gegenstände überhaupt eine diskriminierende Eigenschaft.

Ferner kann man sagen, daß eine Eigenschaft wie die, im Jahr 2005 in der Welt anwesend zu sein, einigen Gegenständen, die sie haben, kontingenterweise zukommt. Erwin Teufel hat diese Eigenschaft, aber er hätte sie nicht haben müssen, und zwar selbst dann nicht, wenn er irgendwann in ihr anwesend gewesen wäre; er hätte nämlich vor dem Jahr 2005 sterben oder nach dem Jahr 2005 geboren werden können. Dagegen kommt die Eigenschaft, zu irgendeiner Zeit in der Welt anwesend zu sein, den Gegenständen, denen sie überhaupt zukommt, – wenigstens in einem gewissen Sinne – notwendigerweise zu. Die Eigenschaft, irgendwann einmal in der Welt anwesend zu sein, ist die Eigenschaft, die man sonst auch als Konkretheit bezeichnet, und konkrete Gegenstände sind notwendigerweise konkret, das heißt sie hätten nicht abstrakt sein können, genausowenig wie Abstrakta wie Zahlen konkret hätten sein können. Der Sinn, in dem Erwin Teufel notwendigerweise konkret bzw. irgendwann einmal in der Welt anwesend ist, soll dabei einer sein, der nicht ausschließt, daß es mögliche Welten gibt, bezüglich deren Erwin Teufel diese Eigenschaft nicht hat – Welten nämlich, in denen Erwin Teufel gar nicht existiert. Damit diese Erläuterung sinnvoll ist, muß es natürlich einen Sinn geben, in dem man von Erwin Teufels Existenz sprechen kann, der nicht auf den der Anwesenheit in der Welt hinausläuft. Ich werde diesen Sinn im nächsten Kapitel erläutern.

Soviel zur Frage, inwiefern Anwesenheit in der Welt eine diskriminierende Eigenschaft ist, und inwiefern sie den Gegenständen, denen sie zukommt, kontingenter- oder notwendigerweise zukommt. Meine Antwort darauf kann man in der folgenden These (R6<sub>i</sub>) zusammenfassen:

---

<sup>297</sup> Dieses Prinzip ist freilich nur dann gültig, wenn man  $t$  selbst nicht beliebig lang werden läßt. Wenn  $t$  die Zeitspanne ist, in der überhaupt irgendetwas in der Welt anwesend ist, ist die Eigenschaft, zu  $t$  in der Welt anwesend zu sein, natürlich nicht-diskriminierend.

- (R6<sub>i</sub>) (a) Die Eigenschaft, zu irgendeinem Zeitpunkt in der Welt anwesend zu sein, (die Eigenschaft, konkret zu sein) ist eine diskriminierende Eigenschaft, die denjenigen Gegenständen, denen sie zukommt, (in einem bestimmten Sinne) notwendigerweise zukommt.
- (b) Für alle Zeiten  $t$  und alle Eigenschaften  $e$  gilt: Wenn  $e$  die Eigenschaft ist, zu  $t$  in der Welt anwesend zu sein, dann ist  $e$  eine diskriminierende Eigenschaft, die zumindest einigen Gegenständen, denen sie zukommt, kontingenterweise zukommt.

(zu ii) Wie oben bereits gesagt, bin ich der Meinung, daß die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, sowohl eine nicht-diskriminierende Eigenschaft ist, als auch eine Eigenschaft, die allen Dingen notwendigerweise zukommt. Das beinhaltet, daß die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, nicht „Existenz“ genannt werden sollte, jedenfalls dann nicht, wenn man anders als Williamson von einigen Dingen sagen will, daß sie kontingenterweise existieren. Daß alle Gegenstände notwendigerweise die Eigenschaft haben, mit etwas – nämlich mit sich selbst – identisch zu sein, soll nicht heißen, daß diese Eigenschaft allen Gegenständen bezüglich aller möglichen Welten zukommt. Es soll heißen, daß sie allen Gegenständen bezüglich aller Welten zukommen, in denen sie existieren. Das setzt wiederum eine Antwort auf die Frage voraus, was es für einen Gegenstand heißt, bezüglich einer möglichen Welt zu existieren, eine Frage, zu der ich im nächsten Kapitel kommen werde. Wie im Kapitel zu Fines Ausführungen zum Zusammenhang zwischen Existenz und Notwendigkeit gesehen, gibt es verschiedene Vorschläge, die Annahme, daß konkrete Gegenstände bestimmte Eigenschaften notwendigerweise haben, mit der Tatsache zu vereinbaren, daß sie nicht bezüglich aller möglichen Welten existieren. Ich werde im folgenden kurz skizzieren, welche logische Analyse von Sätzen wie

- (53) Erwin Teufel ist notwendigerweise mit sich selbst identisch.

ich selbst hier für die plausibelste halte, wobei ich mir hier nicht anmaßen will, eine ausgearbeitete Modallogik zu präsentieren und zu verteidigen. Es geht mir nur darum zu zeigen, welche Analyse von *de re* Modalitäten am ehesten in eine Richtung geht, die mit den sonstigen Ergebnissen dieser Arbeit am besten vereinbar ist. Wie aus meiner Kritik an der freien Logik deutlich geworden sein sollte, halte ich es für angebracht an dem von Meinong und Frege vertretenen Prinzip (M4) festzuhalten:

- (M4) Sätze, in denen eine logische Individuenkonstante  $\tau$  vorkommt, sind nur dann wahr oder falsch, wenn es einen Gegenstand gibt, der durch  $\tau$  bezeichnet wird.

Jedenfalls ist dieses Prinzip dann sinnvoll, wenn es einem darauf ankommt, Sätze der natürlichen Sprache möglichst angemessen zu analysieren, das heißt auf eine Weise, die den Sätzen der logischen Sprache, in die man die natürlichsprachlichen Sätze übersetzt, möglichst immer dieselben Wahrheitswerte zuzuweist, die die natürlichsprachlichen Sätze haben. Wie ich oben erläutert habe, stehen aber die allermeisten natürlichsprachlichen Sätze, in denen singuläre Terme vorkommen, unter der (semantischen) Präsupposition, daß die singulären Terme in ihnen etwas bezeichnen. Dies ist zum Beispiel dann so, wenn es sich bei den singulären Termen um gewöhnliche Eigennamen oder um (nicht als Variablen gebrauchte) Pronomen handelt. Auf modale Kontexte übertragen, kann man das durch (M4) zum Ausdruck gebrachte Prinzip dahingehend interpretieren, daß Sätze, die eine logische Individuenkonstante  $\tau$  enthalten, bzw. die durch sie ausgedrückten Propositionen, die den tatsächlich von  $\tau$  bezeichneten Gegenstand  $g$  betreffen, nur bezüglich solcher möglicher Welten wahr oder falsch sind, bezüglich deren  $\tau$  etwas bezeichnet, das heißt  $g$  existiert. Als Modallogik, die zuläßt, daß Sätze bzw. Propositionen bezüglich bestimmter möglicher Welten wahrheitswertlos bleiben, bietet sich die bereits in Kapitel 9 vorgestellte Modallogik von Arthur Prior an. Ich werde im folgenden wie Prior zwischen einer starken und einer schwachen Lesart der Modaloperatoren unterscheiden, die folgendermaßen charakterisiert sind:

$\Box_{\text{stark}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist bezüglich aller möglichen Welten wahr
$\Box_{\text{schwach}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist bezüglich keiner möglichen Welt falsch (das heißt bezüglich aller entweder wahr oder wahrheitswertlos)
$\Diamond_{\text{stark}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist bezüglich mindestens einer möglichen Welt wahr
$\Diamond_{\text{schwach}} p$	$\leftrightarrow$	[p] ist nicht bezüglich aller möglichen Welten falsch (das heißt bezüglich mindestens einer möglichen Welt entweder wahr oder wahrheitswertlos)

Um eine Prior'sche Modallogik plausibel zu machen, muß man etliche weitere Festlegungen treffen, die von gewöhnlichen Modallogiken abweichen.<sup>298</sup> Ich werde hier nicht weiter darauf eingehen, sondern möchte nur ein Axiom nennen, das mir für meine Annahme, daß die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, eine notwendige Eigenschaft von allem ist, besonders relevant erscheint. Ich halte es, wie bereits mehrfach gesagt, für sehr plausibel, daß daraus, daß Erwin Teufel notwendigerweise die Eigenschaft hat, mit sich selbst identisch zu sein, folgt, daß er notwendigerweise

---

<sup>298</sup> Vgl. dazu Menzel (1991).

die Eigenschaft hat, mit etwas identisch zu sein. Diese Überlegung kann man als Schluß von den zwei Prämissen (53) und (91) auf die Konklusion (92) darstellen:

(53) Erwin Teufel ist notwendigerweise mit sich selbst identisch.

(53<sub>P</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a)$

(91) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, dann ist er mit etwas identisch.

(91<sub>P</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a \rightarrow \exists x(x = a))$

(92) Erwin Teufel ist notwendigerweise mit etwas identisch.

(92<sub>P</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}\exists x(x = a)$

Den Schluß von (53<sub>P</sub>) und (91<sub>P</sub>) auf (92<sub>P</sub>) könnte man durch das in allen normalen modallogischen Systemen enthaltene Axiom der  $\Box$ -Distribution (K) rechtfertigen:

(K)  $\Box(\phi \rightarrow \psi) \rightarrow (\Box\phi \rightarrow \Box\psi)$

Man sollte jedoch beachten, daß dieses Axiom für Priors schwachen Sinn von „notwendig“ zu unhaltbaren Konsequenzen führen würde. Man betrachte den folgenden Schluß:

(I) Erwin Teufel ist notwendigerweise ein Mensch.

$\Box_{\text{schwach}}Fa$

(II) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel ein Mensch ist, dann gibt es etwas, das ein Mensch ist.

$\Box_{\text{schwach}}(Fa \rightarrow \exists xFx)$

(III) Also: Wenn Erwin Teufel notwendigerweise ein Mensch ist, dann gibt es notwendigerweise Menschen.

$\Box_{\text{schwach}}Fa \rightarrow \Box_{\text{schwach}}\exists xFx$  (aus (II) und (K))

(IV) Also: Es gibt notwendigerweise Menschen. (aus (I) und (III))

$\Box_{\text{schwach}}\exists xFx$

(I) und (II) sind beide wahr, (IV) hingegen falsch, denn die Proposition, daß es Menschen gibt, ist bezüglich mancher möglichen Welten falsch (und nicht nur wahrheitswertlos). Intuitiv gesprochen ist klar, wie es zu dem Fehler kommt. Für die Wahrheit von (I) und (II) sind Welten relevant, in denen „a“ etwas bezeichnet, Welten in denen Erwin Teufel existiert. (K) würde uns jedoch von Sätzen, für deren Wahrheit nur solche Welten relevant sind, in denen Erwin Teufel existiert, zu einem Satz bringen –

„ $\Box_{\text{schwach}} \exists x Fx$ “ – für dessen Wahrheit auch Welten relevant sind, in denen Erwin Teufel nicht existiert, und zwar deswegen, weil der Satz „ $\exists x Fx$ “ in solchen Welten nicht automatisch wahrheitswertlos ist. Man könnte das auch so formulieren: Die Frage, ob Erwin Teufel auch kein Mensch hätte sein können, steht unter der Präsupsposition, daß wir über mögliche Situationen oder Welten reden, in denen Erwin Teufel existiert; die Frage danach, ob es auch keine Menschen hätte geben können, steht jedoch nicht unter dieser Präsupsposition. Um den Schritt von (II) zu (III) zu verhindern, schränkt Prior das Axiom (K) –  $\Box(\phi \rightarrow \psi) \rightarrow (\Box\phi \rightarrow \Box\psi)$  – so ein, daß die Distribution von „ $\Box$ “ über ein Konditional nur dann legitimiert ist, wenn entweder alle Terme, die frei in  $\phi$  vorkommen, auch in  $\psi$  vorkommen, oder aber alle Terme, die frei in  $\phi$ , nicht aber in  $\psi$  vorkommen, notwendigerweise existierende Gegenstände bezeichnen, das heißt „stabil“ sind, wie Prior es nennt.<sup>299</sup> Man kann diese Modifikation von (K) auf folgende Weise explizit machen ( $t_1, \dots, t_m$  sollen dabei Terme sein, die in  $\phi$ , nicht aber in  $\psi$  frei vorkommen, und ein Ausdruck der Form  $\ulcorner St \urcorner$  ist zu verstehen als  $\ulcorner \tau$  ist stabil  $\urcorner$ ):

$$(K_P) \quad \Box(\phi \rightarrow \psi) \rightarrow ((St_1 \wedge \dots \wedge St_m) \rightarrow (\Box\phi \rightarrow \Box\psi))$$

Der obige Schluß von (II) auf (III) ist durch (K<sub>P</sub>) nicht mehr legitimiert, denn „a“ kommt in „Fa“, nicht aber in „ $\exists x Fx$ “ vor, und ist nicht stabil, das heißt bezeichnet nicht in allen möglichen Welten einen Gegenstand. Gültig wäre ein entsprechender Schluß, bei dem man für (I) den Satz „Die Zahl 7 ist notwendigerweise eine Primzahl“ und für (II) den Satz „Notwendigerweise gilt, wenn 7 eine Primzahl ist, dann gibt es Primzahlen“ einsetzt – zumindest wäre er das, wenn man annimmt, daß die Zahl 7 notwendigerweise existiert. Ebenfalls gültig wäre der entsprechende Schluß, wenn man für (I) Satz (53) und für (II) Satz (91) einsetzen würde. Aus (91<sub>P</sub>) folgt nämlich mit (K<sub>P</sub>) Satz (92<sub>P</sub>):

(91) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, dann ist er mit etwas identisch.

$$(91_P) \quad \Box_{\text{schwach}}(a = a \rightarrow \exists x(x = a))$$

(92) Wenn Erwin Teufel notwendigerweise mit sich selbst identisch ist, dann ist er notwendigerweise mit etwas identisch.

$$(92_P) \quad \Box_{\text{schwach}}(a = a) \rightarrow \Box_{\text{schwach}} \exists x(x = a)$$

---

<sup>299</sup> Vgl. Menzel (1991): 11 f.; dort wird die Einschränkung auch für Prädikate gemacht, die eine Eigenschaft ausdrücken, die nicht in allen möglichen Welten existiert.

Zwar ist „a“ kein stabiler Term, sondern bezeichnet den kontingenterweise existierenden Erwin Teufel; aber „a“ kommt eben sowohl in „a = a“ als auch in „ $\exists x(x = a)$ “ vor. (In der Präsuppositionsredeweise formuliert: Die Frage, ob Erwin Teufel auch nicht mit sich selbst identisch hätte sein können, steht unter derselben Präsupposition wie die Frage, ob er auch mit nichts hätte identisch sein können.) Dagegen wäre ein Schluß von Satz (93) auf Satz (94) durch (K<sub>P</sub>) wiederum nicht legitimiert:

(92) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel mit etwas identisch ist, dann gibt es etwas, das mit etwas identisch ist.

(92<sub>P</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(\exists x(x = a) \rightarrow \exists y\exists x(x = y))$

(93) Wenn Erwin Teufel notwendigerweise mit etwas identisch ist, dann gibt es notwendigerweise etwas, das mit etwas identisch ist.

(93<sub>P</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}\exists x(x = a) \rightarrow \Box_{\text{schwach}}\exists y\exists x(x = y)$

Die Annahme, daß Erwin Teufel notwendigerweise die Eigenschaft hat, mit etwas identisch zu sein, führt also nicht zu der von manchen Philosophen für unplausibel gehaltenen Annahme, daß es nicht nichts hätte geben können.

Satz (92) nun ist genau die Annahme, die ich in meiner bisherigen Argumentation dafür in Anspruch genommen habe, daß die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, eine notwendige Eigenschaft von allem ist: Wenn jemand wie Erwin Teufel notwendigerweise mit sich selbst identisch ist, dann ist er im selben Sinne auch notwendigerweise mit etwas identisch. Dieses Ergebnis läßt sich in der folgenden These (R6<sub>ii</sub>) zusammenfassen:

(R6<sub>ii</sub>) Die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, ist eine nicht-diskriminierende Eigenschaft, die allen Gegenständen (in Priors schwachem Sinne) notwendigerweise zukommt.

Daß (R6<sub>ii</sub>) eine Konsequenz von Priors System ist, ist mir zwar sehr willkommen, es wird von den meisten Autoren aber als Hauptargument dafür gewertet, Priors System zu verwerfen.<sup>300</sup> Wenn man Existenz mit der Eigenschaft identifiziert, mit etwas identisch zu sein, und der Meinung ist, daß Existenz durch den offenen Satz „ $\exists y(y = x)$ “ ausgedrückt wird, dann ist diese Reaktion verständlich. Ich ziehe es aus den im ersten Teil dieser Arbeit genannten Gründen vor, auf die Annahme zu verzichten, daß Existenz die Eigenschaft ist, mit etwas identisch zu sein.

<sup>300</sup> Vgl. Fine (1977): 148 ff. und (2005b), Plantinga (1983), Menzel (1991), Deutsch (1990): 92 f.

(zu iii) „Existenz“ kann man berechtigterweise entweder die unter (i) charakterisierte Eigenschaft nennen, in der Welt anwesend zu sein, oder aber die Eigenschaft, daß es einen gibt. Diese Eigenschaft ist eine Eigenschaft zweiter Stufe, eine Eigenschaft von Eigenschaften, und sie wird durch den Existenzquantor ausgedrückt. Sie ist eine diskriminierende Eigenschaft, denn es gibt Eigenschaften, die von nichts exemplifiziert werden; und sie kommt einigen Dingen, denen sie zukommt, kontingenterweise zu, denn einige Eigenschaften erster Stufe werden zwar exemplifiziert, könnten aber auch nicht exemplifiziert sein. Es gilt also:

(R6<sub>iii</sub>) Die Eigenschaft, daß es einen gibt, ist eine diskriminierende Eigenschaft von Eigenschaften, die einigen Eigenschaften kontingenterweise zukommt.

Wenn Existenz entweder Anwesenheit in der Welt ist oder die Eigenschaft, daß es einen gibt, wenn ferner – wie (R6<sub>i.a</sub>) besagte – die Eigenschaft, irgendwann einmal in der Welt anwesend zu sein, denjenigen Gegenständen, denen sie zukommt, (in einem bestimmten Sinne) notwendigerweise zukommt, und wenn es schließlich einen Sinn von „existieren“ gibt, in dem ein konkreter Gegenstand wie Erwin Teufel in keinem nur möglichen Sinne *notwendigerweise* existiert, dann muß dieser Sinn des Wortes „existieren“ derjenige sein, in dem dieses Wort die Eigenschaft, daß es einen gibt, ausdrückt. Sätze wie

(41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

müssen dann so analysiert werden können, daß der Ausdruck „existiert“ in ihnen ein logischer Quantor ist, das heißt bei der logischen Analyse durch den Existenzquantor wiedergegeben werden muß. Im nächsten Kapitel möchte ich zeigen, daß man diese Grundidee Freges<sup>301</sup>, Russells und Quines tatsächlich aufnehmen sollte, und daß man deren Analysevorschlüsse so modifizieren kann, daß sowohl die in Kapitel 6 beschriebenen Schwierigkeiten vermieden werden, als auch sämtliche in den Kapiteln zu Fine und Williamson geschilderten Probleme mit der Entwicklung einer überzeugenden Konzeption kontingenter Existenz gelöst werden.

---

<sup>301</sup> Zur Problematik, auch Frege hier anzuführen, vgl. oben Kapitel 4.

## 15. Kontingente Existenz

Die Überlegung, die Williamson dazu bringt, anzunehmen, daß alle Gegenstände in einem gewissen Sinne notwendigerweise existieren, könnte man verkürzt so zusammenfassen: Wenn, wie Williamson annimmt, Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen ist, dann sollte auch Nicht-Existenz eine Eigenschaft von Gegenständen sein. Dann aber müßte eine mögliche Welt, in der ein Gegenstand wie Erwin Teufel nicht existiert, eine Welt sein, in der Erwin Teufel diese Eigenschaft hat. Er müßte in dieser Welt existieren, um dort die Eigenschaft der Nicht-Existenz zu exemplifizieren. Um den dadurch entstehenden Widerspruch zu vermeiden, muß man annehmen, daß Erwin Teufel in einem gewissen Sinne in allen möglichen Welten existiert, um in manchen von ihnen die Eigenschaft exemplifizieren zu können, in einem gewissen anderen Sinne nicht zu existieren.

Es ist bemerkenswert, daß man eine entsprechende Überlegung nicht anstellen kann, wenn man von Existenz im Sinne der Eigenschaft, daß es einen gibt, spricht, das heißt wenn es um die Frage geht, wie es sein kann, daß Menschen kontingenterweise existieren bzw. daß es nicht notwendigerweise Menschen gibt. Wenn man sich fragt, welche Gegenstände aufgrund welcher Eigenschaft in einer möglichen Welt, in der es keine Menschen gibt, dafür verantwortlich sind, daß es dort keine Menschen gibt, dann scheint eine gute Antwort zu sein: Alle Gegenstände in dieser Welt sind dafür verantwortlich. Daß es dort keine Menschen gibt, liegt daran, daß jedem Gegenstand dort die Eigenschaft fehlt, ein Mensch zu sein, bzw. daß jeder dieser Gegenstände die Eigenschaft hat, kein Mensch zu sein. Ebenso sind in der wirklichen Welt alle Gegenstände dort dafür verantwortlich, daß es keine Hexen gibt. Jedem Gegenstand in unserer Welt fehlt die Eigenschaft, eine Hexe zu sein. Hätte nur ein einziger diese Eigenschaft gehabt, dann würden Hexen existieren.

Ich werde im folgenden dafür argumentieren, daß man sich diesen Aspekt der Eigenschaft, daß es einen gibt, zu Nutze machen kann, um zu erklären, wie es sein kann, daß ein Gegenstand wie Erwin Teufel auch nicht hätte existieren können, ohne in das Williamsonsche Paradox zu geraten und es durch eine Williamsonsche Theorie notwendiger Gegenstände lösen zu müssen. Eine Welt, in der Erwin Teufel nicht existiert, ist nicht dadurch eine eben solche Welt, daß Erwin Teufel dort die Eigenschaft exemplifiziert, nicht zu existieren, sondern dadurch, daß allen Gegenständen in dieser Welt eine bestimmte Eigenschaft fehlt – die Eigenschaft nämlich, mit Erwin Teufel identisch zu sein. Diese Lösung setzt voraus, daß man einen Unterschied zwischen den folgenden beiden Aussagen machen kann:

- (94) Es ist möglich, daß Erwin Teufel die Eigenschaft hat, mit nichts identisch zu sein.



(95) Es ist möglich, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein.

Der Unterschied besteht darin, daß Satz (94) falsch ist – damit er wahr wäre, müßte es Erwin Teufel gelingen können, in einer möglichen Welt die Eigenschaft zu exemplifizieren, mit nichts identisch zu sein –, Satz (95) hingegen wahr, denn es gibt mögliche Welten, in denen es allen Gegenständen gelingt, nicht die Eigenschaft zu haben, Erwin Teufel zu sein. Ich möchte nicht behaupten, daß man in einem nicht-philosophischen Kontext den genannten Unterschied zwischen den beiden Aussagen unbedingt machen würde. Und ich will also auch nicht behaupten, daß man in einem solchen Kontext den folgenden Satz (96) immer im Sinne von Satz (94) versteht:

(96) Es ist möglich, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist.

Was ich behaupten möchte, ist, daß es nach einer Beschäftigung mit den Problemen, die der Begriff der kontingenten Existenz aufwirft, sinnvoll ist, den geschilderten Unterschied zwischen den Aussagen (94) und (95) zu machen. (94) und (95) sollen zwei Weisen explizit machen, in denen man die Aussage, daß Erwin Teufel auch nicht hätte existieren können, philosophisch interpretieren kann, zwei Weisen, die ich gleich durch eine logische Analyse dieser Sätze noch deutlicher herausarbeiten werde.

Damit (94) und (95) unterschiedliche Wahrheitswerte annehmen können, muß die Eigenschaft mit Erwin Teufel identisch zu sein, existieren können, ohne daß Erwin Teufel existiert. Die Konzeption von Eigenschaften, die dieser Annahme zu Grunde liegt, ist die von Eigenschaften als *ante rem* Universalien,<sup>302</sup> das heißt von abstrakten Entitäten, die von den konkreten Gegenständen, die sie möglicherweise exemplifizieren, in dem Sinne ontologisch unabhängig sind, daß sie ohne diese existieren können. Ich werde im folgenden weitgehend die Konzeption von *ante rem* Universalien von George Bealer voraussetzen und auch weitgehend seine logische Notation überneh-

---

<sup>302</sup> Den Ausdruck „Universale“ auf eine Eigenschaft wie die, mit Erwin Teufel identisch zu sein, anzuwenden, ist nicht ganz korrekt, schließlich sollen Universalien dem Namen nach Dinge sein, die mehreren Gegenständen zukommen können. Es wäre also korrekter von *ante rem* Eigenschaften zu sprechen. Daß es Eigenschaften gibt, die prinzipiell nur einem Gegenstand zukommen können, scheint mir offensichtlich zu sein. Die Eigenschaft, als erster den Mont Blanc bestiegen zu haben, oder die Eigenschaft, als einziger 10 Minuten lang die Luft anhalten zu können, sind Beispiele für solche Eigenschaften. Es sind allerdings – anders als die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein – Eigenschaften, die in verschiedenen möglichen Welten von verschiedenen Gegenständen exemplifiziert werden können. Dies ist nicht der Fall bei einer Eigenschaft wie der, eine Primzahl zu sein, zu der es keine kleinere Primzahl gibt.

men.<sup>303</sup> Als Ausdrücke für die durch einen offenen Satz der Form  $\lceil \phi(x/\tau) \rceil$  ausgedrückte Eigenschaft werde ich Ausdrücke der Form  $\lceil [v: \phi(v/\tau)] \rceil$  verwenden. Wenn zum Beispiel „M“ ein Prädikatbuchstabe ist, der den Ausdruck „Mensch“ übersetzt, soll  $\lceil [v: Mv] \rceil$  die Eigenschaft bezeichnen, ein Mensch zu sein; und wenn „a“ den Namen „Erwin Teufel“ übersetzt, soll  $\lceil [v: v = a] \rceil$  die Eigenschaft bezeichnen, mit Erwin Teufel identisch zu sein.  $\lceil [v: \exists y(v = y)] \rceil$  bezeichnet dementsprechend die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein. Ferner werde ich den Ausdruck „ $\Delta$ “ als logische Konstante für die Exemplifikationsrelation verwenden. Der Satz  $\lceil \Delta a [v: v = a] \rceil$  dient also als Übersetzung des Satzes „Erwin Teufel hat die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein“, der Satz  $\lceil \Delta a [v: \exists y(v = y)] \rceil$  als Übersetzung von „Erwin Teufel hat die Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein“. Satz (95) – und damit auch Satz (45) – kann man also als (45\*) übersetzen:

- (95) Es ist möglich, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein.  
 (45) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.  
 (45\*)  $\Diamond \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$

Priors Unterscheidung zwischen starken und schwachen Modalitäten vorausgesetzt kann man sogar genauer sagen, daß es im starken Sinne möglich ist, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein, das heißt daß gilt:

$$(45^{**}) \Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$$

(45\*\*) ist wahr, weil es Welten gibt, bezüglich deren die durch den Satz  $\lceil \neg \exists x \Delta x [v: v = a] \rceil$  ausgedrückte Proposition wahr ist. Bezüglich dieser Welten würde zwar der Ausdruck „a“ nichts bezeichnen, und die durch  $\lceil \exists x(x = a) \rceil$  ausgedrückte Proposition wäre folglich wahrheitswertlos; der Ausdruck  $\lceil [v: v = a] \rceil$  hingegen bezeichnet in

---

<sup>303</sup> Vgl. Bealer (1993) und (1998). Meine Position hat ebenfalls Ähnlichkeiten mit derjenigen Alvin Plantingas (vgl. Plantinga (1974) und (1985)). Ich ziehe Bealers jedoch vor, weil er explizit auf einige Einwände eingeht, die gegen Plantingas Konzeption von Eigenschaften wie der, mit Erwin Teufel identisch zu sein vorgebracht wurden (vgl. z.B. Adams (1981) und Fine (1995); für eine sehr gute Darstellung von Plantingas Position und möglichen Schwierigkeiten damit vgl. Menzel (2005): Abschnitt 5.1). Diese Einwände betreffen hauptsächlich die Frage, inwiefern Plantinga annehmen muß, daß eine Eigenschaft wie die, identisch mit Erwin Teufel zu sein (Plantinga nennt eine solche Eigenschaft „individual essence“) logisch einfach ist (ich komme auf diese Frage gleich noch einmal zu sprechen). Ferner möchte ich mich nicht auf die These festlegen, daß Eigenschaften wie die, mit Erwin Teufel identisch zu sein, theoretisch diejenige Rolle spielen können, die laut Plantinga individuelle Essenzen spielen, insbesondere nicht auf die Annahme, daß wir jede Art von Quantifikation über mögliche Gegenstände auf solche über individuelle Essenzen reduzieren können.

diesen Welten etwas, nämlich die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, die auch in diesen (so wie in allen) möglichen Welten existiert.

Die Annahme, daß die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, auch existieren kann, wenn Erwin Teufel nicht existiert, wird von vielen Philosophen für unplausibel gehalten, entweder weil sie insgesamt gegen eine platonistische *ante rem* Konzeption von Universalien sind, oder weil sie diese für Eigenschaften der Form, mit dem-und-dem Gegenstand identisch zu sein, ablehnen.<sup>304</sup> Ich werde hier, wie am Ende der Einleitung schon angedeutet, nichts tun, um die platonistische Auffassung von Eigenschaften zu verteidigen, und ich kann nur ein paar Überlegungen dazu anstellen, weswegen ich es für unproblematisch halte, sie auch für die genannten Identitätseigenschaften zu übernehmen. Die Sorge vieler Philosophen scheint zu sein, daß es zwischen der Eigenschaft mit Erwin Teufel identisch zu sein und Erwin Teufel einen innigeren Zusammenhang zu geben scheint, als zwischen der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, und irgendeinem bestimmten Menschen. Das ist sicher insofern richtig, als die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, exemplifiziert sein kann, ohne daß irgendein bestimmter Mensch sie dazu exemplifizieren müßte. Es könnte Menschen geben, ohne daß ein bestimmter der tatsächlich existierenden Menschen dazu existieren müßte. Die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, kann nur dann exemplifiziert werden, wenn Erwin Teufel sie exemplifiziert. Ich denke jedoch, daß man dieser wesentlichen Beziehung zwischen Erwin Teufel und der Eigenschaft, mit ihm identisch zu sein, im Rahmen der oben dargestellten Modallogik durchaus gerecht werden kann. Es ist nämlich auch unter Voraussetzung der ontologischen Unabhängigkeit der genannten Eigenschaft von Erwin Teufel so, daß es in einem gewissen Sinne notwendig ist, daß Erwin Teufel die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, exemplifiziert. Und es ist einem gewissen Sinne notwendig, daß genau dann irgendetwas die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein, wenn Erwin Teufel als einziger diese Eigenschaft hat. Der gewisse Sinn ist der der Priorschen schwachen Notwendigkeit. Die Sätze (96) und (97) sind wahr, wenn man sie im Sinne von (96<sub>p</sub>) und (97<sub>p</sub>) versteht:

(96) Erwin Teufel hat notwendigerweise die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein.

(96<sub>p</sub>)  $\Box_{\text{schwach}} \Delta a[v: v = a]$

---

<sup>304</sup> Vgl. z.B. Adams (1981), Fine (1985), (2003), McMichael (1992), Menzel (2005) und Stalnaker (unveröffentlicht).

(97) Notwendigerweise gilt, daß es genau dann etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein, wenn Erwin Teufel als einziger die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein.

(97<sub>P</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(\exists x\Delta x[v: v = a] \leftrightarrow \forall x(\Delta x[v: v = a] \leftrightarrow x = a))$ <sup>305</sup>

Mit diesen beiden Annahmen ist es aber vereinbar, daß es im starken Sinne möglich (das heißt bezüglich einer möglichen Welt wahr) ist, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein, obwohl es nicht im starken Sinne möglich ist (also bezüglich keiner möglichen Welt wahr), daß Erwin Teufel nicht diese Eigenschaft (als einziger) hat. Auf Grund der oben erläuterten Einschränkung des Axioms der  $\Box$ -Distribution zu (K<sub>P</sub>) folgt nämlich aus (97<sub>P</sub>) zusammen mit (45\*\*) („ $\Diamond_{\text{stark}}\neg\exists x\Delta x[v: v = a]$ “ bzw. „ $\neg\Box_{\text{schwach}}\exists x\Delta x[v: v = a]$ “) nicht „ $\Diamond_{\text{stark}}\neg\forall x(\Delta x[v: v = a] \leftrightarrow x = a)$ “ bzw. „ $\neg\Box_{\text{schwach}}\forall x(\Delta x[v: v = a] \leftrightarrow x = a)$ “.

Auf Grund der Wahrheit von Satz (97) müssen wir nicht annehmen, daß die Eigenschaft, mit Erwin Teufel zu sein, unanalysierbar, das heißt etwas logisch Einfaches ist. Von Gegnern der Annahme, daß Eigenschaften wie die, mit Erwin Teufel identisch zu sein, notwendigerweise existieren, wird häufig eingewandt, daß solche Eigenschaften entweder logisch einfach sein müßten, oder aber in dem Sinne logisch komplex, daß sie Individuen als ihre Bestandteile haben.<sup>306</sup> Die Annahme, daß sie logisch einfach sind, würde solche Eigenschaften zu etwas ebenso Mysteriösem machen, wie unseren Bezug auf sie. Die Bezugnahme auf einen bestimmten Gegenstand scheint schlicht eine notwendige Bedingung zu sein für die Bezugnahme auf die Eigenschaft, mit diesem Gegenstand identisch zu sein. Die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, darf aber nicht in dem Sinne komplex sein, daß Erwin Teufel einer ihrer Bestandteile ist,<sup>307</sup> denn sonst könnte sie nicht existieren, ohne daß Erwin Teufel existiert. Daß wir mit einem Satz wie (97) bzw. (97<sub>P</sub>) erklären können, was die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, ist, bietet einen Ausweg aus diesem Dilemma. Daß die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, nichts logisch Einfaches ist, zeigt sich daran, daß man überhaupt mit Rekurs auf Erwin Teufel selbst erklären kann, was diese Eigenschaft ist, und daran, daß in (97<sub>P</sub>) der Ausdruck „die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein“ nicht durch eine logisch einfache

<sup>305</sup> Die Einzigkeitsklausel schließt hier aus, daß es sich bei  $[v: v = a]$  um eine Eigenschaft handelt, die zwar in allen möglichen Welten, in denen der Satz nach dem Notwendigkeitsoperator nicht wahrheitswertlos ist, genau dann exemplifiziert wird, wenn Erwin Teufel sie exemplifiziert, aber in einigen dieser Welten auch von anderen Dingen exemplifiziert wird. Dies wäre z.B. bezüglich der Eigenschaft, mit irgendetwas identisch zu sein, der Fall.

<sup>306</sup> Vgl. Fine (1985): 148 ff. und (2003), und Menzel (2005): Abschnitt „Problems with the Actualist Accounts“.

<sup>307</sup> Plantinga lehnt die Redeweise von Individuen als Bestandteilen von Eigenschaften – zu Recht, wie ich meine – ab (vgl. Plantinga (1985): 338).

Individuenkonstante, sondern durch einen komplexen Abstraktionsausdruck übersetzt wird. Man kann ferner durchaus zugestehen, daß wir uns nur dann auf die von diesem Ausdruck bezeichnete Eigenschaft beziehen können, wenn wir uns auch auf Erwin Teufel selbst beziehen können. Daß unsere Bezugnahme auf die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, abhängig ist von unserer Bezugnahme auf Erwin Teufel, heißt aber nicht, daß auch die Eigenschaft selbst in dem Sinne von Erwin Teufel abhängig ist, daß sie nicht ohne letzteren existieren könnte.<sup>308</sup> Die Wahrheitsbedingungen von (97<sub>p</sub>) machen deutlich, daß das nicht so ist.

Die genannte Konzeption von Eigenschaften wie der, mit Erwin Teufel identisch zu sein, ist allerdings nicht damit kompatibel, daß diese Eigenschaften diejenige explanatorische Rolle spielen, die in der philosophischen Tradition manchmal den sogenannten „Haeceitates“ („Diesheiten“) zugeschrieben wurde.<sup>309</sup> Man hat solche Haeceitates postuliert, um philosophisch zu erklären, weshalb ein bestimmter Gegenstand eben der Gegenstand ist, der er ist, und etwa zu postulieren, daß zu allen qualitativen Eigenschaften eines Gegenstandes seine Haeceitas hinzutreten muß, damit aus einem Bündel solcher Eigenschaften ein individueller Gegenstand wird. Ich halte solche philosophischen Erklärungen für sehr fragwürdig, und zwar weil sie, um sinnvoll zu sein, voraussetzen müssen, daß man einen Begriff von der Haeceitas eines Gegenstandes hat, der nicht schon den Begriff von dem Gegenstand selbst voraussetzt. Nichts dergleichen möchte ich für den Begriff von der Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, annehmen. Ich gestehe durchaus zu, daß die Eigenschaft, mit Erwin

---

<sup>308</sup> Dieser Fehlschluß liegt der folgenden Bemerkung Fines zu Grunde: „[...] an entity should exist in a given world only if the means of explaining the identity of that entity exist in that world“ (Fine (1985): 160; vgl. zur Kritik an dieser Annahme Plantinga (1985): 338). „explaining the identity of an entity“ soll im Falle einer Eigenschaft wie der, mit Erwin Teufel identisch zu sein, wohl heißen: „angeben, unter welchen Bedingungen etwas diese Eigenschaft hat“. Es ist freilich nicht zu sehen, weshalb jede Welt, in der diese Eigenschaft existiert, auch angeben können muß, unter welchen Bedingungen etwas diese Eigenschaft hat. Um die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, für eine philosophische Analyse in Anspruch zu nehmen, reicht es völlig aus, daß wir, die wir diese Analyse anstellen, uns auf diese Eigenschaft beziehen können und angeben können, unter welchen Bedingungen etwas in anderen möglichen Welten diese Eigenschaft hat. Bealer nennt die Annahme, die Fines Bemerkung zu Grunde liegt, „traditionellen logischen Atomismus“ und charakterisiert sie bezüglich von Propositionen folgendermaßen: „Traditional atomism requires that, necessarily, existing propositions have complete analyses exclusively in terms of basic properties, basic relations and existing particulars“ (Bealer (1998): 13). Diese Position ist nicht mit der notwendigen Existenz von Propositionen, die konkrete Gegenstände betreffen, vereinbar, und auch nicht – so könnte man ergänzen – mit der notwendigen Existenz von Eigenschaften wie der, mit Erwin Teufel identisch zu sein. Bealer meint aber, daß man den traditionellen logischen Atomismus leicht durch eine plausiblere Annahme ersetzen kann, die er „modalen logischen Atomismus“ nennt: „[...] a modal logical atomism is feasible. The proposition that  $x = x$ , for example, would not have the indicated sort of analysis in the event that  $x$  did not exist; nevertheless, this proposition is such that it is possible for it to have the indicated sort of analysis – specifically, this would be possible if  $x$  were to exist“ (ebd.).

<sup>309</sup> Vgl. Duns Scotus, *Ordinatio* II, dist. 3, pt.1, quaestio 1 – 6 (in : Tweedale (1999) : Bd. 2, besonders 234 ff.) und Loux (1998): 109 f.

Teufel identisch zu sein, *explanatorisch* abhängig von Erwin Teufel ist,<sup>310</sup> und daß sie nichts logisch Einfaches, sondern weiter analysierbar ist. Nur sollte man diese Analysierbarkeit, wie gesagt, nicht in dem Sinne verstehen, daß die Eigenschaft selbst etwas Komplexes ist, das Erwin Teufel als einen ihrer Bestandteile enthält (was auch immer das heißen mag). Sie ist analysierbar in dem Sinne, daß wir durch Sätze wie (96) und (97) erläutern können, was diese Eigenschaft ist. Ich kann nicht sehen, daß daran irgendetwas Mysteriöses sein sollte. Die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, ist die Eigenschaft, die durch das Prädikat „ist mit Erwin Teufel identisch“ ausgedrückt wird. Sie ist dafür verantwortlich, daß diesem Prädikat bezüglich verschiedener möglicher Welten eine bestimmte Extension zugeordnet wird, und zwar entweder die Menge, die als einziges Element Erwin Teufel enthält, oder die leere Menge.

Man sollte ferner beachten, daß einen die Annahme, daß es zwar (im starken Sinne) möglich ist, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein, aber nicht im starken Sinne möglich, daß Erwin Teufel die Eigenschaft hat, mit nichts identisch zu sein, nicht dazu zwingt, etwas wie das Meinongianische Prinzip der Reihenfolgenabhängigkeit der Sättigung von Relationen (RR) zu akzeptieren.<sup>311</sup> Betrachten wir eine mögliche Welt, in der Erwin Teufel nicht existiert, wohl aber sein Bruder Albert Teufel. Bezüglich dieser Welt können die Proposition, daß Erwin Teufel die Eigenschaft hat, von Albert Teufel verschieden zu sein, und die Proposition, daß Albert Teufel die Eigenschaft hat, von Erwin Teufel verschieden zu sein, unterschiedliche Wahrheitswerte annehmen. Die erste Proposition ist nämlich bezüglich dieser Welt wahrheitswertlos, die zweite wahr. Es gibt aber keine mögliche Welt, bezüglich deren die eine Proposition wahr und die andere falsch ist. Deswegen ist es im schwachen Sinne notwendig, daß Erwin Teufel genau dann die Eigenschaft hat, von Albert Teufel verschieden zu sein, wenn Albert Teufel die Eigenschaft hat, von Erwin Teufel verschieden zu sein, das heißt es gilt (98) in der Lesart (98\*):

(98) Notwendigerweise hat Erwin Teufel genau dann die Eigenschaft, von Albert Teufel verschieden zu sein, wenn Albert Teufel die Eigenschaft hat, von Erwin Teufel verschieden zu sein.

(98\*)  $\Box_{\text{schwach}}(\Delta a[v: \neg(v = b)] \leftrightarrow \Delta b[v: \neg(v = a)])$

Niemand ist also zu der schwer zu schluckenden Annahme gezwungen, daß zum Beispiel der Teufel die Eigenschaft haben könnte, mit mir zu tanzen, obwohl ich nicht die Eigenschaft hätte, mit dem Teufel zu tanzen. Anders als die Meinongianische

<sup>310</sup> Zum Begriff der explanatorischen Abhängigkeit vgl. Schnieder (2004): 245 ff.

<sup>311</sup> Vgl. dazu oben Kapitel 2 und 12.

Theorie ist meine Konzeption mit der folgenden Version des Prinzips der Reihenfolgenunabhängigkeit der Sättigung von Relationen verträglich:

(RuR<sub>R</sub>\*) Für alle Relationen  $R$ , und alle Gegenstände  $x$  und  $y$  gilt, daß  $x$  notwendigerweise genau dann die Eigenschaft hat, in  $R$  zu  $y$  zu stehen, wenn  $y$  die Eigenschaft hat, daß  $x$  in  $R$  zu ihm steht.

(RuR<sub>R</sub>)  $\forall R \forall x \forall y \square (\Delta x [v: vRy] \leftrightarrow \Delta y [v: xRv])$

Die Sätze (96) und (97) machen deutlich, daß die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, und Erwin Teufel trotz der ontologischen Unabhängigkeit der ersteren von letzterem in einem denkbar engen ontologischen Verhältnis zueinander stehen.

Die Tatsache, daß Ausdrücke der Form „die Eigenschaft mit  $a$  identisch zu sein“ meiner Analyse zufolge nicht logisch einfach sind, das heißt nicht durch einen logisch einfachen Term übersetzt werden, macht es möglich, die Probleme zu vermeiden, die sich, wie in Kapitel 6 geschildert, aus Quines Analyse singularer Existenzsätze ergab. Meine Analyse hat zweifellos eine gewisse Affinität zu derjenigen Quines, und man könnte sogar sagen, daß in ihr durch die Unterscheidung zwischen Sätzen der Form „Möglicherweise hat  $a$  die Eigenschaft, mit nichts identisch zu sein“ und „Möglicherweise hat nichts die Eigenschaft, mit  $a$  identisch zu sein“ eine Idee aufgenommen wird, die in Quines sonderbarer Schreibweise „ $\neg \exists x(x = a)$ “ – wobei zwischen dem „ $=$ “ und dem „ $a$ “ kein Leerzeichen steht – implizit bereits enthalten ist. Ich zitiere noch einmal die Passage, in der Quine diese Schreibweise erläutert:

„What suggests itself is that ‘= Pegasus’, ‘= mama’, ‘= Socrates’, etc. be parsed anew as indissoluble general terms, no separate recognition of singular terms ‘Pegasus’, ‘mama’, ‘Socrates’, etc. being needed for other position. The equation ‘ $x = a$ ’ is reparsed in effect as a predication ‘ $x = a$ ’ where ‘ $= a$ ’ is the verb, the ‘ $F$ ’ of ‘ $Fx$ ’. [...] What was in words ‘ $x$  is Socrates’ and in symbols ‘ $x = \text{Socrates}$ ’ is now in words still ‘ $x$  is Socrates’, but the ‘is’ ceases to be treated as a separate relative term ‘ $=$ ’. [...] ‘Socrates exists’ becomes ‘ $\exists x(x \text{ is Socrates})$ ’, with ‘Socrates’ as general term, and probably true (with timeless ‘is’, of course). ‘Socrates’ is now a general term, though true of, as it happens, just one object [...] The position of [...] ‘Socrates’ in [...] ‘ $(\exists x)(x \text{ is Socrates})$ ’ is now certainly inaccessible to variables and certainly no purely

referential position, but only because it is simply no position for a singular term [...].<sup>312</sup>

Quine motiviert sein Verfahren im Kontext dieser Stelle durch Schwierigkeiten mit wahren negierten singulären Existenzsätzen, man könnte dies aber auch anhand von Schwierigkeiten mit Aussagen der Form „a hätte auch nicht existieren können“ tun. Wenn man solche Sätze durch Sätze der Form „ $\diamond \neg \exists x(x = a)$ “ übersetzt, dann sieht es so aus, als würden wir über mögliche Situationen sprechen, in denen der von „a“ bezeichnete Gegenstand die Eigenschaft hat, die durch „ $\lambda y(\neg \exists x(x = y))$ “ ausgedrückt wird, wozu dieser Gegenstand allerdings existieren müßte. Deswegen wird „a“ und das Gleichheitszeichen zu einem nicht-analysierbaren Prädikat verschmolzen, dem als semantischer Wert nicht ein Gegenstand, sondern eine Eigenschaft zugeordnet wird, die bezüglich bestimmter möglicher Situationen die leere Menge als Extension bestimmt. Darin, daß bei dieser Analyse „a“ nur noch Teil eines nicht-analysierbaren Ausdrucks ist, und man also nicht mehr in die Position von „a“ quantifizieren kann, bestand aber genau die Schwierigkeit mit Quines Verfahren. Wenn man das tut, kann man Sätze wie Satz (42) nicht mehr analysieren:

(42) Alle Menschen existieren, hätten aber auch nicht existieren können.

Auch bei der von mir vorgeschlagenen Analyse wird die Möglichkeit, daß a nicht existiert, mit der Möglichkeit identifiziert, daß eine bestimmte Eigenschaft – die Eigenschaft, mit a identisch zu sein – von nichts exemplifiziert wird, bzw. daß eine bestimmte Menge – die Menge der Gegenstände, die diese Eigenschaft dem Prädikat „ $\lambda x(x = a)$ “ als Extension zuordnet – keine Elemente hat. Aber die Eigenschaft, um deren mögliche Nichtexemplifikation es geht, ist nichts Unanalysierbares, sondern wird durch Bezug auf einen bestimmten Gegenstand charakterisiert. Die Frage ist, wie man diesen Aspekt von (95#) in der logischen Analyse dieses Satzes explizit machen kann.

David Wiggins hat einen Vorschlag gemacht, der mit dem von mir favorisierten eine gewisse Ähnlichkeit hat. Er schlägt vor, einen Satz wie (95#) folgendermaßen zu analysieren (das gefettete „**F**“ verwende ich als Prädikatvariable):

(95#<sub>w</sub>)  $\exists \mathbf{F}(\forall x(\mathbf{F}x \leftrightarrow x = a) \wedge \diamond \neg \exists x \mathbf{F}x)$ <sup>313</sup>

<sup>312</sup> Quine (1960): 178 f.

<sup>313</sup> Wiggins (1995): 103.



Das mit (95#<sub>w</sub>) Gesagte kann man auf Deutsch folgendermaßen formulieren: Es gibt eine Eigenschaft, die alle Gegenstände genau dann haben, wenn sie identisch mit Erwin Teufel sind, und möglicherweise hat nichts diese Eigenschaft. Es ist leicht zu sehen, daß diese Analyse weder das mit (95#) noch das mit (45) Gesagte wiedergibt. Zwar wird die Eigenschaft, deren mögliche Nichtexemplifikation behauptet wird, mit Rekurs auf Erwin Teufel selbst charakterisiert; doch die Bedingung, die im ersten Teil von (95#<sub>w</sub>) an diese Eigenschaft gestellt wird, ist viel zu schwach. Laut (95#<sub>w</sub>) muß es sich dabei um irgendeine Eigenschaft handeln, die ein Gegenstand *de facto* genau dann hat, wenn er identisch mit Erwin Teufel ist. Das Problem ist, daß die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, diese Bedingung zwar erfüllt, es aber unzählige andere Eigenschaften gibt, die sie ebenfalls erfüllen. Die Eigenschaft, im Jahre 2004 Ministerpräsident von Baden-Württemberg gewesen zu sein, zum Beispiel hat nur Erwin Teufel, und deswegen haben alle Gegenstände sie genau dann, wenn sie mit Erwin Teufel identisch sind. (95#<sub>w</sub>) ist deswegen nicht notwendigerweise genau dann wahr, wenn es möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert, denn selbst wenn Erwin Teufel ein notwendigerweise existierendes Wesen wäre, wäre (95#<sub>w</sub>) wahr, solange es mögliche Welten gibt, in denen niemand im Jahre 2004 Ministerpräsident von Baden-Württemberg ist.<sup>314</sup>

Ich möchte deswegen eine andere Analyse vorschlagen. Die Tatsache, daß die Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, nichts logisch Einfaches ist, sondern durch Bezugnahme auf Erwin Teufel charakterisiert werden kann, kann man auf Deutsch dadurch deutlich machen, daß man Satz (95) zu Satz (95#) umformuliert:

- (95) Es ist möglich, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein.
- (95#) Erwin Teufel hat die Eigenschaft, daß möglicherweise nichts die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

---

<sup>314</sup> Auf diesen Punkt hat bereits C. J. F. Williams in Williams (1981): 101 hingewiesen, allerdings (naheliegenderweise) nicht als Replik auf Wiggins (1995). Auch der Vorschlag, den Williams selbst zur Analyse von Sätzen wie „Erwin Teufel hätte auch nicht existieren können“ macht, ist ungenügend (vgl. ebd. und Williams (1992): 30 f.). Williams will diesen Satz folgendermaßen analysieren: „Es gibt eine Eigenschaft, die eine wesentliche Eigenschaft von Erwin Teufel ist, so daß es möglich ist, daß nichts diese Eigenschaft hat“. Williams nennt als Beispiel für eine wesentliche Eigenschaft eines Menschen, die Eigenschaft, die-und-die Eltern zu haben. Nennen wir Erwin Teufels Mutter *Mutter Teufel* und Erwin Teufels Vater *Vater Teufel*. Nun ist es zwar so, daß, wenn niemand die Eigenschaft hätte, Kind von Mutter Teufel und Vater Teufel zu sein, Erwin Teufel nicht existieren würde. Aber es ist nicht der Fall, daß, wenn Erwin Teufel nicht existieren würde, niemand die Eigenschaft hätte, Kind von Mutter Teufel und Vater Teufel zu sein. Erwin Teufels mögliche Nichtexistenz muß in der möglichen Nichtexemplifikation einer Eigenschaft bestehen, die nicht nur, wie Williams fordert, die Eigenschaft hat, eine wesentliche Eigenschaft Erwin Teufels zu sein, sondern der es zudem wesentlich ist, daß sie – wenn überhaupt – von Erwin Teufel exemplifiziert wird. Als Kandidat bietet sich naheliegenderweise die Eigenschaft an, mit Erwin Teufel identisch zu sein.

In dem Ausdruck, der die relevante Eigenschaft bezeichnet, kommt das anaphorische Pronomen „ihm“ vor, das sich zurückbezieht auf den Namen „Erwin Teufel“ der in (95#) außerhalb des Modaloperators „möglichlicherweise“ vorkommt. Will man dieser Struktur in der logischen Reformulierung gerecht werden, muß man zulassen, daß in einem Ausdruck der Form „[v: v = a]“ die Individuenkonstante „a“ durch eine quantifizierbare Variable ersetzt werden kann, so daß man zum Beispiel aus dem Satz (95) bzw. (45\*\*) den Satz (98) bzw. (98\*) folgern kann:

(95) Es ist möglich, daß nichts die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein.

(45\*\*)  $\Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$

(98) Es gibt etwas, so daß es möglich ist, daß nichts die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

(98\*)  $\exists y \Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = y]$

Es ist wichtig, daß die Individuenkonstante „a“ in (99\*) durch einen Quantor gebunden wird, der außerhalb des Modaloperators steht, denn in der möglichen Welt selbst, in der nichts die Eigenschaft [v: v = a] hat, gibt es ja keinen Gegenstand, der die Eigenschaft hat, daß nichts mit ihm identisch ist. Man kann diesen Aspekt dadurch noch deutlicher machen, daß man Satz (95) im Sinne des eben schon genannten Satzes (95#) versteht und als (45+) analysiert.

(95#) Erwin Teufel hat die Eigenschaft, daß möglichlicherweise nichts die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

(45+)  $\Delta a [\mu: \Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = \mu]]$

Satz (45+) ist mein endgültiger Analysevorschlag für Satz (45):

(45) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

Folgt man diesem Vorschlag, gibt es keine Probleme mehr damit, zu erklären, wie Sätze (42) und (43) wohlgeformt und wahr sein können, und auch nicht damit, daß (41) zusammen mit der Annahme, daß Erwin Teufel ein Mensch ist, aus (42) folgt, und (43) aus (41):

(41) Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

(41\*)  $\Delta a [\mu: \exists x \Delta x [v: v = \mu]] \wedge \Delta a [\mu: \Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = \mu]]$

(42) Alle Menschen existieren, hätten aber auch nicht existieren können.

$$(41^*) \quad \forall x(Mx \rightarrow \Delta x[\mu: \exists x\Delta x[v: v = \mu]] \wedge \Delta x[\mu: \diamond_{\text{stark}} \neg \exists x\Delta x[v: v = \mu]])$$

(43) Es gibt etwas, das existiert, aber auch nicht hätte existieren können.

$$(43^*) \quad \exists x(\Delta x[\mu: \exists x\Delta x[v: v = \mu]] \wedge \Delta x[\mu: \diamond_{\text{stark}} \neg \exists x\Delta x[v: v = \mu]])$$

Man beachte, daß für meine Analyse von Sätzen wie (45) zwei Thesen wahr sind, die im ersten Teil dieser Arbeit als zwei konkurrierende Annahmen vorgekommen sind: die These, daß Sätze der Form „a existiert“ oder „a existiert möglicherweise nicht“ die logische Form einer Prädikation haben, und die These, daß der Ausdruck „existieren“ in diesen Sätzen ein logischer Quantor ist, das heißt diejenige Eigenschaft ausdrückt, die auch der Existenzquantor ausdrückt.<sup>315</sup> Die zweite These ist wahr, weil die Möglichkeit, daß *a* nicht existiert, meiner Analyse zufolge, nichts anderes ist als die Möglichkeit, daß es nichts gibt, das die Eigenschaft hat, mit *a* identisch zu sein. Die zweite These ist wahr, weil zum Beispiel der erste Teil von Satz (41) bzw. (41\*) – das heißt „Erwin Teufel existiert“ bzw. „ $\Delta a[\mu: \exists x\Delta x[v: v = \mu]]$ “ – eine Prädikation ist: Erwin Teufel wird darin eine bestimmte Eigenschaft zugeschrieben. Die beiden Thesen vertragen sich, weil diese zugeschriebene Eigenschaft nicht die der Existenz ist. Es ist vielmehr die Eigenschaft, daß es etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit einem identisch zu sein. Daß diese Eigenschaft – die Eigenschaft  $[\mu: \exists x\Delta x[v: v = \mu]]$  – nicht die der Existenz ist, sieht man daran, daß sie Erwin Teufel nicht kontingenterweise zukommt. Er hat sie genauso notwendigerweise, wie er notwendigerweise die Eigenschaft hat, mit etwas identisch zu sein, nämlich im Sinne schwacher Notwendigkeit. Es gilt also:

(99) Erwin Teufel hat notwendigerweise die Eigenschaft, daß es etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

$$(99^*) \quad \Box_{\text{schwach}} \Delta a[\mu: \exists x\Delta x[v: v = \mu]]$$

Daß Erwin Teufel kontingenterweise existiert, ist mit der Wahrheit von (99) und (99\*) verträglich. Es heißt, daß ihm auch die Eigenschaft  $[\mu: \diamond_{\text{stark}} \neg \exists x\Delta x[v: v = \mu]]$  zukommt – und auch diese kann ihm im schwachen Sinne notwendigerweise zukommen.<sup>316</sup>

Dadurch, daß Sätze der Form „a existiert“ (zumindest manchmal)<sup>317</sup> logische Prädikationen sein können und der Ausdruck „existiert“ in ihnen trotzdem ein logischer

<sup>315</sup> Vgl. dazu oben z.B. die Thesen (M2) und (F3).

<sup>316</sup> Das ist dann der Fall, wenn kontingente Wesen notwendigerweise kontingente Wesen sind.

<sup>317</sup> Zu den Ausnahmen komme ich im nächsten Kapitel.

Quantor ist, ergibt sich auch eine Möglichkeit, die beiden Quineschen Slogans „existence is what the existential quantifier expresses“ und „there is everything“ unter den Hut zu bringen, unter den sie gemeinsam nicht zu passen schienen. Diese Möglichkeit besteht darin, Quines These (Q\*) im Sinne der folgenden These (Q.a) bzw. (Q.a\*) zu interpretieren:

(Q\*) Alles existiert.

(Q.a) Jeder Gegenstand hat die Eigenschaft, daß es etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

(Q.a\*)  $\forall x \Delta x [\mu: \exists x \Delta x [v: v = \mu]]$

Wie ich in Kapitel 18 zeigen werden, gibt es allerdings auch eine andere Lesart von (Q) bzw. (Q\*), in der diese Sätze falsch sind, und ihre Negation, die These (M) wahr ist.

Abschließend möchte ich in diesem Kapitel noch zeigen, wie man mit Hilfe der von mir vorgeschlagenen Analyse die Probleme mit dem Phänomen kontingenter Existenz vermeiden kann, auf die die Williamson und Fine, wie in den Kapiteln 9 und 11 dargestellt, hingewiesen haben.

Man kann, wie ich im Kapitel 9 schon angedeutet habe, Williamsons Argument dadurch angreifen, daß man seine Annahme kritisiert, derzufolge singuläre Propositionen nur bezüglich solcher möglichen Welten existieren, bezüglich deren auch die Gegenstände existieren, die sie betreffen. Im gewissen Sinne wäre diese Replik nach dem, was ich oben über *ante rem* Universalien gesagt habe, naheliegend, denn man könnte auch singuläre Propositionen als solche *ante rem* Universalien betrachten.<sup>318</sup> Diese Kritik an Williamson würde aber den eigentlichen Grund verdecken, aus dem die von mir vorgeschlagene Analyse sein Argument für die notwendige Existenz von allem blockiert. Ich werde also im folgenden der besseren Darstellbarkeit halber annehmen, daß Propositionen Russellsche Propositionen sind, das heißt geordnete Paare aus Gegenständen und Eigenschaften, bzw. zwischen Eigenschaften erster Stufe und solchen zweiter Stufe. Als Ausdrücke für Eigenschaften werde ich die von mir oben eingeführten Abstraktionsterme verwenden, und geordnete Paare werde ich wie üblich mit Hilfe spitzer Klammern bezeichnen, so daß zum Beispiel der Ausdruck „ $\langle a; [v: Mv] \rangle$ “ die Proposition, daß Erwin Teufel ein Mensch ist, bezeichnet. Erst einmal möchte ich darauf hinweisen, daß Williamsons Argument unter diesen Voraussetzungen schlüssig ist, wenn man den Ausdruck „notwendig“ im Sinne von

---

<sup>318</sup> Vgl. Bealer (1993) und (1998).

Priors schwacher Notwendigkeit verwendet, und wenn man ferner – wie Williamson – der Meinung ist, daß Existenz mit der Eigenschaft, mit etwas identisch zu sein, identifiziert werden kann. Ich bin, wie gesagt, nicht dieser Meinung, und formuliere die Sätze (I) – (V) deswegen im folgenden zu (I#) – (V#) um. Die Übersetzung (I#\*) – (V#\*) zeigt, daß das Argument schlüssig ist (ich verwende dabei „W“ als Wahrheitsprädikat):

- (I#) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel mit nichts identisch ist, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist, wahr.
- (II#) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist, wahr ist, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist, mit etwas identisch.
- (III#) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel mit nichts identisch ist, mit etwas identisch ist, dann ist Erwin Teufel mit etwas identisch.
- (IV#) Also gilt notwendigerweise: Wenn Erwin Teufel mit nichts identisch ist, dann ist Erwin Teufel mit etwas identisch.
- (V#) Also gilt notwendigerweise: Erwin Teufel ist mit etwas identisch.

- (I#\*)  $\Box_{\text{schwach}}(\neg\exists x(x = a) \rightarrow W\langle a; [v: \neg\exists x(x = v)]\rangle)$
- (II#\*)  $\Box_{\text{schwach}}(W\langle a; [v: \neg\exists x(x = v)]\rangle \rightarrow \exists y(y = \langle a; [v: \neg\exists x(x = v)]\rangle))$
- (III#\*)  $\Box_{\text{schwach}}(\exists y(y = \langle a; [v: \neg\exists x(x = v)]\rangle) \rightarrow \exists x(x = a))$
- (IV#\*)  $\Box_{\text{schwach}}(\neg\exists x(x = a) \rightarrow \exists x(x = a))$
- (V#\*)  $\Box_{\text{schwach}}\exists x(x = a)$

Ich finde dieses Ergebnis, wie gesagt, erfreulich, solange man nicht wie Williamson Existenz mit der Eigenschaft identifiziert, mit etwas identisch zu sein. Wenn man annimmt, daß das Wort „existiert“ in den Schritten von Williamsons Argument die Eigenschaft, daß es einen gibt, ausdrückt, ist es nicht mehr schlüssig:

- (I) Notwendigerweise gilt: Wenn Erwin Teufel nicht existiert, dann ist die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr.
- (I<sub>R</sub>)  $\Box(\neg\exists x\Delta x[v: v = a] \rightarrow W\langle [v: v = a]; [\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]\rangle)^{319}$

---

<sup>319</sup> „ $[\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]$ “ bezeichnet die Eigenschaft zweiter Stufe, von nichts exemplifiziert zu werden. Ich verwende hier der Einfachheit halber nicht die an (45+) anschließende Analyse von (I), die lauten würde:  $\Delta a[\xi: \Box_{\text{schwach}}(\neg\exists x\Delta x[v: v = \xi] \rightarrow W\langle [v: v = \xi]; [\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]\rangle)]$  („Erwin Teufel hat die Eigenschaft, daß notwendigerweise, wenn es nichts gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein, die Proposition wahr ist, daß es nichts gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein“). Ferner

- (II) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, wahr ist, dann existiert die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert.
- (II<sub>R</sub>)  $\Box(W\langle[v: v = a]; [\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]\rangle \rightarrow \exists y\Delta y[\xi: \xi = \langle[v: v = a]; [\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]\rangle])$
- (III) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, existiert, dann existiert Erwin Teufel.
- (III<sub>R</sub>)  $\Box(\exists y\Delta y[\xi: \xi = \langle[v: v = a]; [\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]\rangle] \rightarrow \exists x\Delta x[v: v = a])$
- (IV) Also gilt notwendigerweise: Wenn Erwin Teufel nicht existiert, dann existiert Erwin Teufel.
- (IV<sub>R</sub>)  $\Box(\neg\exists x\Delta x[v: v = a] \rightarrow \exists x\Delta x[v: v = a])$
- (V) Also gilt notwendigerweise: Erwin Teufel existiert.
- (V<sub>R</sub>)  $\Box\exists x\Delta x[v: v = a]$

Der Schwachpunkt dieses Arguments ist die dritte Prämisse (III<sub>R</sub>), die aus zweierlei Gründen falsch ist. Erstens ist schon die Aussage, daß die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, existiert, keine Aussage, in der von dieser Proposition etwas prädiziert wird. Prädiziert wird, so wie in jedem Existenzurteil, bei dem Existenz nicht im Sinne von Anwesenheit in der Welt verstanden wird, etwas von der Eigenschaft, mit dieser Proposition identisch zu sein. Diese Eigenschaft ist ontologisch nicht von der Proposition abhängig (das heißt kann ohne diese existieren) und *ipso facto* auch nicht abhängig von ihren Teilen. Doch selbst wenn man Satz (III) im Sinne von (III+) versteht, würde aus diesem Satz zwar zusammen mit den entsprechenden Modifikation von (I) und (II) folgen, daß (IV) und (V) wahr sind, doch der Satz selbst wäre immer noch nicht wahr:

- (III+) Notwendigerweise gilt: Wenn die Proposition, daß Erwin Teufel nicht existiert, mit etwas identisch ist, dann existiert Erwin Teufel.
- (III+<sub>R</sub>)  $\Box(\exists y(y = \langle[v: v = a]; [\mu: \neg\exists x\Delta x\mu]\rangle) \rightarrow \exists x\Delta x[v: v = a])$

Daß (III+) und (III+<sub>R</sub>) falsch sind, liegt daran, daß die Proposition, daß Erwin Teufel existiert, nicht Erwin Teufel selbst als einen Teil enthält, sondern – unter Voraussetzung der zugrundegelegten Russellschen Konzeption von Propositionen – aus der Eigenschaft, mit Erwin Teufel identisch zu sein, und der Eigenschaft, nicht exemplifiziert zu sein, besteht. Gemäß der von mir favorisierten *ante rem* Konzeption von

---

lasse ich die Indices „schwach“ und „stark“ weg, weil die ersten beiden Prämissen in beiden Lesarten wahr wären. Für meine Kritik an Prämisse (III) ist die Unterscheidung nicht wichtig.

Eigenschaften kann es sein, daß die erstere Eigenschaft existiert, ohne daß Erwin Teufel existiert.

Auch die von Fine erläuterten Schwierigkeiten können, so scheint mir, unter Voraussetzung meiner Konzeption vermieden werden. Die beiden Prämissen von Fines problematischen Schluß würden bei mir folgendermaßen analysiert werden:

(P1) Es ist notwendigerweise wahr, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.

(P1<sub>R</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a)$

(P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(P2<sub>R</sub>)  $\Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$ <sup>320</sup>

Die Konklusion von Fines Schluß folgt nun nur noch dann aus den beiden Prämissen, wenn man das “möglich” wie in (K<sub>R</sub>.a) im schwachen Sinne, und nicht wie in (K<sub>R</sub>.b) im starken Sinne versteht:

(K<sub>R</sub>.a) Es ist nicht bezüglich aller möglichen Welten falsch, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.

$\Diamond_{\text{schwach}}(a = a \wedge \neg \exists x \Delta x [v: v = a])$ <sup>321</sup>

(K<sub>R</sub>.b) Es gibt eine mögliche Welt, bezüglich deren es wahr ist, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert.

$\Diamond_{\text{stark}}(a = a \wedge \neg \exists x \Delta x [v: v = a])$

Daß (K<sub>R</sub>.a) wahr ist, ist unproblematisch, denn es impliziert nicht, daß es bezüglich irgendeiner Welt wahr ist, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist ohne zu existieren, sondern nur, daß die Proposition, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist und nicht existiert, bezüglich mindestens einer Welt wahr oder wahrheitswertlos ist. Ein Beispiel für eine Welt, bezüglich deren diese Proposition wahrheitswertlos ist, ist eine Welt, in der Erwin Teufel nicht existiert, und also „a“ leer ist. Die Lesart, in der wir die Konklusion verstehen, wenn wir sie empört zurückweisen, ist die in (K<sub>R</sub>.b) explizierte, doch in dieser Lesart folgt die Konklusion nicht aus (P1<sub>R</sub>) und (P2<sub>R</sub>) und ist falsch. Alle Welten, bezüglich deren das zweite Konjunktionsglied von

<sup>320</sup> Diese Schreibweise verwende ich hier wieder der Einfachheit halber statt des äquivalenten „ $\Delta a[\mu: \Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = \mu]]$ “.

<sup>321</sup> (K<sub>R</sub>.a) folgt aus den beiden Prämissen, denn wenn „ $\Diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$ “ wahr ist, ist natürlich auch „ $\Diamond_{\text{schwach}} \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$ “ wahr.

(K<sub>R</sub>.b) wahr ist, sind nämlich solche, bezüglich deren das erste Konjunktionsglied – und damit die gesamte Konjunktion – wahrheitswertlos ist.

Durch die Kombination der Unterscheidung zwischen starken und schwachen Modalitäten mit der Annahme, daß die Möglichkeit, daß Erwin Teufel nicht existiert, nichts anderes als die Möglichkeit ist, daß nichts die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein, lassen sich nun alle Einwände beantworten, die Fine gegen die rein Priorsche Lösung und die Lösung der freien Logik vorgebracht hat. Im Falle der Einwände (i), (iii), (iv) und (vi), die schon gegen die zweite Strategie wirkungslos geblieben sind, ist dies offensichtlich. Aber auch die Einwände (ii), (v), (vii) und (viii) können der vorgeschlagenen Lösung nichts anhaben.

(zu ii) Es ist nicht der Fall, daß es in der Lesart, in der es notwendig ist, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, auch notwendig ist, daß Erwin Teufel existiert, denn es ist zwar bezüglich keiner möglichen Welt falsch, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, aber es gibt Welten, bezüglich deren es falsch ist, daß Erwin Teufel existiert.

(zu v) Es gibt meiner Lösung zufolge eine Lesart von „möglich“, in der beide Prämissen der folgenden Variante des problematischen Schlusses wahr sind:

(P1\*) Es ist nicht möglich, daß Erwin Teufel nicht mit sich selbst identisch ist.

(P2) Es ist möglich, daß Erwin Teufel nicht existiert.

(P1\*) und (P2) sind nämlich im starken Sinn von „möglich“ wahr:

(P1\*<sub>R</sub>)  $\neg \diamond_{\text{stark}} \neg (a = a)$

(P2<sub>R</sub>)  $\diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x [v: v = a]$

Dadurch, daß (P2<sub>R</sub>) wahr ist, gibt es zudem einen Sinn (nämlich den starken), in dem die zweite Prämisse wahr, die Konklusion aber falsch ist, das heißt in dem es möglich ist, daß Erwin Teufel nicht existiert, aber unmöglich, daß er mit etwas identisch ist und nicht existiert.

(zu vii) Da ich Existenz nicht mit der Eigenschaft identifiziere, mit etwas identisch zu sein, impliziert die Wahrheit von (P1\*) und (P2) nicht, daß es zwar unmöglich ist, daß Erwin Teufel nicht mit sich identisch ist, aber möglich, daß er mit nichts identisch ist. Wie oben schon erläutert,<sup>322</sup> ist es im selben Sinne notwendig, daß Erwin

---

<sup>322</sup> Vgl. Kapitel 14.



Teufel mit etwas identisch ist, in dem es notwendig ist, daß er mit sich selbst identisch ist. Es gilt:

(P1<sub>R</sub><sup>+</sup>)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a)$

(P2<sub>R</sub><sup>+</sup>)  $\Box_{\text{schwach}}\exists x(x = a)$

(zu viii) Im Rahmen meiner Konzeption hat man eine plausible Erklärung dafür zur Hand, daß die folgenden beiden Annahmen wahr sind:

(74) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel existiert oder nicht existiert.

(75) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist.

Man muß das „notwendig“ in (74) und (75) jeweils in einem anderen Sinne verstehen, nämlich folgendermaßen:

(74<sub>R</sub>)  $\Box_{\text{stark}}(\exists x\Delta x[v: v = a] \vee \neg\exists x\Delta x[v: v = a])$

(75<sub>R</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a)$

Das „notwendig“ in (74) und (75) unterschiedlich zu verstehen, ist im Rahmen der vorgeschlagenen Konzeption plausibel,<sup>323</sup> denn die Proposition, daß Erwin Teufel existiert oder nicht, ist keine, die Erwin Teufel selbst betrifft. Wenn wir uns fragen, ob sie auch falsch sein könnte, schauen wir uns alle möglichen Welten daraufhin an, ob es dort etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit Erwin Teufel identisch zu sein, oder ob es dort nichts gibt, das diese Eigenschaft hat, und stellen fest, daß alle Welten diese Bedingung erfüllen. Die Proposition hingegen, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, betrifft Erwin Teufel, und wenn wir danach fragen, ob sie notwendig ist, interessieren wir uns für Welten, in denen Erwin Teufel existiert, und stellen fest, daß sie überall dort wahr ist.

Gibt es andere Einwände gegen die von mir vorgeschlagene Lösung? Fine erwähnt in einer Fußnote einen Vorschlag, der dem meinen relativ ähnlich ist:

„Tony Anderson has suggested to me a response that is a kind of hybrid of the Priorian and standard responses: the existence-predicate is taken to be false of any object

---

<sup>323</sup> In diesem Sinne wird meine Konzeption auch Fines Intuition gerecht, der meint, man müsse das „notwendig“ in den beiden Sätzen (74) und (75) jeweils in einem anderen Sinne verstehen, ohne seine Begründung akzeptieren zu müssen, daß die Proposition, daß Erwin Teufel entweder existiert oder nicht, mit den Umständen in einer Welt zusammenhänge, während die Proposition, daß Erwin Teufel mit sich selbst identisch ist, dies nicht tue.

in a world in which it does not exist while the predicate [‘is self-identical’] is taken to be neither true nor false of such an object. The modalities are then divided into weak and strong as under the Priorian approach. This response is able to avoid most of the difficulties of the other two responses. However, it will still fall afoul of a version of the second objection: for the sense of necessity in which it is necessary that Socrates is [self-identical] will be a sense in which it is necessary that if Socrates does not exist then he is both [self-identical and not self-identical] [...]. It would also be desirable to be able to provide some deeper motivation for the differential treatment of the two predicates.<sup>324</sup>

Der Vorschlag, den Fine hier erwägt, besteht darin, Priors Unterscheidung zwischen starken und schwachen Modalitäten mit der Annahme zu verbinden, daß atomare Sätze der Form  $\lceil E! \tau \rceil$  – und zwar nur solche atomaren Sätze – auch dann, wenn  $\tau$  leer ist, einen Wahrheitswert haben, nämlich falsch sind. Seine Kritik wäre aber auch für meinen Vorschlag relevant, der die letztere Annahme durch die These ersetzt, daß Existenz auch im Falle singulärer Existenzaussagen als Eigenschaft zweiter Stufe zu analysieren ist. Auch meinem Vorschlag zufolge ist der folgende Satz (76) in der durch (76<sub>R</sub>) explizierten Lesart wahr:

(76) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel, wenn er nicht existiert, sowohl mit sich selbst identisch als auch nicht mit sich selbst identisch ist.

(76<sub>R</sub>)  $\Box_{\text{schwach}}(\neg \exists x \Delta x [v: v = a] \rightarrow a = a \wedge \neg(a = a))$

Das ist aber kein Nachteil meines Vorschlags, und zwar deswegen nicht, weil dasjenige, was einem Satz (76) unplausibel erscheinen läßt, nichts mit dem zu tun hat, was durch eine Äußerung dieses Satzes gesagt wird, sondern sprachpragmatisch erklärt werden kann. Meines Erachtens stehen alle Verwendungen eines Eigennamens, der in einem modalen Kontext vorkommt, aber nicht Teil eines Ausdrucks ist, der eine Eigenschaft bezeichnet, unter der Präsupposition, daß der Eigenname etwas bezeichnet. Da im *consequens* von (76) Erwin Teufel Eigenschaften zugeschrieben werden, impliziert die Äußerung dieses *consequens* deswegen, daß diese Bedingung erfüllt ist, das heißt „Erwin Teufel“ etwas bezeichnet und Erwin Teufel existiert. Diese Präsupposition widerspricht aber dem *antecedens* des Konditionals, und deswegen entsteht der Eindruck, daß das mit (76) Gesagte widersprüchlich (oder zumindest falsch) ist. Daß der Widerspruch nicht in dem durch (76) Gesagten selbst liegt, sondern durch eine pragmatische Präsupposition entsteht, zeigt sich daran, daß der Eindruck des

---

<sup>324</sup> Fine (2005b): Fußnote 14; statt dem Ausdruck „self-identical“ in den eckigen Klammern steht im Originalzitat „human“.

Widersprüchlichen verschwindet, sobald man (76) bzw. (76<sub>R</sub>) durch die äquivalenten Sätze (76\*) und (76<sub>R</sub>\*) ersetzt:

(76\*) Es ist notwendig, daß Erwin Teufel, wenn er mit sich selbst identisch ist oder nicht mit sich selbst identisch ist, existiert.

(76<sub>R</sub>\*)  $\Box_{\text{schwach}}(a = a \vee \neg(a = a) \rightarrow \exists x \Delta x [v: v = a])$ <sup>325</sup>

Auch eine Äußerung von (76\*) steht unter der Präsupposition, daß „Erwin Teufel“ etwas bezeichnet und Erwin Teufel also existiert, nur widerspricht diese Präsupposition nicht dem *consequens* von (76\*), sondern ist mit ihm identisch. (76\*) besagt genau das, was jemand, der Priors Intuitionen teilt, annehmen sollte: Damit Erwin Teufel mit sich selbst identisch oder nicht mit selbst sich identisch sein kann, muß er existieren – denn er muß existieren, um überhaupt irgendeine Eigenschaft zu haben.

Auch auf Fines zweiten Einwand hat man im Rahmen meines Vorschlags eine gute Antwort, und zwar eine, die jemandem, der die von dem genannten Tony Anderson selbst vorgeschlagene Konzeption vertritt, nicht zur Verfügung steht. Wenn man den Ausdruck „existiert“ immer als logisches Prädikat behandelt, dann wirkt es tatsächlich wie eine *ad hoc* Lösung, wenn man dieses Prädikat so grundsätzlich anders behandelt als das Prädikat „ist mit sich selbst identisch“, das heißt wenn man Sätzen der Form  $\ulcorner E! \tau \urcorner$  andere Wahrheitsbedingungen zuweist als Sätzen der Form  $\ulcorner \tau = \tau \urcorner$ . Die „tiefergehende Motivation“ der unterschiedlichen Behandlung von Sätzen wie „Erwin Teufel existiert“ und solchen wie „Erwin Teufel ist mit sich selbst identisch“ wird im Rahmen meines Vorschlages dadurch gegeben, daß der Ausdruck „existiert“ gar kein logisches Prädikat ist, sondern ein logischer Quantor, der nicht eine Eigenschaft von Gegenständen wie Selbstidentität ausdrückt, sondern eine Eigenschaft zweiter Stufe, die Eigenschaft, daß es einen gibt.

Durch meine Modifikation des ursprünglichen Russell-Quine-schen Vorschlags zur Analyse von singulären Existenzsätzen, können also – sollte ich mit dem in diesem Kapitel Gesagten Recht haben – sämtliche Probleme vermieden werden, die es mit Sätzen der Form „a existiert“ gibt, die eine Proposition ausdrücken, die zwar *de facto* wahr, möglicherweise aber falsch sind. Meine Modifikation hat allerdings zur Folge, daß man mit der in diesem Kapitel vorgeschlagenen Analyse nicht erklären kann, daß manche Sätze dieser Form Propositionen ausdrücken, die *de facto* falsch sind, und

---

<sup>325</sup> Daß (76) und (76\*) bzw. (76<sub>R</sub>) und (76<sub>R</sub>\*) äquivalent sind, kann man aussagenlogisch folgendermaßen begründen: Aus „ $\neg p \rightarrow (q \wedge \neg q)$ “ folgt durch Kontraposition „ $\neg(q \wedge \neg q) \rightarrow \neg \neg p$ “, was äquivalent ist mit „ $\neg q \vee \neg \neg q \rightarrow \neg \neg p$ “; durch Beseitigung der doppelten Negation ergibt sich: „ $\neg q \vee q \rightarrow p$ “ bzw. „ $q \vee \neg q \rightarrow p$ “.

ihre Negationen Propositionen, die *de facto* wahr sind – Sätze wie die beiden folgenden:

- (8) Der Teufel existiert.
- (9) Der Teufel existiert nicht.

Würde man die zuletzt verwendete logische Analyse auf einen Satz wie (9) übertragen, erhielte man:

- (9#)  $\Delta a[\mu: \neg \exists x \Delta x[v: v = \mu]]$   
V(a) ist undefiniert

Da ich an Prinzip (M4) festhalten will, das heißt an der Annahme, daß Sätze, in denen eine logische Individuenkonstante  $\tau$  vorkommt, nur dann wahr oder falsch sind, wenn es einen Gegenstand gibt, der durch  $\tau$  bezeichnet wird, würde sich durch die Analyse (9#) ergeben, daß Satz (9) weder wahr noch falsch ist. Im folgenden Kapitel möchte ich zeigen, daß diese Konsequenz für viele Sätze der Form „a existiert nicht“, in denen „a“ nichts bezeichnet, tatsächlich zutrifft. Und ich werde sowohl erklären, wie es sein kann, daß wir durch die Äußerung solcher wahrheitswertlosen Sätze manchmal dennoch etwas Wahres zu Verstehen geben, als auch zeigen, wie man Sätze der Form „a existiert nicht“ analysieren sollte, wenn es sich dabei um wahre Sätze handelt.

### 16. Wahre negierte singuläre Existenzsätze

Wie schon in Kapitel 8 gesagt, halte ich es für einen Vorteil einer Analyse singulärer Existenzsätze, wenn sie nicht impliziert, daß alle Sätze der Form „a existiert nicht“, in denen an der Stelle von „a“ ein leerer singulärer Term steht, wahr sind. Für Sätze wie (69.a) und (70.a) – geäußert, ohne daß der Sprecher dabei auf jemanden zeigt, an jemanden denkt oder jemanden mit „der da“ meint – sollte das nicht gelten:

- (69.a) Irving Teufel existiert nicht.
- (70.a) Der da existiert nicht.

Ich werde meine Argumente für diese Annahme hier nicht noch einmal wiederholen, sondern annehmen, daß diese Sätze keine Proposition ausdrücken, also nichts, was man glauben oder was wahr sein könnte.

Damit meine Annahme plausibel ist, müssen, so scheint mir, zwei Fragen beantwortet werden: (i) Wie kann es sein, daß man – wenn Sätze wie (69.a) und (70.a) keine Proposition ausdrücken – durch die Äußerung dieser Sätze manchmal dennoch etwas zu verstehen gibt, das man glauben kann und das wahr oder falsch ist? (ii) Wie vermeidet man die – *prima facie* sehr unplausible – Annahme, daß es überhaupt keine Sätze der Form „a existiert nicht“ gibt, die eine wahre Proposition ausdrücken? Für welche Art von Einsetzungen für „a“ ist dies nicht der Fall, und wie sollte man Sätze mit solchen Einsetzungen analysieren? Ich werde im folgenden beide Fragen zu beantworten versuchen:

(zu i) Betrachten wir den folgenden Fall: Ein Klosterschüler aus der neuen Klasse des Abtes hat, um sich einen Spaß zu erlauben, den Namen „Irving Teufel“ auf die Klassenliste geschrieben. Der Abt liest nacheinander die Namen vor, mit der Bitte an die Schüler, sich bei der Nennung ihres Namens zu melden. Als sich bei „Irving Teufel?“ wiederholt niemand meldet, sagt ein Schüler: „Irving Teufel existiert nicht“. Was der Schüler mit dieser Antwort zu verstehen geben will, ist, daß es in der Klasse niemanden gibt, der Irving Teufel heißt. Man kann nun, so scheint mir, durchaus zugestehen, daß es dem Schüler gelingt, dem Abt eben dies zu verstehen zu geben, ohne die Annahme machen zu müssen, daß der Schüler durch seine Äußerung von (69.a) *sagt*, daß es niemanden gibt, der Irving Teufel heißt. Das geht, wenn man dies als konversationale Implikatur der Äußerung beschreibt: Der Schüler impliziert mit seiner Äußerung, daß es niemanden gibt, der Irving Teufel heißt, und zwar gerade weil dem Abt deutlich sein muß, daß er mit seiner Äußerung nichts sagt. Es gibt verschiedene Implikatur-Theorien, mit denen man das Vorhandensein dieser Implikatur erklären kann,<sup>326</sup> aber ich werde mich hier nicht mit deren jeweiligen Vor- und Nachteilen aufhalten, sondern Grices klassische Theorie zugrunde legen.<sup>327</sup> Dieser Theorie zufolge kann man das Vorhandensein konversationaler Implikaturen durch die Annahme erklären, daß es bestimmte Konversationsmaximen gibt, an die sich Sprecher in Kommunikationssituationen halten sollten, und von denen sie annehmen können, daß ihre Hörer davon ausgehen, daß sie sich an sie halten. Die sogenannte Maxime der Qualität fordert vom Sprecher, daß er versuchen soll, nur Wahres zu behaupten. Nehmen wir nun an, daß die Verwendung von Eigennamen von Personen unter der semantischen Präsupposition steht, daß diese Eigennamen jemanden bezeichnen, das heißt daß Sätze, die solche Namen enthalten, nur dann wahr oder falsch sind, wenn sie das tun. Als kompetente Sprachverwender wissen sowohl der Klosterschüler als auch der Abt, daß diese Präsupposition besteht, und können davon

---

<sup>326</sup> Vgl. für den genannten Fall besonders Stalnaker (1978): 92 ff.

<sup>327</sup> Vgl. Grice (1989).

ausgehen, daß auch der jeweils andere dies weiß. Wenn der Schüler den Satz „Irving Teufel existiert nicht“ äußert, kann der Abt ihn im Sinne der folgenden Überlegung interpretieren: Entweder der Name „Irving Teufel“ bezeichnet eine Person, dann sagt der Schüler etwas offenkundig Falsches; oder der Name bezeichnet nichts, dann sagt der Schüler gar nichts, was wahr oder falsch sein könnte. In beiden Fällen sagt er nichts Wahres und verstößt somit gegen die Maxime der Qualität, wobei ihm dies bewußt ist, und ihm auch nicht entgeht, daß seinem Hörer dies bewußt ist. Also sollte man den Schüler so interpretieren, daß er seinem Hörer durch die Äußerung des Satzes etwas anderes mitteilen will – naheliegenderweise, daß es niemanden gibt, der Irving Teufel heißt.<sup>328</sup> Weil der Schüler weiß, daß sein Hörer eine solche Überlegung anstellen könnte oder zumindest zu deren Ergebnis gelangen wird, kann er seine Äußerung des wahrheitswertlosen Satzes dazu verwenden, dem Abt etwas Wahres damit zu verstehen zu geben.<sup>329</sup>

Auf ähnliche Weise ließen sich auch mögliche Szenarien erklären, in denen jemand durch eine Äußerung von einem Satz wie (70.a) seinem Hörer etwas Wahres zu verstehen gibt. Angenommen ein Schüler hat – berauscht von Drogen – eine Halluzination von dem Abt und sagt auf nichts deutend zu einem Freund: „Der Typ da ist aber dick“. Er meint, etwas Wahrheitsfähiges gesagt zu haben, irrt sich darin aber. Der weniger berauschte Freund durchschaut die Täuschung und entgegnet, um seinen Freund auf den Fehler hinzuweisen: „Der Typ da existiert gar nicht“ (wahrscheinlich gesprochen mit einem akustischen Äquivalent zu distanzierenden Anführungszeichen um „der Typ da“). Wieder würde der Freund mit dieser Äußerung entweder etwas offenkundig Falsches oder etwas Wahrheitswertloses sagen, und wenn der Schüler dies trotz seiner Berauschtigkeit durchschaut, kann er darauf schließen, daß ihm sein nüchterner Freund durch die Äußerung des Satzes etwas anderes mitteilen will – naheliegenderweise, daß es niemanden gibt, auf den er sich mit seiner Äußerung von „der Typ da“ bezogen hat.

Das Phänomen der Implikatur ist im gegenwärtigen Kontext auch deswegen interessant, weil es erklären kann, weshalb Äußerungen von Sätzen der Form „a existiert“, bei denen an der Stelle von „a“ ein gewöhnlicher nicht-leerer Eigenname steht, informativ sein können. Nehmen wir an, in der oben geschilderten Situation fährt der Abt nach der Belehrung durch den Schüler mit dem Verlesen der Klassenliste fort, und kommt als nächstes zu dem Namen „Johann Teufel“. Nicht wissend, ob dieser Name immer noch Teil des Streiches ist, schaut er den Schüler fragend an. Dieser –

---

<sup>328</sup> In diesem Fall wäre es richtig zu sagen, daß der Schüler etwas impliziert, obwohl er gar nichts sagt, sondern nur so tut, als sagte er etwas.

<sup>329</sup> Vgl. zu dieser Erklärung auch Pears (1967).

wissend, daß es in seiner Klasse jemanden gibt, der Johann Teufel heißt, – äußert daraufhin den Satz „Johann Teufel existiert“. Er sagt damit etwas Wahres, und zwar – wenn meine Analyse dieses Satzes („ $\Delta a[\mu: \exists x \Delta x[\nu: \nu = \mu]]$ “) korrekt ist – etwas, das notwendigerweise wahr ist, obwohl Johann Teufel nicht notwendigerweise existiert.<sup>330</sup> Man kann nun fragen, wie es sein kann, daß der Schüler einerseits eine notwendige Proposition ausdrückt, seine Äußerung aber andererseits informativ ist. Das ist deswegen möglich, weil er neben dem, was er sagt, auch noch etwas impliziert und zwar diesmal naheliegenderweise, daß es in der Klasse jemanden gibt, der Johann Teufel heißt. Die Maxime, die diesmal für die Implikatur verantwortlich ist, ist die der Relation, die vom Sprecher fordert, eine relevante Äußerung zu machen. Weil mit jedem Satz der Form „a existiert“, in dem „a“ ein nicht-leerer normaler Personenname ist, eine notwendige Proposition ausgedrückt wird, kann der Abt schließen, daß es nicht die Wahrheit einer dieser notwendigen Propositionen ist, die der Schüler ihm durch seine Äußerung mitteilen will, denn notwendige Wahrheiten sind im Kontext, der durch seine Frage eröffnet ist, keine relevanten Informationen.<sup>331</sup> Also kann er davon ausgehen, daß ihm der Schüler etwas anderes mitteilen will, und der Schüler kann davon ausgehen, daß der Abt davon ausgeht, und ihm deswegen mit seiner Äußerung implizierend mitteilen, daß es jemanden in der Klasse mit dem Namen „Johann Teufel“ gibt.

(zu ii) Man könnte versucht sein, im Falle aller Sätze der Form „a existiert nicht“, deren Äußerung informativ sein kann, die Informativität als Phänomen der Implikatur zu erklären.<sup>332</sup> Wie schon in Kapitel 8 angedeutet, halte ich diesen Ansatz für falsch. Die Implikatur-Erklärung ist dann angemessen, wenn Verwendungen des an der Stelle von „a“ stehenden singulären Terms unter der Präsupposition stehen, daß „a“ etwas bezeichnet. Es gibt jedoch einige singuläre Terme, bei denen diese Präsupposition zumindest manchmal aufgehoben werden kann, und bei denen es plausibel ist anzunehmen, daß sie gerade im Falle der Äußerung von Sätzen der Form „a existiert nicht“ aufgehoben ist. Bei diesen singulären Termen handelt es sich um solche, die in

<sup>330</sup> Es ist (im schwachen Sinne) notwendig, daß Johann Teufel die Eigenschaft hat, daß etwas die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein, obwohl er nicht die Eigenschaft hat, daß es notwendigerweise etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

<sup>331</sup> Anders liegen die Dinge in einem Kontext wie dem, in dem sich der Denker der Cartesischen Meditationen am Anfang der zweiten Meditation befindet (vgl. Descartes (1641)). Nachdem man an der Wahrheit von allerlei notwendigen Propositionen gezweifelt hat, kann die Entdeckung einer notwendigen Proposition durchaus relevant sein. Daß die durch den Satz „Ich existiere“ ausgedrückte Proposition notwendig ist, heißt, wie gesagt, nicht, daß der Denker, der sie ausdrückt notwendigerweise existiert. Er hat zwar (im schwachen Sinne) notwendigerweise die Eigenschaft, daß etwas die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein, aber er hat nicht die Eigenschaft, daß notwendigerweise etwas die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

<sup>332</sup> Das scheint Stalnaker tun zu wollen (vgl. Stalnaker (1978): 92 ff.).

die Sprache im Rahmen einer bestimmten Theorie zur Erklärung der Welt eingeführt werden, wobei ich den Begriff der Theorie hier so weit verstehe, daß auch ein System religiöser Überzeugungen darunter fallen soll. Beispiele für solche Terme sind der bereits in Kapitel 8 erläuterte Name „Vulkan“, sowie Ausdrücke wie „Gott“ und „der Teufel“. Daß Äußerungen von Existenzsätzen, in denen solche singulären Terme vorkommen, nicht unter der Präsupposition stehen müssen, daß sie etwas bezeichnen, hatte ich in Kapitel 8 anhand der folgenden Sätze begründet:

- (71) Vulkan existiert.
- (71.a) Vulkan existiert nicht.
- (71.b) Möglicherweise existiert Vulkan.
- (71.c) Existiert Vulkan?

Auch Äußerungen der Sätze (8), (9), (8.b) und (8.c) stehen offensichtlich nicht immer unter der Präsupposition, daß der Ausdruck „der Teufel“ etwas bezeichnet:

- (8) Der Teufel existiert.
- (9) Der Teufel existiert nicht.
- (8.b) Möglicherweise existiert der Teufel.
- (8.c) Existiert der Teufel?

Dafür, daß Sätze wie „Der Teufel existiert nicht“ oder „Gott existiert nicht“ anders behandelt werden sollten als ein Satz wie „Irving Teufel existiert nicht“, spricht zudem – wie ebenfalls bereits in Kapitel 8 erwähnt –, daß es absurd wäre, anzunehmen, daß durch die Äußerung jeweils der ersten drei Sätze nichts gesagt würde, das man glauben oder auch nicht glauben kann. Es ist schlicht eine Tatsache, daß manche Menschen glauben, daß Gott existiert, und andere dies bestreiten.

Ich halte es deswegen für das Beste, Sätze wie (71.a) und (9) nicht (jedenfalls nicht immer)<sup>333</sup> auf dieselbe Weise zu analysieren wie die Sätze (44) („Erwin Teufel existiert“) und (69.a) („Irving Teufel existiert nicht“), sondern für sie die ursprüngliche Quinesche, Russellsche (und eventuell auch Fregesche) Analyse zu übernehmen. Dieser Analyse zufolge haben diese Sätze die Form (negierter) quantifizierter Sätze, das heißt die Form „ $(\neg)\exists x\phi[x/\tau]$ “. Was sie ausdrücken, ist die Annahme, daß es etwas gibt, nichts gibt oder möglicherweise etwas gibt, das eine bestimmte Eigenschaft hat. Welche Eigenschaft dies ist, wird implizit durch die Theorien festgelegt, in deren Rahmen die singulären Terme eingeführt werden. Das folgende Verfahren kann dabei

---

<sup>333</sup> Dazu gleich mehr.



dazu dienen, eine solche implizite Festlegung explizit zu machen.<sup>334</sup> Eine entsprechende Theorie kann man sich als Konjunktion sämtlicher Sätze vorstellen, in denen der singuläre Term vorkommt, also im Falle von Le Verriers Vulkan-Theorie als einen Satz wie „Vulkan ist ein Planet und Vulkans Umlaufbahn befindet sich innerhalb der Sonne usw...“. Diesen Satz reformuliere man in einer prädikatenlogischen Sprache als einen Satz der Form „ $F_1a \wedge F_2a \wedge \dots \wedge F_na$ “<sup>335</sup>, und ersetze in diesem Satz sämtliche Vorkommnisse von „a“ durch eine Variable, so daß man einen offenen Satz der Form „ $F_1x \wedge F_2x \wedge \dots \wedge F_nx$ “ erhält. Die komplexe Eigenschaft, die dieser offene Satz ausdrückt, kann man mit Hilfe der oben eingeführten Schreibweise durch den Ausdruck „ $[v: F_1v \wedge F_2v \wedge \dots \wedge F_nv]$ “ bezeichnen. Zu sagen, daß Vulkan nicht existiert, heißt dann nichts anderes als zu sagen, daß es nichts gibt, das diese Eigenschaft hat. Satz (71.a) kann man also als (71.a\*) analysieren, und Satz (9) – mit den entsprechenden Bewertungen für die Prädikatbuchstaben  $G_1$  bis  $G_n$  – als (9\*):

(71.a) Vulkan existiert nicht.

(71.a\*)  $\neg \exists x \Delta x [v: F_1v \wedge F_2v \wedge \dots \wedge F_nv]$

(9) Der Teufel existiert nicht.

(9\*)  $\neg \exists x \Delta x [v: G_1v \wedge G_2v \wedge \dots \wedge G_nv]$

Um mögliche Einwände vorwegzunehmen, scheinen mir einige Anmerkungen zu dieser Analyse erforderlich:

(a) Es ist sicher nicht in allen Fällen so, daß sämtliche Sätze einer Theorie, in denen der zu analysierende singuläre Term vorkommt, die Eigenschaft festlegen, deren Exemplifikation dadurch bestritten wird, daß man einen Satz der Form „a existiert nicht“ äußert, bei dem an der Stelle von „a“ der singuläre Term steht. Besonders deutlich wird dies meines Erachtens bei Theorien, in denen religiöse Überzeugungen zum Ausdruck kommen. Nehmen wir an, eine solche Theorie bestehe aus sämtlichen Sätzen der Bibel, in denen der Ausdruck „Gott“ vorkommt. Wären alle diese Sätze für eine Definition des Begriffes von Gott relevant, würde schon daraus, daß ein einziger dieser Sätze falsch ist, die Nichtexistenz des biblischen Gottes folgen. Dies

---

<sup>334</sup> Vgl. dazu Ramsey (1929), Lewis (1970) und Horwich (1998b); ich weiche von der von diesen Autoren geschilderten Methode insofern ab, als ich die implizite Definition eines singulären Terms betrachte und nicht wie diese Autoren die implizite Definition eines in einer Theorie verwendeten generellen Terms. Man könnte im Falle der Theorie über Vulkan auch so verfahren, daß man die Vulkan-Theorie mit Hilfe des Prädikats „ist Vulkan“ bzw. „ist identisch mit Vulkan“ reformuliert und die implizite Definition dieses Prädikats explizit macht.

<sup>335</sup> Diese Darstellung ist vereinfachend, denn natürlich können in der Theorie auch mehrstellige Prädikate vorkommen.

scheint mir deswegen absurd, weil jemand durchaus an den biblischen Gott glauben kann, ohne annehmen zu müssen, das alles, was in der Bibel über ihn gesagt wird, zutrifft. Welche Eigenschaften etwas haben muß, um unter den Begriff des biblischen Gottes zu fallen, ist eine interessante theologische Frage. Die Beantwortung dieser Frage kann meines Erachtens durchaus zu dem Ergebnis führen, daß dieser Begriff in dem Sinne vage ist, als es weder für die Gemeinschaft gläubiger Christen noch für ein einzelnes ihrer Mitglieder feststeht, welche Eigenschaften das sind. Man bedenke zum Beispiel, daß man eine der Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Christentum und dem Islam so beschreiben kann, daß zwar beide Religionen an die Existenz eines einzigen Gottes glauben, aber unterschiedlicher Meinung darüber sind, ob Jesus der Sohn dieses Gottes ist, oder nur einer seiner Propheten. Doch stellen wir uns einen Tag vor, an dem Gott sich der Menschheit offenbart, und kundtut, daß der Islam Recht hat. Glaubt ein Christ nach dieser Offenbarung immer noch an die Existenz seines Gottes und ändert nur seine Ansichten über dessen Eigenschaften, oder glaubt er danach an einen anderen Gott? Ich kann solchen und ähnlichen theologischen Fragen hier nicht nachgehen, sondern möchte nur darauf hinweisen, daß mein Analysevorschlag offen für sämtliche hier möglichen Antworten sein soll.

(b) Mit dem Glauben an die Existenz Gottes oder die Vulkans geht die Annahme einher, daß es nur einen einzigen Gegenstand gibt, der die dafür jeweils relevante Menge von Eigenschaften hat. Man könnte der Russellschen Kennzeichnungsanalyse folgen, und diese Einzigkeitsannahme in der logischen Form des Satzes explizit machen, etwa indem man einen Satz wie (71.a) als (71.a#) übersetzt:

(71.a) Vulkan existiert nicht.

(71.a#)  $\neg \exists x \forall y (\Delta y [v: F_1 v \wedge F_2 v \wedge \dots \wedge F_n v] \leftrightarrow y = x)$

Mir scheint es allerdings plausibler zu sein, in Anlehnung an Quines Vorschlag aus *Word and Object*<sup>336</sup> die Einzigkeitsbedingung dadurch zu berücksichtigen, daß man sie Teil der komplexen Eigenschaft sein läßt. Das könnte man folgendermaßen explizit machen:

(71.a+)  $\neg \exists x \Delta x [v: \forall y ((G_1 y \wedge G_2 y \wedge \dots \wedge G_n y) \leftrightarrow y = v)]$ <sup>337</sup>

Diese Analyse scheint mir deswegen plausibler, weil die Eigenschaft, die durch den Abstraktionsterm bezeichnet wird, durch die Vulkantheorie festgelegt sein soll, und diese Theorie selbst beinhaltet, daß nicht mehr als ein Planet die Phänomene verur-

<sup>336</sup> Vgl. oben Kapitel 5.

<sup>337</sup> Auf Deutsch: Nichts hat die Eigenschaft, als einziges so-und-so zu sein.

sacht, zu deren Erklärung Le Verriers Theorie dienen soll. Philosophen haben bekanntlich versucht, Ähnliches für den philosophischen Gottesbegriff zu zeigen, das heißt dafür argumentiert, daß es aus den Bestimmungen, die in den Begriff Gottes eingehen, folgt, daß nicht mehr als ein Wesen diese Bestimmungen haben kann.<sup>338</sup>

(c) Ich möchte klarstellen, daß mein Analysevorschlag nicht beinhaltet, daß man sämtliche Sätze, in denen Ausdrücke wie „Vulkan“, „der Teufel“ oder „Gott“ vorkommen, als quantifizierte Sätze analysieren sollte. Man sollte dies nur dann tun, wenn diese Ausdrücke in Existenzsätzen vorkommen, bei deren Äußerung die Präsupposition aufgehoben ist, daß diese Ausdrücke etwas bezeichnen. Sätze wie „Vulkan verursacht die Unregelmäßigkeiten des Perihelions des Merkur“ (geäußert zum Beispiel von Le Verrier) oder „Der Teufel ist für das Böse in der Welt verantwortlich“ (geäußert zum Beispiel vom Abt) sollte man durchaus als gewöhnliche Prädikationen analysieren. Da diese unter der semantischen Präsupposition stehen, daß die singulären Terme in ihnen etwas bezeichnen, sind sie weder wahr noch falsch, und zwar – je nach Annahme über das Wesen von Propositionen – entweder deswegen, weil sie gar keine Proposition ausdrücken, oder weil sie eine Proposition ausdrücken, die weder wahr noch falsch ist.<sup>339</sup> Zudem gibt es auch Existenzsätze, in denen solche singulären Terme vorkommen, und bei denen die Präsupposition, daß diese etwas bezeichnen, nicht aufgehoben ist. Stellen wir uns vor, Le Verrier nimmt vor der Falsifikation seiner Theorie an einer philosophischen Diskussion über kontingente Existenz teil und äußert den folgenden Satz:

(100) Vulkan existiert, aber er hätte auch nicht existieren können.

In diesem Fall ist es unwahrscheinlich, daß Le Verrier behaupten will, daß es einen Planeten innerhalb der Umlaufbahn des Merkur, der dessen Perihelion stört, usw. gibt, aber es auch keinen solchen Planeten geben könnte. Mit dem zweiten Satzteil will er vielmehr auf die Möglichkeit hinweisen, daß der vermeintlich mit „Vulkan“ bezeichnete Planet höchstselbst ein kontingenterweise existierender Gegenstand ist, was etwas anderes ist, als zu behaupten, daß es mögliche Welten gibt, in denen die Vulkan-Theorie falsch ist. Die angemessene Analyse von Satz (100) wäre deswegen dieselbe wie die von Satz (41) („Erwin Teufel existiert, aber er hätte auch nicht existieren können“):

---

<sup>338</sup> Vgl. z.B. Kant (1763).

<sup>339</sup> Daß diese Terme mit einem Fregeschen Sinn verknüpft sind, und die Sätze, in denen sie vorkommen deswegen einen Gedanken ausdrücken, den man für wahr oder falsch halten kann, scheint mir plausibel (vgl. dazu Evans (1979)); es scheint mir zumindest plausibler als im Falle eines Namens wie „Irving Teufel“.

(100\*)  $\Delta a[\mu: \exists x \Delta x[v: v = \mu]] \wedge \Delta a[\mu: \diamond_{\text{stark}} \neg \exists x \Delta x[v: v = \mu]]$

Da die Präsupposition, daß „Vulkan“ etwas bezeichnet, nicht erfüllt ist, und der Individuenkonstante „a“ kein Gegenstand zugeordnet wird, ist Satz (100) weder wahr noch falsch.<sup>340</sup>

Eine weitere Art von Sätzen der Form „a existiert nicht“, die in der Literatur eine wichtige Rolle spielen, weil man mit ihnen anscheinend etwas Wahres zum Ausdruck bringt, sind solche, bei denen an der Stelle von „a“ ein sogenannter fiktionaler Name steht. Unter einem fiktionalen Namen soll ein Name verstanden werden, der in einem fiktionalen Kontext eingeführt wird, das heißt beim Erzählen eines Märchens, beim Schreiben eines Romans oder im Rahmen eines Films. Beispiele für solche Namen sind „Bibi Blocksberg“, „Abbo von Fossanova“ (der Name des Abtes aus *Der Name der Rose*) oder der oben schon verwendete Name „E.T.“ (der Name des Außerirdischen aus Steven Spielbergs gleichnamigem Film). Man könnte versucht sein, einen Satz wie (101):

(101) E.T. existiert nicht.

auf dieselbe Weise zu analysieren wie die zuletzt behandelten Sätze (71.a) und (9). In der logischen Analyse würde dann wie in jenen ein Term auftauchen, der eine Eigenschaft bezeichnet, die durch eine ausgezeichnete Menge dessen, was in Spielbergs Film zu sehen und zu hören ist, implizit festgelegt ist. Mit Satz (101) würde dann gesagt werden, daß es nichts gibt, das diese Eigenschaften – nennen wir sie E.T.-Eigenschaften – hat. Saul Kripke und Robert B. Redmon haben gegen diese Art von Analyse eingewandt, daß ein Wesen wie E.T. nicht nur nicht existiert, sondern daß es dies notwendigerweise nicht tut.<sup>341</sup> E.T. sei ein fiktionaler Gegenstand<sup>342</sup> und solchen

<sup>340</sup> Dasselbe gilt für das von Evans eingeführte „Julius“-Beispiel (vgl. Evans (1979)).

<sup>341</sup> Vgl. Kripke (1972): 24 und 157 f. Robert B. Redmon scheint das Argument, für das Kripke berühmt ist, unabhängig von diesem entdeckt zu haben. In einem Artikel, der in der Januarausgabe des Jahres 1973 in *Mind* erschienen ist (vgl. Redmon (1973)) – bei dem man also davon ausgehen kann, daß sein Autor zum Zeitpunkt des Verfassens Kripkes Buch noch nicht gelesen haben konnte – schreibt er (ohne Kripke zu erwähnen) über den Satz „Pegasus existiert nicht“: „Imagine a team of palaeontologists who have dug up the fossils of a horse with wings. Moreover there is a tablet with this flying horse which describes his adventures and which closely matches the myths (if they are myths now) about Pegasus. Would this prove that Pegasus existed? It would be evidence. But it would be evidence that the writer (or teller) of the tales about Pegasus had been describing an actual state of affairs, and not just writing fiction. If we *know* that the writer had been writing fiction (he told us it was fiction, he never lies, etc.), we would know that Pegasus (*his* Pegasus) did not, could not, exist. It would be a great coincidence (and make us think that for once the writer was lying) but it would not prove that *his* Pegasus existed“ (ebd., 57).

<sup>342</sup> Vgl. Kripke (1973).

Gegenständen ist es wesentlich, daß sie nicht existieren. Es ist aber nicht notwendig, daß nichts die E.T.-Eigenschaften hat. In möglichen Welten, in denen all die Dinge passieren, die in Spielbergs Film zu sehen sind, gibt es ein solches Wesen. Ein weiterer Einwand:<sup>343</sup> Stellen wir uns den unwahrscheinlichen Fall vor, daß es in unserer Welt – ohne daß Melissa Mathison oder Spielberg davon wußten – tatsächlich ein Wesen gab, auf das all das zutrifft, was in Spielbergs Film zu sehen ist. Es wäre dann trotzdem nicht so, daß Spielbergs Film von diesem Wesen handelte, sich der Name „E.T.“ auf dieses Wesen beziehen würde, und Satz (101) wahr wäre. Er müßte dann aber wahr sein, wenn die erwähnte Analyse korrekt wäre.

Ich halte Kripkes und Redmons Einwand gegen die genannte Analyse für zwingend. Die Weise, auf die er hier bislang formuliert wurde, ist meines Erachtens aber irreführend. E.T. ist eine Filmfigur, und das heißt: ein fiktionaler Gegenstand. Wenn er ein solcher fiktionaler Gegenstand ist, dann gibt es solche fiktionalen Gegenstände. Ebenso gibt es bzw. existiert die Filmfigur E.T.<sup>344</sup> Wie jeder Gegenstand hat sie die Eigenschaft, daß es etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihr identisch zu sein. Sie existiert zudem kontingenterweise, denn in Welten, in denen die Drehbuchautorin Melissa Mathison sie nicht erfunden hat, existiert sie nicht. Statt der Formulierung „E.T. existiert notwendigerweise nicht“ sollte man also besser das folgende sagen: E.T. ist seinem Wesen nach ein fiktionaler Gegenstand. Fiktionale Gegenstände sind notwendigerweise Dinge, deren Anwesenheit in der Welt zwar zu einer bestimmten Zeit beginnt (wenn sie erfunden werden), die aber keine Stelle im Raum einnehmen und die keine kausale Wirkung auf die Welt ausüben. Nennt man Dinge, die eine kausale Wirkung auf etwas ausüben können, dem ursprünglichen Wortsinn nach „wirkliche Dinge“, könnte man sagen: Ein fiktionaler Gegenstand wie E.T. ist ein nicht-wirklicher Gegenstand, und zwar ein notwendigerweise nicht-wirklicher Gegenstand. Ersteres ist meiner Ansicht nach genau das, was man durch eine Äußerung von Satz (101) eigentlich sagen will. Weniger mißverständlich könnte man es durch einen der beiden folgenden Sätze bekunden:

(101.a) E.T. existiert nicht wirklich.

(101.b) E.T. gibt es nicht wirklich.<sup>345</sup>

---

<sup>343</sup> Vgl. wieder Kripke (1972): 157 f. und Redmon (1973): 57.

<sup>344</sup> Diese Thesen sind natürlich nicht unkontrovers und ich werde sie im nächsten Kapitel ausführlich erläutern und begründen.

<sup>345</sup> Vgl. Cartwright (1960): 638. Cartwright will einen prinzipiellen Unterschied zwischen zwei Arten von wahren negativen Existenzaussagen machen: solchen bei denen man eine Eigenschaft von etwas prädiziert, und solchen, bei denen man nichts prädiziert, und die man als quantifizierte Aussagen verstehen sollte. Dem würde ich zustimmen und sagen, daß Satz (101) zur ersten Sorte gehört und (71.a) zur zweiten.

Diese Paraphrasierungen zeigen, daß man auf einen Satz wie (101) das Analyseverfahren für Sätze wie (44) („Erwin Teufel existiert“) mit einer kleinen Modifikation übertragen kann. Satz (101) ist notwendigerweise genau dann wahr, wenn E.T. die Eigenschaft hat, daß *nichts Wirkliches* die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein – und diese Eigenschaft kommt E.T. notwendigerweise zu. Meine Analyse von (101) lautet also:

(101\*)  $\Delta a[\mu: \neg \exists x(Fx \wedge \Delta x[v: v = \mu])]^{346}$

$V(F) = \{x; x \text{ ist wirklich}\}$

Mein Analysevorschlag für Satz (101) setzt – wie schon der gesamte letzte Absatz – die Annahme voraus, daß es so etwas wie fiktionale Gegenstände gibt.<sup>347</sup> Diese Annahme ist alles andere als unkontrovers. Ich werde im nächsten Kapitel dafür argumentieren, daß wir sie dennoch machen sollten, und eine Konzeption fiktionaler Gegenstände vorstellen, die es einem, so meine ich, leicht macht, an ihre Existenz zu glauben, und damit auch das Problem einer nicht-meinongianischen Analyse eines Satzes wie (13) („E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur“) löst.

---

<sup>346</sup> Diese Analyse beinhaltet, daß die Sätze „E.T. existiert nicht“ und „Vulkan existiert nicht“ eine unterschiedliche logische Form haben. Wolfgang Kühne hat nach einem Vortrag, in dem ich diese Behauptung verteidigt habe, eingewandt, daß sie sich nicht mit der Wahrheit eines Satzes wie „E.T. existiert genausowenig wie Vulkan“ vereinbaren ließe. Meiner Ansicht nach ist die Oberflächenform dieses Beispielsatzes irreführend. „E.T. existiert genauso wenig wie Vulkan“ sieht so aus wie „Erwin Teufel trinkt genausowenig wie der Abt“. Doch während „Erwin Teufel trinkt weniger als der Abt“ sinnvoll ist, ist „E.T. existiert weniger als Vulkan“ ungrammatisch. Das ist ein Anzeichen dafür, daß in Kühnes Beispielsatz nicht zwei Gegenständen eine Eigenschaft im gleichen Maße zugeschrieben wird, sondern daß er im Sinne von „Es ist genauso wenig der Fall, daß E.T. existiert, wie es der Fall ist, daß Vulkan existiert“ zu verstehen ist, wobei das „es ist genauso wenig der Fall“ nicht mehr besagt, als daß keines von beiden der Fall ist. Daß die logische Analyse der beiden „daß“-Sätze unterschiedlich ist, ist kein Problem. Man beachte, daß meine Analyse die Annahme, daß „existiert“ in den beiden „daß“-Sätzen eine andere Bedeutung hat, genauso vermeidet, wie die, daß „existieren“ eine andere Bedeutung in singulären als in generellen Existenzaussagen hat. Man kann Kühnes Einwand in einen solchen gegen Positionen umwandeln, denen zufolge „existieren“ im Falle genereller Existenzaussagen durch den Existenzquantor, im Falle singulärer aber durch ein Existenzprädikat übersetzt werden sollte. Wenn das so wäre, bekäme man tatsächlich Schwierigkeiten mit Sätzen wie „Drachen existieren genauso wenig, wie Vulkan dies tut“ und „Drachen gibt es genauso wenig, wie es Vulkan gibt“, wenn man nicht annehmen will, daß die Ausdrücke „existieren“ und „es gibt“ innerhalb eines jeden dieser Sätze in zwei verschiedenen Bedeutungen vorkommen, wofür meiner Ansicht nach nichts spricht.

<sup>347</sup> Argumente für diese Annahme, die über das im nächsten Kapitel Gesagte hinaus gehen, findet man bei Van Inwagen (1977), (1983) und (2000) und Kripke (1973).

## 17. Fiktionale und andere pleonastische Gegenstände

Es gibt mittlerweile eine unübersehbar große Menge philosophischer Publikationen, deren Autoren sich mit dem Phänomen fiktionaler Rede und den damit verbundenen sprachphilosophischen und metaphysischen Schwierigkeiten auseinandersetzen.<sup>348</sup> Ich kann im Rahmen dieser Arbeit auch nicht annähernd auf die Vielzahl möglicher Positionen eingehen, die von diesen Autoren vertreten werden. Ich werde hier nicht sehr viel mehr tun, als eine dieser Konzeptionen darzustellen, das heißt zu zeigen, durch welche Phänomene sie motiviert ist und wie unter Voraussetzung ihrer Wahrheit Vorbehalte gegen die Existenz fiktionaler Gegenstände ausgeräumt werden können. Außerdem werde ich einige Einwände gegen eine bekannte alternative Analyse von Sätzen mit fiktionalen Namen vorbringen. Ich stelle die Konzeption, die ich selbst für richtig halte, in dieser Arbeit deswegen vor, weil sich mit ihr einige der Beispielsätze, anhand deren Meinongianer ihre Theorie zu begründen versuchen, auf nicht-meinongianische Weise analysieren lassen.

Fiktionale Namen wie „Bibi Blocksberg“, „Abbo von Fossanova“ oder „E.T.“ können auf drei grundsätzlich verschiedene Weisen verwendet werden. Die erste Weise möchte ich „Verwendung im Als-ob-Modus“ nennen. Im Als-ob-Modus werden fiktionale Namen verwendet, wenn sie beim Erzählen eines Märchens, beim Schreiben eines Romans oder Drehbuchs verwendet oder von Schauspielern auf der Bühne oder bei den Dreharbeiten zu einem Film geäußert werden. Ein Beispiel für einen solchen, im Als-ob-Modus geäußerten Satz wäre:

(102) E.T.'s Finger beginnt zu leuchten.

Der Als-ob-Modus der schriftlichen oder mündlichen Äußerung von Sätzen zeichnet sich dadurch aus, daß mit der Äußerung kein Anspruch auf Wahrheit erhoben wird. Wer einen Roman schreibt, tut zwar so, als ob er einem etwas über die Welt erzählt, aber er tut dies nicht wirklich, und ein kompetenter Hörer weiß, daß er es nicht tut. Ebenso tut Melissa Mathison, wenn sie Satz (102) in ihr Drehbuch schreibt, so, als ob sie sich mit dem Namen „E.T.“ auf ein bestimmtes Wesen bezieht, dem sie eine Eigenschaft zuschreibt, aber sie hat nicht die Absicht, sich wirklich auf ein solches Wesen zu beziehen. Das Phänomen der Äußerung von Sätzen im Als-ob-Modus wirft sprachphilosophisch interessante Fragen wie die auf, ob durch solche Sätze Propositionen zum Ausdruck gebracht werden, oder ob man bei der Äußerung auch nur so

---

<sup>348</sup> Für einen Überblick vgl. den Sammelband Everett, Hofweber (2000).

tut, als ob Propositionen zum Ausdruck gebracht werden. Ich werde auf diese und ähnliche Fragen hier nicht weiter eingehen, weil die Verwendung von Namen im Als-ob-Modus allein meiner Ansicht nach kein Argument dafür liefert, daß diese Namen fiktionale Gegenstände bezeichnen. Jedenfalls gibt es bessere Argumente für diese Annahme.

Die zweite Verwendungsweise von fiktionalen Namen betrifft ihre Verwendung in bestimmten Kontexten, in denen es durchaus um den Anspruch auf Wahrheit geht. Zwei Cineasten könnten sich zum Beispiel über die Wahrheit des folgenden Satzes streiten:

(103) E.T. gehört zu einer Gruppe extraterrestrischer Botaniker.

Auf ähnliche Weise kann man sich darüber uneins sein, ob der folgende, in Kapitel 1 bereits erwähnte Satz (12) wahr ist:

(12) Zeus ist der Sohn von Kronos.

Es scheint falsch zu sein, daß Zeus der Sohn von Uranos ist, und also wahr, daß er der Sohn von Kronos ist. Ebenso ist es anscheinend falsch, daß E.T. ein extraterrestrischer Geologe, und wahr, daß er Botaniker ist.

Es mag sein, daß man schon die Wahrheit bzw. Falschheit solcher Sätze nur dann erklären kann, wenn man annimmt, daß die singulären Terme „E.T.“, „Zeus“ und „Kronos“ fiktionale Gegenstände bezeichnen. Meiner Ansicht nach ist es allerdings naheliegender, das mit solchen Sätzen Gesagte als Aussagen darüber zu verstehen, was in einem bestimmten fiktionalen Kontext im Als-ob-Modus gesagt wird. Satz (103) wäre dann keine Aussage über einen bestimmten fiktionalen Gegenstand, sondern eine Aussage darüber, daß in Mathisons Drehbuch bzw. in Spielbergs Film so getan wird, als ob es einen Außerirdischen namens E.T. gäbe, der ein Botaniker ist. Und wer an der Wahrheit von Satz (12) zweifelt, würde dieser Interpretation zufolge daran zweifeln, daß im Rahmen der griechischen Mythologie so getan würde, als ob der Göttervater Zeus Sohn des Titanen Kronos sei. Für die Interpretation spricht, daß man, um die Wahrheit von (103) und (12) zu überprüfen, ins Kino geht oder ein Werk wie Schwabs *Sagen des klassischen Altertums* liest. Dagegen spricht, daß eine genaue semantische Analyse von Sätzen der Form „Im Kontext des-und-des Werkes wird so getan, als ob *p*“ schwierig ist, besonders wenn man annimmt, daß durch Äußerungen im Als-ob-Modus keine Propositionen ausgedrückt werden. Ich werde auch zu diesem Problemzusammenhang nichts weiter sagen, sondern direkt zu der Art von Verwendung fiktionaler Namen kommen, die einen meiner Meinung nach zu der Annahme zwingt, daß es fiktionale Gegenstände gibt.



Diese dritte Verwendungsart fiktionaler Namen läßt sich gut anhand von Sätzen wie den beiden folgenden illustrieren.

(13) E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur.

(104) E.T. ist in den USA bekannter als Erwin Teufel.

Ein Argument für die Existenz fiktionaler Gegenstände wie Filmfiguren läßt sich mit Hilfe dieser beiden Beispielsätze formulieren, wenn man die folgenden beiden Annahmen macht: (i) Die beiden Sätze sind wahr. (ii) Bei der logischen Analyse dieser Sätze sollte man ihrer Oberflächenstruktur folgen und also zum Beispiel annehmen, daß der Name „E.T.“ eine logische Individuenkonstante ist.<sup>349</sup> Wenn (i) und (ii) zutreffen, dann sollte man (13) im Sinne von (13\*) verstehen, wobei dann Satz (105) aus Satz (13) folgt.

(13) E.T. ist die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur.

(13\*)  $Fa \wedge Ga \wedge \forall x(Fx \wedge Gx \rightarrow Rax \vee a = x)$

(105) Es gibt Filmfiguren.

(105\*)  $\exists xFx$

$V(a) = \text{E.T.}, V(F) = \{x, x \text{ ist eine Filmfigur}\}, V(G) = \{x \text{ wurde von Melissa Mathison erfunden}\}, V(R) = \{ \langle x, y \rangle, x \text{ ist berühmter als } y \}$

Meiner Ansicht nach gibt es gute Argumente für beide Annahmen.

(zu i) Wer Sätze wie (13) oder (104) in einem für die Äußerung solcher Sätze typischen Kontext äußert, äußert sie offensichtlich nicht im Als-ob-Modus. Er tut nicht so, als ob er einem etwas Wahres über die Welt erzählen wollte, erzählt in Wirklichkeit aber nur eine Geschichte, sondern er behauptet etwas, das heißt erhebt einen Anspruch auf die Wahrheit des von ihm Gesagten. Man könnte auch sagen: Die Sätze (13) und (104) sind nicht Teil eines fiktionalen, sondern Teil eines metafiktionalen Diskurses. Der eindeutigste Beleg dafür, daß dieser metafiktionale Diskurs mit dem Anspruch auf Wahrheit verbunden wird, ist, daß die genannten Sätze Teile von Theorien sein können, die in Disziplinen wie der Film- oder der Literaturwissenschaft entwickelt werden. Solche Wissenschaften können sich damit beschäftigen, wann und von wem eine gewisse fiktionale Figur erfunden wurde, ob es für diese Figur Vorla-

---

<sup>349</sup> Man sollte beachten, daß weder die Quinesche Analyse noch die der negativen freien Logik und auch nicht Bencivengas supervaluationistische Variante einer freien Logik erklären kann, daß die Sätze (13) und (104) wahr sind. Gemäß den ersten beiden müßten die Sätze falsch sein, der letzten zufolge wären sie wahrheitswertlos.

gen gab, ob sie selbst Vorlage für andere Figuren war, und vieles mehr. All diese Fragen kann man nicht ausschließlich dadurch lösen, daß man darauf achtet, was in den jeweils relevanten literarischen Werken oder Filmen im Als-Ob-Modus behauptet oder gezeigt wird. Nichts in Spielbergs Film deutet darauf hin, daß E.T. von Melissa Mathison erfunden wurde, und laut der Geschichte des Films ist E.T. längst nicht so bekannt, wie es die Filmfigur E.T. tatsächlich ist.

(zu ii) Der zuletzt genannte Punkt schließt es aus, die Sätze (13) und (104) in Analogie zu solchen Sätzen zu analysieren, die auf die zweite der drei oben unterschiedenen Weisen verwendet werden heißt nicht als Sätze darüber, was gemäß der-und-der Geschichte der Fall ist. Man kann sie logisch also nicht durch Sätze analysieren, in denen ein in ihnen implizit mitgedachter Operator der Form „In der für den Kontext relevanten fiktionalen Geschichte wird so getan, als ob ...“ explizit gemacht wird. Die einzige Möglichkeit, metafiktionale Aussagen durch Zuhilfenahme der Idee des So-Tuns-als-ob zu analysieren, bestünde in der Annahme, daß auch der metafiktionale Diskurs selbst eine Form des fiktionalen Diskurses ist, eine Annahme, die in der Literatur am prominentesten von Kendall Walton vertreten wird.<sup>350</sup> Film- und Literaturwissenschaftler, die Sätze wie (13) oder (104) äußern, würden dieser Annahme zufolge das mit diesen Sätzen anscheinend Gesagte nicht wirklich behaupten, sondern würden nur so tun, als würden sie es behaupten. Sie nähmen an einer Art Spiel teil, bei dem man so tut, als gäbe es fiktionale Gestalten, die von Autoren erfunden werden. Um die unplausible Annahme zu vermeiden, daß weite Teile des literatur- oder filmwissenschaftlichen Diskurses nichts weiter als Teil einer großen Märchenstunde sind, müßte man ferner annehmen, daß durch die Äußerung der genannten Sätze im Als-ob-Modus dennoch bestimmte Dinge mit behauptender Kraft mitgeteilt werden können – nur eben zum Beispiel nicht, daß E.T. die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur ist. Die Frage ist: Was wird dann durch die Äußerung solcher Sätze mitgeteilt? Kendall Walton macht den folgenden Vorschlag:

„[...] to say that *Donald Duck* ‘was invented by Walt Disney’ or that he ‘is a cultural artifact’ is probably to say that there is no such thing, i.e. that Donald Duck-ish referring attempts fail.”<sup>351</sup>

Das Modell, das Walton vorzuschweben scheint, ist offensichtlich demjenigen sehr ähnlich, das ich oben für Sätze wie „Irving Teufel existiert nicht“ vorgestellt habe. Aufgrund bestimmter sprachpragmatischer Regeln kann man in einem Fall, in dem man nur so tut, als ob man sich auf einen bestimmten Gegenstand bezieht, seinem

---

<sup>350</sup> Vgl. Walton (1990): Abschnitt 11, und Walton (2000).

<sup>351</sup> Walton (2000): 83.

Hörer etwas mitteilen, zum Beispiel, daß ein bestimmter Name leer ist. An diesem Modell ist prinzipiell nichts auszusetzen. Es scheint aber alles andere als klar zu sein, wie es als Modell zur Erklärung der Informativität eines gesamten Diskurses taugen soll.<sup>352</sup> Schon im Falle der Aussage, daß E.T. die berühmteste von Melissa Mathison erfundene Filmfigur ist, wäre es schwer, das anzugeben, was man ‚eigentlich‘ damit zum Ausdruck bringen will: Daß Melissa Mathisons Versuche, sich mit dem Namen „E.T.“ auf etwas zu beziehen, fehlschlügen, und sie dadurch zu größerer Berühmtheit gelangte als durch jeden anderen fehlgeschlagenen Versuch, sich mit einem Namen auf etwas zu beziehen? Wohl kaum, denn in (13) geht es nicht um Melissa Mathisons Berühmtheit. Daß der leere und von Melissa Mathison in einem für die Entstehung eines Filmes relevanten Kontext eingeführte Name „E.T.“ berühmter ist als jeder andere leere und so von ihr eingeführte Name? Auch nicht – denn eine Filmfigur wie E.T. kann berühmt sein, ohne daß ihr Name es ist,<sup>353</sup> und außerdem können literarische Figuren und Filmfiguren in verschiedenen Ländern berühmt sein, dort aber andere Namen haben.<sup>354</sup> Jeder Versuch, Aussagen über E.T. auf solche über den Namen „E.T.“ zu reduzieren, scheitern zudem daran, daß das folgende der Fall ist:

(106) Melissa Mathison hätte E.T. erfinden können, ohne ihm den Namen „E.T.“ zu geben.

Wie eine Paraphrase dessen, was mit metafiktionalem Sätzen, in denen anscheinend von fiktionalen Gegenständen die Rede ist, ‚eigentlich‘ gesagt wird, aussehen sollte, ist noch unklarer, wenn es sich bei diesen Sätzen um solche handelt, in denen gar keine fiktionalen Namen vorkommen, sondern in denen über fiktionale Gegenstände quantifiziert wird:

---

<sup>352</sup> Aus dem gleichen Grund scheint mir Gareth Evans’ und David Wiggins’ Analyse negativer Existenzsätze wie „E.T. existiert nicht (wirklich)“ nicht überzeugend zu sein (vgl. dazu Evans (1982): Kapitel 10 und Wiggins (1995) und (1999)). Etwas salopp formuliert kann man Evans’ und Wiggins’ Konzeption folgendermaßen beschreiben: Bei der Äußerung eines Satzes wie „E.T. existiert gar nicht wirklich“ befinden wir uns mit einem Bein noch im Als-ob-Modus, das heißt verwenden den Namen „E.T.“, als ob er etwas bezeichnen würde, mit dem anderen Bein – dem Bein, für das der Satzteil „nicht wirklich“ verantwortlich ist – stehen wir aber bereits außerhalb dieses Als-ob-Modus und entlarven diesen als solchen. Ich möchte hier weder auf die etwas weniger metaphorische Formulierung der Theorie eingehen, noch diskutieren, ob es solche nur zur Hälfte im Als-ob-Modus getätigten Sprechakte gibt. Hoffnungslos erschiene mir jedenfalls der Versuch, die dritte Art der Verwendung fiktionaler Namen, das heißt Sätze wie (13) und (104), samt und sonders unter Rekurs auf solche zwielichtigen Sprechakte zu analysieren. Hat man aber einmal zugestanden, daß Sätze wie (13) und (104) nur wahr sein können, wenn es fiktionale Gestalten gibt, dann kann man Sätze wie (101.b) („E.T. gibt es nicht wirklich“) so analysieren, wie ich das am Ende des letzten Kapitels getan habe.

<sup>353</sup> Man denke nur an dieses etwas altklug aussehende Mainzelmännchen, ... das mit der Brille, ... nicht Edi oder Berti, sondern ... na, wie heißt es doch gleich?

<sup>354</sup> Wie Tim aus „Tim und Struppi“, der im Original Tintin heißt.

- (107) Melissa Mathison hat insgesamt 35 Filmfiguren erfunden.
- (108) Es gibt eine Filmfigur, für die bezüglich aller Filme, die auf einem Drehbuch von Melissa Mathison basieren, gilt, daß sie entweder in diesen Filmen vorkommt oder der Autorin als Vorlage für eine andere in dem jeweiligen Film vorkommende Figur diente.<sup>355</sup>

Die Behauptung, daß es auch für solche Sätze plausible Paraphrasen des ‚eigentlich‘ durch ihre Äußerung Mitgeteilten gibt, ist nicht mehr als eine Versprechen, und zwar eines, auf dessen Erfüllung zu hoffen wenig Grund besteht.<sup>356</sup>

Ebensowenig scheint mir klar zu sein, was es eigentlich heißen sollte, daß man Sätze wie (13) und (104) bis (108) im Als-ob-Modus äußert. Es ist klar, was damit im Falle eines Satzes wie (102) („E.T.’s Finger beginnt zu leuchten“) gemeint ist. Es ist nämlich klar, was der Fall sein müßte, damit mit diesem Satz etwas Wahres gesagt wäre. Es müßte dazu einfach ein Wesen geben, auf das sich der Sprecher (oder Schreiber) mit „E.T.“ bezieht; dieses Wesen müßte einen Finger haben, und dieser Finger müßte zu leuchten beginnen. Jeder kann sich eine solche Situation vorstellen. Wie aber müßte eine Situation aussehen, in der mit dem Satz „Melissa Mathison hat eine Filmfiguren erfunden“ wörtlich etwas Wahres gesagt würde? Wenn man annimmt, daß man mit diesem Satz tatsächlich wörtlich etwas Wahres sagen kann (und nicht nur so tun kann, als ob man das tut), ist die Antwort auf diese Frage nicht schwer: Melissa Mathison setzt sich an ihren Schreibtisch, läßt ihre Gedanken schweifen, stellt sich dieses oder jenes vor, hat plötzlich die Idee für eine Geschichte, in der es eine so-und-so beschaffene Person oder ein so-und-so beschaffenes Wesen gibt, denkt sich einen Namen für diese Person oder dieses Wesen aus und verwendet diesen Namen beim Schreiben der Geschichte. Nichts weiter muß der Fall sein, damit sie eine fiktionale Figur erfindet, und nichts weiter muß man von ihr wissen, um zu wissen, daß sie eine fiktionale Figur erfunden hat. Wenn man allerdings annimmt, daß man mit der Äußerung des genannten Satzes nur so tut, als wolle man sagen, Melissa Mathison habe eine Filmfigur erfunden, muß man eine andere Geschichte darüber erzählen, *wovon*

<sup>355</sup> Vgl. für dieses Beispiel Van Inwagen (2000). Van Inwagen argumentiert, daß aus einem Satz wie (108) andere Sätze logisch folgen (so zum Beispiel der Satz „Wenn es keine Figur gibt, die in allen auf einem Drehbuch von Melissa Mathison basierenden Filmen vorkommt, gibt es mindestens eine solche Filmfigur, für die eine andere solche Filmfigur als Vorlage diente“) und daß man dieser Tatsache nur durch die Annahme gerecht wird, daß man in beiden Sätzen über fiktionale Gegenstände quantifiziert. Walton entgegnet darauf, daß es zu dem relevanten metafictionalen Als-ob-Sprachspiel gehört, daß man so tut, als ob der zweite Satz aus dem ersten folgt (vgl. Walton (2000): 93).

<sup>356</sup> Man muß erwähnen, daß Walton selbst zugesteht, daß sich nicht alle im metafictionalen Als-ob-Modus geäußerten Sätze angemessen paraphrasieren lassen (vgl. Walton (2000): 78). Bestimmte Dinge lassen sich ihm zufolge wesentlich nur dadurch sagen, daß man von bestimmten anderen Dingen so tut, als ob man sie sagen würde. Diese Ansicht teilt er mit Stephen Yablo (2000). Ob sie dadurch plausibler wird, lasse ich dahingestellt sein.

man eigentlich so tut, als ob es der Fall sei, obwohl man nicht behaupten will, daß es wirklich der Fall ist. Zweifellos will man nicht bestreiten, daß es der Fall sein könnte, daß Melissa Mathison sich an ihren Schreibtisch gesetzt, ihre Gedanken schweifen gelassen, sich dieses oder jenes vorgestellt und plötzlich die Idee für eine Geschichte, in der es eine so-und-so beschaffene Person oder ein so-und-so beschaffenes Wesen gibt, gehabt, sich einen Namen für diese Person oder dieses Wesen ausgedacht und diesen Namen schließlich beim Schreiben der Geschichte verwendet hat. Was ist es also, das darüber hinaus nicht tatsächlich der Fall ist? Man kann hier nicht einfach antworten, daß alles dies eben nicht ausreicht, um eine fiktionale Gestalt zu erfinden, sondern muß eine gehaltvollere Antwort auf diese Frage geben, denn schließlich soll man durch die Äußerung des Satzes „Melissa Mathison hat eine Filmfigur erfunden“ ja so tun, als sei darüber hinaus noch etwas anderes der Fall. Stellen wir uns vor, jemand beantwortet diese Frage folgendermaßen: „Daß Melissa Mathison durch die oben geschilderten Tätigkeiten tatsächlich eine fiktionale Figur erfunden hat, wäre nur dann der Fall, wenn dadurch, daß sie die genannten Tätigkeiten ausführt, in einem platonischen Ideenhimmel plötzlich ein neues Wesen anwesend ist, ein Wesen, das mit den anderen dort existierenden fiktionalen Gestalten die Raum-Zeit dieses Ideenhimmels teilt und dort Dinge tun kann, wie seinen Finger zum Leuchten bringen.“ Das beschriebene Szenario wäre tatsächlich eines, von dem man so tun könnte, als ob es wirklich bestünde. Das Problem ist, daß niemand, der an die Existenz fiktionaler Gegenstände glaubt, zu der Annahme gezwungen ist, solche Gegenstände existierten in einem platonischen Ideenhimmel und teilten sich die dortige Raum-Zeit. Zudem wäre es abwegig, anzunehmen, daß Literatur- und Filmwissenschaftler mit der Äußerung der genannten Sätze so tun würden, als sei etwas derartiges der Fall. Die zuletzt angestellte Überlegung macht meines Erachtens einen in der Debatte über fiktionale Gegenstände entscheidenden Punkt deutlich. Der eigentliche Grund, weshalb manche Philosophen es abwegig finden, die Existenz solcher Gegenstände zuzugestehen, liegt darin, daß es schwer zu erklären ist, wie es *allein deswegen*, weil jemand zu einer bestimmten Zeit bestimmte Ideen hat oder Namen auf eine bestimmte Weise verwendet, plötzlich einen Gegenstand geben soll, den es vorher nicht gab. Ebenso schwer scheint es zu erklären zu sein, daß man *allein dadurch*, daß man weiß, daß eine Autorin bestimmte Ideen hat oder Namen auf eine bestimmte Weise verwendet, wissen können soll, daß es einen Gegenstand gibt, der von dieser Autorin erfunden wurde. Das beste Argument für die Existenz fiktionaler Gegenstände scheint mir deswegen eine Theorie fiktionaler Gegenstände zu sein, die diese beiden Aspekte erklären kann. Eine solche Theorie hat Stephen Schiffer mit seiner

Konzeption *pleonastischer Gegenstände* entwickelt.<sup>357</sup> Ich werde sie im folgenden kurz vorstellen.

Die Grundidee von Schiffers Konzeption ist, daß es eine bestimmte Art von Gegenständen gibt – unter ihnen philosophisch „verdächtige“ wie fiktionale Entitäten, Eigenschaften, Propositionen, Ereignis- und Zustandstypen oder Zahlen –, die sich von den gewöhnlichen, konkreten Gegenständen dadurch unterscheiden, daß der sprachliche Bezug auf sie und das Wissen von ihnen auf eine bestimmte Weise vom sprachlichen Bezug auf bzw. dem Wissen von diesen konkreten Gegenständen abhängt. Ich werde hier erst einmal nur darauf eingehen, was das im Falle fiktionaler Gegenstände genau heißen soll. Schiffer unterscheidet – wie ich oben – zwischen der fiktionalen Rede im Als-ob-Modus und der metafiktionalen Rede über fiktionale Gegenstände. Darüberhinaus gibt es Sätze, die die fiktionale Rede im Als-ob-Modus zum Gegenstand haben. Ein Beispiel für einen solchen Satz wäre Satz (109), ein Beispiel für einen metafiktionalen Satz über fiktionale Gegenstände wäre Satz (110):

(109) Melissa Mathison verwendete den Namen „E.T.“ beim Schreiben einer Geschichte so, als ob sie damit ein bestimmtes Wesen bezeichnen würde.

(110) Melissa Mathison hat eine fiktionale Gestalt mit dem Namen „E.T.“ erfunden.

Laut Schiffer sind wir dazu berechtigt, aus der Wahrheit des mit Satz (109) Gesagten auf die Wahrheit des mit Satz (110) Gesagten zu schließen. Solche Schlüsse nennt er *Etwas-aus-nichts-Umwandlungen* („something-from-nothing transformations“),<sup>358</sup> weil sie von Aussagen, die keine Bezugnahme auf bzw. Existenzannahme über eine bestimmte Art von Gegenstand beinhalten, zu solchen Aussagen führen, die das tun. Wir sind laut Schiffer deswegen zu einer Etwas-aus-nichts-Umwandlungen wie der von Aussage (109) zu Aussage (110) berechtigt, weil diese unter der Voraussetzung, daß es fiktionale Gegenstände überhaupt gibt, begrifflich gültig ist, und weil diese Voraussetzung erfüllt ist. Daß sie begrifflich gültig ist, soll heißen, daß es zu unserem Begriff einer fiktionalen Gestalt gehört, daß der Schluß von (109) auf (110) unter der genannten Voraussetzung gültig ist. Wer den Begriff eines fiktionalen Gegenstandes gemeistert hat, ist (jedenfalls wenn es fiktionale Gegenstände gibt) allein deswegen dazu berechtigt, daraus, daß Melissa Mathison den Namen „E.T.“ auf die in (109) erwähnte Weise verwendet, zu schließen, daß es einen fiktionalen Gegenstand mit dem Namen „E.T.“ gibt. Schiffer argumentiert für diese Annahme anhand der folgenden Überlegung dazu, wie man – vorausgesetzt, daß es fiktionale Gegenstände gibt –

---

<sup>357</sup> Vgl. Schiffer (1996) und (2003): Kapitel 2.

<sup>358</sup> Schiffer (2003): 51.

zu Wissen von ihnen gelangt.<sup>359</sup> Stellen wir uns eine mögliche Welt vor, die bis auf die Tatsache, daß die Menschen dort nicht über den Begriff eines fiktionalen Gegenstandes verfügen, genauso wie die wirkliche Welt ist. Die Menschen in dieser Welt erzählen und schreiben fiktionale Geschichten, das heißt sie verwenden Namen im Als-ob-Modus, und sie wissen auch, daß sie dies tun. Nehmen wir an, daß es, da Melissa Mathison auch in dieser Welt den Namen „E.T.“ auf die in (109) erwähnte Weise verwendet, auch dort die fiktionale Gestalt E.T. gibt. Allerdings weiß in dieser Welt niemand davon, daß es sie gibt. Man kann sich nun fragen, was man den Bewohnern dieser Welt beibringen müßte, um zu diesem Wissen zu gelangen. Laut Schiffer müßte man dazu nicht mehr tun, als den Bewohnern beizubringen, ein bestimmtes neues Sprachspiel zu spielen. Sie müßten lernen, daß mit Namen, die im Als-ob-Modus verwendet werden, über fiktionale Gegenstände gesprochen werden kann. Man könnte auch sagen: Sie müssen nicht mehr tun, als einen neuen Begriff zu erlernen, den Begriff eines fiktionalen Gegenstandes. Das Wissen von der Existenz des fiktionalen Gegenstandes E.T. ist in diesem Sinne begriffliches Wissen, und zwar deswegen, weil es zum Begriff eines fiktionalen Gegenstandes gehört, daß die betreffenden Etwas-aus-nichts-Umwandlungen gültig sind, wenn es überhaupt fiktionale Gegenstände gibt.

Man sollte beachten, daß einen nichts von dem, was ich bislang über fiktionale Gegenstände gesagt habe, auf die Annahme festlegt, daß es fiktionale Gegenstände tatsächlich gibt. Festgelegt ist man dadurch allerdings auf die folgende Annahme: Wenn es fiktionale Gegenstände gibt, dann ist es begrifflich ausgeschlossen, daß Satz (109) wahr ist, Satz (110) hingegen falsch, und dies selbst ist wiederum eine begriffliche Wahrheit. Wenn man – in diesem Fall unproblematischerweise – annimmt, daß begriffliche Wahrheiten notwendigerweise wahr sind, kann man diese Annahme folgendermaßen formulieren („p“ stehe im folgenden für Satz (109), „q“ für Satz (110)):

$$(111) \quad \Box(\exists xFx \rightarrow \Box(p \rightarrow q))$$

$$V(F) = \{x, x \text{ ist ein fiktionaler Gegenstand}\}$$

Mit (111) ist es vereinbar, daß es keine fiktionalen Gegenstände gibt. Allerdings hat sich – vorausgesetzt, daß (111) wahr ist – die argumentative Situation gegenüber jemandem, der die Existenz fiktionaler Gegenstände bestreitet, etwas geändert.<sup>360</sup>

---

<sup>359</sup> Ebd., 52.

<sup>360</sup> Die folgende Argumentation findet sich nicht bei Schiffer, weil es ihm nicht so sehr darum geht, ein Argument für die Existenz fiktionaler Gegenstände zu entwickeln, als vielmehr darum, eine Konzeption solcher Gegenstände zu entwickeln, die der Tatsache, daß sie existieren, ihren metaphysischen Schrecken nimmt.

Man kann die Existenz fiktionaler Gegenstände nun nämlich schon dadurch beweisen, daß man zeigt, daß es *möglich* ist, daß es solche fiktionalen Gegenstände gibt. Dies kann man sich folgendermaßen verdeutlichen: Aus Satz (110) – „Melissa Mathison hat eine fiktionale Gestalt mit dem Namen „E.T.“ erfunden“ – folgt logisch, daß es fiktionale Gestalten gibt; und daraus folgt zusammen mit der unkontroversen Annahme, daß fiktionale Gestalten fiktionale Gegenstände sind, daß es fiktionale Gegenstände gibt. Wenn Satz (111) wahr ist, dann ist also auch Satz (112) wahr:

$$(112) \quad \Box(\exists xFx \rightarrow \Box(p \rightarrow \exists xFx))$$

Aus (112) in Verbindung mit Satz (113), der die Annahme ausdrückt, daß es möglich ist, daß es fiktionale Gegenstände gibt, folgt aber Satz (114):

$$(113) \quad \Diamond\exists xFx$$

$$(114) \quad \Box(p \rightarrow \exists xFx)^{361}$$

Laut (114) ist es notwendig, daß es, wenn Melissa Mathison den Namen „E.T.“ beim Schreiben einer Geschichte so verwendet, als ob sie damit ein bestimmtes Wesen bezeichnen würde, fiktionale Gegenstände gibt. Da es tatsächlich der Fall ist, daß die Autorin den Namen „E.T.“ auf diese Weise verwendet, dürfen wir schließen, daß es tatsächlich der Fall ist, daß es fiktionale Gegenstände gibt.<sup>362</sup>

Bevor ich zu der Frage komme, welche Möglichkeiten jemand, der die Existenz fiktionaler Gegenstände bestreiten will, hat, um auf die nun entstandene argumentative Situation zu reagieren, möchte ich das zuletzt Gesagte dazu nutzen, eine Definition davon zu geben, was genau eine Etwas-aus-nichts-Umwandlung ist.<sup>363</sup> Schiffer definiert diesen Begriff durch das folgende Bikonditional:

<sup>361</sup> Aus „ $\Box(r \rightarrow s)$ “ und „ $\Diamond r$ “ folgt „ $\Diamond s$ “. Wenn man für „ $s$ “ „ $\Box(p \rightarrow \exists xFx)$ “ einsetzt, erhält man „ $\Diamond\Box(p \rightarrow \exists xFx)$ “. Daraus folgt mit S5 Satz (114).

<sup>362</sup> Noch einmal ein paar Dinge zur Klarstellung: Das Argument beinhaltet weder, daß fiktionale Gegenstände notwendig existierende Gegenstände sind, noch, daß sie nur dann existieren, wenn jemand sich in einem metafictionalen Diskurs auf sie bezieht. Was ich behaupte, ist, daß es fiktionale Gegenstände gibt, sobald es einen fiktionalen Diskurs gibt, das heißt jemand im Als-ob-Modus Sätze äußert, um eine Geschichte zu erzählen, und daß dies, wenn es fiktionale Gegenstände gibt, eine begriffliche und also notwendige Wahrheit ist. Ebenso wenig beinhaltet die bislang entwickelte Konzeption fiktionaler Gegenstände, daß das Wissen von ihnen *rein* begriffliches Wissen ist. Um etwas von E.T. zu wissen, bedarf es zweierlei: Man muß über einen Begriff von fiktionalen Gegenständen verfügen, aufgrund dessen ein Satz wie (111) wahr ist; und man muß empirisches Wissen darüber haben, daß es einen bestimmten fiktionalen Diskurs gibt. Die oben geschilderte mögliche Welt ist eine, deren Bewohner ersterer Bedingung nicht genügen, und man könnte sich leicht ein Szenario ausmalen, in dem jemand nur die zweite Bedingung nicht erfüllt.

<sup>363</sup> Vgl. zum folgenden Schiffer (2003): 56 f.; ich weiche aus Gründen, die ich dem Leser hier erspare, von Schiffers eigener Formulierung in einigen terminologischen Details ab.



### Etwas-aus-nichts-Umwandlung:

Ein Satz der Form „ $\Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “ drückt genau dann eine Etwas-aus-nichts-Umwandlung aus, wenn (i) das *antecedens* „ $s$ “ eine metaphysisch mögliche Proposition ausdrückt und aus „ $s$ “ logisch weder das *consequens* „ $\exists xFx$ “ folgt, noch irgendein Satz der Form „ $\exists x(x = a)$ “, in dem „ $a$ “ ein  $F$  bezeichnet, und (ii) der Begriff eines  $Fs$  derart ist, daß, wenn es  $Fs$  gibt, „ $\Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “ wahr ist.

(Ein von einem Prädikat „ $F$ “ ausgedrückter Begriff, für den es Sätze der Form „ $\Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “ gibt, die Etwas-aus-nichts-Umwandlungen ausdrücken, soll *ein mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierter Begriff* heißen.)

Dieser Definition zufolge drückt der obige Satz „ $\Box(p \rightarrow q)$ “ eine Etwas-aus-nichts-Umwandlung aus, weil aus Satz (109) nicht logisch folgt, daß es fiktionale Gegenstände gibt, aber der Begriff eines fiktionalen Gegenstandes derart ist, daß es, wenn es überhaupt fiktionale Gegenstände gibt, notwendigerweise fiktionale Gegenstände gibt, wenn Melissa Mathison den Namen „E.T.“ beim Schreiben einer Geschichte so verwendet, als ob sie damit ein bestimmtes Wesen bezeichnen würde.

Mit Hilfe des Begriffes der Etwas-aus-nichts-Umwandlung läßt sich definieren, was laut Schiffer unter einem *pleonastischen Begriff* bzw. einem *pleonastischen Gegenstand* zu verstehen ist:

### Pleonastischer Begriff:

Ein von einem Prädikat „ $F$ “ ausgedrückter Begriff, für den es Sätze der Form „ $\Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “ gibt, die *wahre* Etwas-aus-nichts-Umwandlungen ausdrücken, ist ein pleonastischer Begriff.

### Pleonastischer Gegenstand:

Ein pleonastischer Gegenstand ist ein Gegenstand, der unter einen pleonastischen Begriff fällt.

Aus diesen Definitionen ergibt sich, daß nicht jeder mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierte Begriff ein pleonastischer Begriff sein muß. Damit ein Prädikat „ $F$ “ überhaupt einen *mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten* Begriff ausdrückt, muß der durch dieses Prädikat ausgedrückte Begriff derart sein, daß es wahre Sätze der Form „ $\exists xFx \rightarrow \Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “ gibt. Damit das Prädikat darüber hinaus einen *pleonastischen* Begriff ausdrückt, müssen zusätzlich die entsprechenden Sätze der Form „ $\Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “ wahr sein. Aus dem vor den zuletzt formulierten Definitio-

nen Gesagten ergibt sich zudem, auf welche Weise man zeigen kann, daß ein mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierter Begriff ein pleonastischer Begriff ist: Es reicht dazu aus, zu zeigen, daß es möglich ist, daß etwas unter den mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten Begriff fällt.

Nach dem bislang Gesagten hat jemand, der die Existenz fiktionaler Gegenstände bestreiten will, zwei Möglichkeiten, auf die zuletzt entstandene argumentative Situation zu reagieren: (a) Er kann bestreiten, daß unser Begriff eines fiktionalen Gegenstandes ein *mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierter* Begriff ist. Das heißt, er kann Zweifel an der Wahrheit von Satz (111) anmelden, indem er bestreitet, daß man, um über den Begriff eines fiktionalen Gegenstandes zu verfügen, akzeptieren muß, daß unter der Annahme, daß es überhaupt fiktionale Gegenstände gibt, Satz (109) nicht wahr sein kann, ohne daß Satz (110) wahr ist. (b) Er kann bestreiten, daß der mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierte Begriff eines fiktionalen Gegenstandes ein *pleonastischer* Begriff ist, das heißt anzweifeln, daß es möglich ist, daß etwas unter diesen Begriff fällt.<sup>364</sup> Gegen beide Strategien gibt es meines Erachtens gute Argumente.

(zu a) Man sollte zugestehen, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß verschiedene Personen verschiedene Begriffe von fiktionalen Gegenständen haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Philosophen, die ihre Existenz bestreiten, einen anderen Begriff von ihnen haben, also solche, die an ihre Existenz glauben. Nehmen wir jemanden, der die oben erwähnte Antwort auf die Frage gegeben hat, wovon man so tut, als ob es der Fall sei, wenn man behauptet, daß Melissa Mathison eine fiktionale Figur erfunden hat, das heißt der annimmt, daß sich solche Figuren, wenn es sie gäbe, mit anderen fiktionalen Figuren die Raum-Zeit eines platonischen Ideenhimmels teilen würden. Wenn dies zum Begriff eines fiktionalen Gegenstandes gehört, dann ist dieser Begriff kein mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierter Begriff. Denn dann wäre es selbst für den Fall, daß es tatsächlich solche Gegenstände gibt, nicht wahr, daß ihre Existenz begrifflich aus Wahrheiten über die Verwendung von Namen im Als-ob-Modus folgt. Es wäre dann nämlich nicht begrifflich ausgeschlossen, daß es mögliche Welten gibt, in denen der platonische Ideenhimmel von fiktionalen Gestalten bevölkert ist, aber auch Welten, in denen es keinen solchen Himmel gibt, und das obwohl Melissa Mathison dort das gleiche tut, was sie in unserer Welt tut. Auch käme Wissen von fiktionalen Gegenständen nicht allein dadurch zustande, daß jemand etwas über die Existenz eines fiktionalen Diskurses weiß und über den Begriff eines fiktionalen Gegenstandes verfügt. Zusätzlich bedürfte es immer noch empirischen Wissens davon, was sich gerade im platonischen Ideenhimmel abspielt.

---

<sup>364</sup> Natürlich kann er auch beides bestreiten.

Ich glaube, wie gesagt, nicht, daß Literaturwissenschaftler und Philosophen, die an die Existenz fiktionaler Gegenstände glauben, diesen Begriff eines fiktionalen Gegenstandes haben. Aber selbst wenn das bei einigen oder den meisten so wäre, kann einem niemand verbieten, einen ‚schlankeren‘ Begriff von fiktionalen Gegenständen einzuführen, einen, der mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziiert ist. Ich jedenfalls möchte im folgenden so verstanden werden, daß mit der Aussage, daß es fiktionale Gegenstände gibt, nicht mehr gemeint ist, als daß es Gegenstände gibt, die unter diesen ‚schlanken‘ Begriff fallen. Fiktionale Gegenstände sind, wenn es sie gibt, pleonastische Gegenstände.

(zu b) Was könnte dagegen sprechen, daß es möglich ist, daß etwas unter den mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten Begriff eines fiktionalen Gegenstandes fällt? Der einzige – und erst einmal sehr naheliegende – Grund, der gegen diese Annahme spricht, scheint mir zu sein, daß die Existenz wahrer Etwas-aus-nichts-Umwandlungen scheinbar einen Unterschied niveliert, auf den man normalerweise großen Wert legt. Normalerweise unterscheidet man zwischen Tatsachen, die einen Begriff zu dem Begriff machen, der er ist, und solchen Tatsachen, die bestehen müssen, damit etwas unter den Begriff fällt. Tatsachen der ersten Art sind es, die man kennen muß, um über den Begriff zu verfügen, aber diese Kenntnis allein sichert nicht, daß man weiß, daß etwas unter den Begriff fällt. Würde man diesen Unterschied nivellieren, könnte man, so scheint es, allen möglichen Dingen per Definition zur Existenz verhelfen. Nehmen wir an, jemand definiert stipulativ den Begriff einer Traumfrau folgendermaßen:<sup>365</sup>

„Der Begriff einer Traumfrau sei derart, daß, wenn es Traumfrauen gibt, daraus, daß Hans sich wünscht, eine Partnerin zu haben, die seinen Idealen entspricht, begrifflich folgt, daß es eine so beschaffene Traumfrau gibt, die seine Partnerin ist.“

Der so definierte Begriff ist ein mit Etwas-aus-nicht-Umwandlungen assoziierter Begriff. Würde man nun zugestehen, daß es möglich ist, daß es so definierte Traumfrauen gibt, würde auf Grund des oben genannten Arguments folgen, daß sich Hans tatsächlich nicht wünschen kann, eine Partnerin zu haben, die seinen Idealen entspricht, ohne daß er eben dadurch schon eine so beschaffene Traumfrau zur Partnerin hätte. Hans hätte durch reines Wünschen einem Menschen zur Existenz verholfen. Da Hans nicht Gott ist, wäre das in der Tat absurd, und also ist es unmöglich, daß etwas unter den eben definierten Begriff einer Traumfrau fällt.

---

<sup>365</sup> Schiffer verwendet den auf amerikanische Verhältnisse zugeschnittenen und schwer zu übersetzenden Ausdruck „wishdate“ (vgl. Schiffer (2003): 52 f.).

Die Lehre, die man aus diesem Beispiel ziehen sollte, muß allerdings nicht die Annahme sein, daß es im Falle *aller* mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten Begriffen unmöglich ist, daß etwas unter sie fällt. Die Lehre könnte auch sein, daß man zwischen solchen mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten Begriffen unterscheidet, unter die nichts fallen kann, weil die Annahme, daß dies möglich ist, zu absurden Konsequenzen führt, und solchen mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten Begriffen, bei denen dies nicht der Fall ist.

Um zu zeigen, daß die letztere Reaktion vorzuziehen ist, sollte man zweierlei tun: Man sollte Fälle von Etwas-aus-nichts-Umwandlungen finden, bei denen die Annahme, daß sie wahr sind, unkontrovers ist – jedenfalls unkontroverser, als es Etwas-aus-nichts-Umwandlungen sind, die mit der Existenz fiktionaler Gegenstände zu tun haben.<sup>366</sup> Und man sollte ein Kriterium liefern, anhand dessen sich fehlerhafte mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierte Begriffe von solchen unterscheiden lassen, bei denen es möglich ist, daß etwas unter sie fällt. Das Kriterium übernehme ich von Schiffer, die folgenden zwei Beispiele für unkontroverse Fälle sind von mir selbst. In beiden Fällen geht es um Begriffe von Gegenständen, die man als qualifizierte Ganzheiten bezeichnen könnte. Betrachten wir die folgenden beiden Sätze:

- (115) Notwendigerweise gilt: Wenn Hans und Lisa verheiratet sind, dann gibt es mindestens ein Ehepaar.
- (116) Notwendigerweise gilt: Wenn Hans beim Pokern einen Drilling und ein Pärchen auf der Hand hat, dann hat Hans ein *Full House* auf der Hand.

Daran, daß (115) und (116) wahr sind, kann kein Zweifel bestehen. Die beiden Sätze drücken zudem Gedanken aus, die die Definition einer Etwas-aus-nichts-Umwandlung erfüllen: Daraus, daß Hans und Lisa verheiratet sind, folgt nicht *logisch*, daß es Ehepaare gibt. Zudem gehört es zu unserem Begriff eines Ehepaares, daß nichts weiter der Fall sein muß, damit ein solches Ehepaar existiert, als daß zwei Menschen heiraten. Dasselbe gilt für unseren Begriff eines *Full Houses*. Wenn jemand beim Pokern einen Drilling und ein Pärchen auf der Hand hat, dann hat er *ipso facto* ein *Full House* auf der Hand. Nichts weiter muß der Fall sein, damit dieses Blatt existiert. Ganz so wie im Fall fiktionaler Gegenstände könnte man sich eine Welt vorstellen, die so ist wie unsere Welt, nur daß dort niemand über den Begriff eines Ehepaares oder eines *Full Houses* verfügt. In einer solchen Welt gäbe es Ehepaare und Poker-

---

<sup>366</sup> Diesen Schritt macht Schiffer nicht, weil er, wie gesagt, nicht so sehr an einem Argument für die Existenz pleonastischer Gegenstände interessiert ist, sondern zeigen will, daß man Vorbehalte gegen die Annahme der Existenz bestimmter Arten von Gegenständen (für die man andererseits gute Gründe hat) ausräumen kann, wenn man diese Gegenstände als pleonastische Gegenstände versteht.

spieler hätten manchmal ein *Full House* auf der Hand, aber niemand wüßte davon. Alles, was man den Menschen dort beibringen müßte, um ihnen Wissen von diesen Gegenständen zu vermitteln, wäre ein neuer Begriff. Die Begriffe von einem Ehepaar und von Blättern beim Pokerspiel sind also pleonastische Begriffe und die unter sie fallenden Gegenstände pleonastische Gegenstände.

Diese Beispiele zeigen, daß es nicht generell ausgeschlossen ist, daß etwas unter einen Begriff fällt, der mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziiert ist, und es also kein generelles Argument gegen die Annahme gibt, daß etwas unter den mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierten Begriff eines fiktionalen Gegenstandes fallen kann. Das soll natürlich nicht heißen, daß Ehepaare und fiktionale Gegenstände in jeder Hinsicht Gegenstände der gleichen Art sind. Ehepaare befinden sich an einer bestimmten Raum-Zeit-Stelle, fiktionale Gestalten wie E.T. tun das nicht. Aber die beiden genannten Beispiele pleonastischer Gegenstände haben ein Merkmal, anhand dessen sich generell fehlerhafte mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierte Begriffe von solchen unterscheiden lassen, bei denen es möglich ist, daß etwas unter sie fällt. Man könnte dieses Merkmal grob so umschreiben: Daraus, daß es pleonastische Gegenstände einer bestimmten Art gibt, folgt bemerkenswert wenig für alle Gegenstände, die keine pleonastischen Gegenstände dieser Art sind. Daraus zum Beispiel, daß es ein aus Hans und Lisa bestehendes Ehepaar gibt, folgt nichts für die Welt, was nicht auch schon daraus gefolgt wäre, daß Hans und Lisa verheiratet sind. Und daraus, daß es eine fiktionale Gestalt namens E.T. gibt, folgt nichts für die nicht-fiktionale Welt, was nicht auch schon daraus gefolgt wäre, daß sich Melissa Mathison die E.T.-Geschichte ausgedacht hat. Ganz anders verhielte sich der oben erwähnte Fall von Hans vermeintlicher Traumfrau. Wenn es diese Traumfrau tatsächlich gäbe, folgte daraus sehr viel, was nicht allein daraus folgt, daß Hans sich wünscht, eine Partnerin zu haben, die seinen Idealen entspricht. Hans wäre auf einmal nicht mehr solo. Es gäbe einen zusätzlichen Menschen auf der Erde, der eine bestimmte Raum-Zeit-Stelle einnehme, so daß sich kein anderer Gegenstand an dieser Stelle befinden könnte. Und wenn eine Frau, um Hans Idealen zu entsprechen, eine Talkshow mit dem Namen „Die perfekte Hausfrau“ leiten müßte, gäbe es auf einmal eine neue Talkshow im Fernsehen.

Schiffer präzisiert das zuletzt genannte Merkmal, das ein mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziierter Begriff haben muß, um nicht fehlerhaft und also ein pleonastischer Begriff zu sein, mit Hilfe von Hartry Fields Begriff der konservativen Erweiterung einer Theorie.<sup>367</sup> Field nennt eine Theorie  $T^*$  eine konservative Erweiterung einer Theorie  $T$ , wenn  $T^*$   $T$  beinhaltet und nichts, das man im Vokabular von  $T$  formulieren kann, logisch aus  $T^*$ , aber nicht aus  $T$  folgt. Angenommen  $T$  ist eine

---

<sup>367</sup> Vgl. Field (1980) und Schiffer (2003): 54.

Theorie, die weder den Begriff einer Traumfrau, noch den eines Ehepaares oder den fiktionaler Gegenstände enthält, aber unsere Welt ansonsten vollständig beschreibt. Wenn man zu dieser Theorie den Begriff einer Traumfrau und die damit verbundenen Etwas-aus-nichts-Umwandlungen hinzufügte, erhielte man eine Theorie  $T^*$ , die  $T$  nicht-konservativ erweitert. Aus  $T^*$  folgt nämlich zum Beispiel, daß es eine Talkshow mit dem Namen „Die perfekte Hausfrau“ gibt; aus  $T$  folgt dies nicht. Wenn  $T^*$  hingegen eine Theorie ist, die dadurch entsteht, daß man zu  $T$  den Begriff eines Ehepaares oder den einer fiktionalen Gestalt hinzufügt, folgt aus  $T^*$  nichts, was man im Vokabular von  $T$  formulieren kann und was nicht schon aus  $T$  folgt. Ganz richtig ist die letzte Aussage allerdings noch nicht.<sup>368</sup>  $T$  könnte Aussagen darüber enthalten, wieviele Dinge es gibt, oder Aussagen wie die, daß es keine abstrakten Gegenstände gibt, und der Wahrheitswert solcher Aussagen könnte durch die neue Theorie  $T^*$  betroffen sein. Genauer sollte man deswegen sagen: Wenn man einen pleonastischen Begriff  $F$  mitsamt den damit verbundenen Etwas-aus-nichts-Umwandlungen zu einer Theorie  $T$  hinzufügt, folgt nichts aus der so entstehenden Theorie  $T^*$ , was nicht schon aus derjenigen Theorie folgt, die aus  $T$  dadurch entsteht, daß man alle Quantoren in  $T$  auf den Bereich aller Gegenstände, die keine  $F$ s sind, einschränkt. Für eine solche Theorie soll im folgenden der Ausdruck „ $T^F$ “ stehen.<sup>369</sup>

Fassen wir zusammen: Der Gegner der Annahme, daß es (pleonastische) fiktionale Gegenstände gibt, kann nicht zeigen, daß es generell unmöglich ist, daß etwas unter einen Begriff fällt, der mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziiert ist. Zeigen kann er das nur für solche Begriffe, die zusammen mit den betreffenden Etwas-aus-nichts-Umwandlungen unsere Theorien über die Welt nicht-konservativ erweitern

<sup>368</sup> Zu diesem Einwand vgl. Schiffer (2003): 55 f..

<sup>369</sup> Ein Beispiel zur Erläuterung: Nehmen wir an,  $T$  sei eine Theorie über unsere Welt, die den Begriff eines fiktionalen Gegenstandes nicht enthält, und die die Annahme enthält, daß es keine Gegenstände gibt, die keine Stelle im Raum einnehmen. Diese Theorie würde durch die mit dem Begriff  $F$  eines fiktionalen Gegenstandes verbundenen Etwas-aus-nichts-Umwandlungen nicht-konservativ erweitert, denn diese beinhalten, daß es fiktionale Gegenstände gibt – Dinge, die sich nicht im Raum befinden. Die Theorie  $T^F$  hingegen wird nur konservativ erweitert, denn sie enthält nicht die Annahme, daß es gar keine nicht-räumlichen Dinge gibt, sondern nur die Annahme, daß es außer fiktionalen Gegenständen keine nichträumlichen Dinge gibt. Der obige der Begriff einer Traumfrau würde hingegen bestimmte Theorien immer noch nicht-konservativ erweitern. Nehmen wir an,  $T$  sei eine Theorie, die das gegenwärtige Fernsehprogramm vollständig beschreibt, und aus der deswegen folgt, daß es keine Fernsehsendung mit dem Titel „Die perfekte Hausfrau“ gibt. Die um den Begriff der Traumfrau erweiterte Theorie würde aber, wie oben geschildert, sowohl implizieren, daß es Traumfrauen gibt als auch, daß es eine Fernsehsendung mit dem Titel „Die perfekte Hausfrau“ gibt. Letzteres folgt aber aus  $T$  selbst dann nicht, wenn man diese Theorie auf diejenigen Dinge beschränkt, die keine Traumfrauen sind, denn auch laut der (nicht-konservativ) erweiterten Theorie sind Fernsehsendungen natürlich keine Traumfrauen.

würden. Man kann deswegen das folgende Kriterium dafür formulieren, unter welchen Bedingungen ein Begriff ein pleonastischer Begriff ist:<sup>370</sup>

Das Konservative-Erweiterung-Kriterium dafür, ein pleonastischer Begriff zu sein:

Für den von einem Prädikat „F“ ausgedrückten Begriff eines  $Fs$  gibt es genau dann Sätze der Form „ $\Box(s \rightarrow \exists xFx)$ “, die *wahre* Etwas-aus-nichts-Umwandlungen ausdrücken, und dieser Begriff ist also genau dann ein pleonastischer Begriff, wenn gilt: (i) der Begriff eines  $Fs$  ist mit Etwas-aus-nichts-Umwandlungen assoziiert; und (ii) für jede Theorie  $T$  und jeden Satz  $S$ , der im Vokabular von  $T$  formulierbar ist, gilt: Wenn aus der Theorie, die dadurch entsteht, daß man zu  $T^F$  den Begriff eines  $Fs$  zusammen mit den betreffenden Etwas-aus-nichts-Umwandlungen hinzufügt, logisch  $S^F$  folgt, dann folgt  $S^F$  auch aus  $T$ .<sup>371</sup>

Da der Begriff eines fiktionalen Gegenstandes alle Theorien, in denen dieser Begriff und die mit ihm assoziierten Etwas-aus-nichts-Umwandlungen nicht vorkommen, in dem erläuterten Sinne konservativ erweitert, ist er ein pleonastischer Begriff, und fiktionale Gegenstände sind pleonastische Gegenstände. Dann aber garantiert die Wahrheit von Satz (109) diejenige von Satz (110), und es gibt also fiktionale Gegenstände. Wer diese Annahme bestreitet, hat natürlich immer noch die Möglichkeit, sich stur zu stellen und das Konservative-Erweiterung-Kriterium dafür, ein pleonastischer Begriff zu sein, abzustreiten. Angesichts der oben geschilderten Schwierigkeiten, eine plausible Analyse von Sätzen wie (13) und (104) bis (108) zu geben, die ohne die Annahme auskommt, daß diese Sätze wörtlich verstanden wahr sind, halte ich die Reaktion jedoch für unzulässig. Solange niemand zeigen kann, daß die Konzeption pleonastischer Gegenstände widersprüchlich ist, liefert diese die beste philosophische Erklärung dafür, daß es bestimmte wahre metafiktionale Aussagen gibt, in denen fiktionale Namen vorkommen. Das gilt allerdings nur für Aussagen der letzten der drei oben unterschiedenen Arten der Verwendung fiktionaler Namen. Weder sollte man Verwendungen solcher Namen im Als-ob-Modus mit Hilfe der Annahme pleonastischer fiktionaler Gegenstände erklären, denn schließlich tut niemand beim Erzählen einer fiktionalen Geschichte so, als ob er sich auf einen pleonastischen Gegenstand bezieht,<sup>372</sup> noch kann man Aussagen darüber, was in einer bestimmten Geschichte im

---

<sup>370</sup> Vgl. Schiffer (2003): 57.

<sup>371</sup> Der Ausdruck „ $S^F$ “ steht für den Satz, der aus  $S$  entsteht, wenn man alle in  $S$  vorkommenden Quantoren auf Dinge beschränkt, die keine  $Fs$  sind.

<sup>372</sup> Es gibt natürlich Ausnahmefälle, in denen jemand eine Geschichte erzählt, die davon handelt, daß jemand einen fiktionalen Gegenstand erfindet. Salmon ist dagegen der Meinung, daß fiktionale Gegen-

Als-ob-Modus behauptet wird, direkt in Aussagen über pleonastische fiktionale Gegenstände übersetzen. Der pleonastische Gegenstand E.T. hat nicht die Eigenschaft, zu irgendeiner Zeit auf die Erde gekommen zu sein und seinen Finger zum Leuchten bringen zu können.<sup>373</sup> Wäre das so, würde der Begriff dieses Gegenstandes unsere Theorien über die Welt nicht konservativ erweitern. Fiktionale Gegenstände haben nicht die Eigenschaften, von denen in den Geschichten, durch deren Erzählung sie erschaffen werden, so getan wird, als ob sie jemandem zukommen. Sie haben Eigenschaften wie die, zu dem-und-dem Zeitpunkt von dem-und-dem Autor erfunden worden zu sein, als Vorlage für die-und-die andere Figur zu dienen oder so-und-so bekannt zu sein. Daß man die beiden Arten des metafictionalen Diskurses nicht auf dieselbe Weise analysieren kann, sieht man daran, daß man zu sehr sonderbaren Ergebnissen kommt, wenn man sie vermischt. Mit der Äußerung: „Frankensteins Monster wurde von zwei Personen erschaffen, von Frankenstein und von Mary Shelley“, teilt man allenfalls dann etwas Wahres mit, wenn man sie als geistreiche Variante der Aussage versteht, daß Mary Shelley die literarische Figur Frankensteins Monster erfunden hat und in ihrer Geschichte so getan wird, als gäbe es einen Herrn namens Frankenstein, der ein Monster erschaffen hat.

Nicht zuletzt paßt die Konzeption fiktionaler Gegenstände als pleonastischer Gegenstände auch sehr gut zu dem Ergebnis, mit dem das letzte Kapitel endete. Fiktionale Gegenstände sind in dem dort erläuterten Sinn *nicht-wirkliche* Gegenstände, und es ist unmöglich, daß es einen wirklichen Gegenstand gibt, der die Eigenschaft hat, mit einem von ihnen identisch zu sein. Wirklichkeit hatte ich oben als die Eigenschaft beschrieben, eine Stelle im Raum einzunehmen und kausale Wirkungen auf andere Dinge auszuüben. Annahmen über wirkliche Gegenstände erweitern deswegen bestimmte Theorien nicht-konservativ. Man kann die These am Ende des letzten Kapitels im Rahmen der Konzeption pleonastischer Gegenstände deswegen auch so formulieren: Fiktionale Gegenstände sind wie alle pleonastischen Gegenstände *wesentlich* pleonastische Gegenstände. Es ist deswegen ausgeschlossen, daß es für einen von ihnen einen nicht-pleonastischen Gegenstand gibt, der die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

---

stände Bestandteile der Propositionen sind, die man durch Sätze zum Ausdruck bringt, die man im Als-ob-Modus äußert (vgl. Salmon (1998)).

<sup>373</sup> Van Inwagen ist der Ansicht, daß der fiktionale Gegenstand E.T. allerdings in einer intimen anderen Beziehung zu diesen Eigenschaften steht, ihm würden diese Eigenschaften nämlich von einem Autor bzw. in einem Werk zugeschrieben, wobei er zugesteht, daß diese Formulierung eigentlich irreführend ist, weil ein Autor beim Erzählen einer Geschichte gerade nicht wirklich einem Gegenstand (auch keinem fiktionalen) Eigenschaften zuschreibt (vgl. Van Inwagen (1977)). Ich halte die folgende Formulierung für geeigneter: Die Eigenschaft, seinen Finger zum Leuchten zu bringen, ist eine Eigenschaft, von der bei einer derjenigen Äußerungen im Als-ob-Modus auf denen die Existenz des fiktionalen Gegenstands E.T. superveniert, so getan wird, als ob sie einem tatsächlichen Wesen zukommt.



Ich möchte abschließend in diesem Kapitel noch kurz auf ein im Rahmen dieser Arbeit relevantes philosophisches Problem eingehen, bei dessen Lösung die Konzeption pleonastischer Gegenstände hilfreich sein kann. Das Problem betrifft den alten philosophischen Streit um die Frage, ob es abstrakte Gegenstände wie Eigenschaften, Propositionen oder Typen gibt. Ich habe bei meiner eigenen Analyse von Existenzaussagen weitgehenden Gebrauch von der Annahme gemacht, daß es solche Dinge gibt, und ich hatte bereits in der Einleitung dieser Arbeit zugestanden, daß dies meine Lösung für bestimmte Philosophen von vornherein unattraktiv machen wird. Ich kann hier, wie in der Einleitung schon angedeutet, nicht annähernd auf alle Aspekte des Streits um die Existenz abstrakter Gegenstände eingehen. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß man bestimmten Vorbehalten nominalistischer Positionen Rechnung tragen kann, wenn man – mit Schiffer – annimmt, daß auch Eigenschaften und Propositionen pleonastische Gegenstände sind. Wenn man die folgenden Sätze (6) und (117) bzw. (6) und (118) als Einsetzungen für „p“ und „q“ in dem Schema „ $\Box(p \rightarrow q)$ “ verwendet, dann drücken die dadurch entstehenden Sätze wahre Etwas-aus-nichts-Umwandlungen aus.

(6) Der Papst ist unfehlbar.

(117) Der Papst hat die Eigenschaft, unfehlbar zu sein.

(6) Der Papst ist unfehlbar.

(118) Die Proposition, daß der Papst unfehlbar ist, ist wahr.

Aus (117) bzw. (118) folgt logisch, daß es Eigenschaften bzw. Propositionen gibt, etwas, das aus Satz (6) nicht logisch folgt. Zudem scheint es zu unserem Begriff einer Eigenschaft bzw. einer Proposition zu gehören, daß – wenn es überhaupt Eigenschaften geben sollte – Satz (6) nicht wahr sein könnte, wenn es nicht auch die Sätze (117) und (118) wären. Schließlich erweitern die Begriffe von Eigenschaften und Propositionen samt den mit ihnen einhergehenden Etwas-aus-nichts-Umwandlungen unsere sonstigen Theorien über die Welt konservativ; jedenfalls tun sie das dann, wenn man nicht eine philosophische Theorie über diese Gegenstände vertritt, die weitere substantielle Annahmen über sie beinhaltet, also solche Annahmen, die sich nicht allein aus den Etwas-aus-nichts-Umwandlungen ergeben. Wenn man zum Beispiel annimmt, daß Eigenschaften Gegenstände sind, die im platonischen Ideenhimmel existieren und von uns einmal angeschaut worden sein müssen, damit wir Gemeinsamkeiten unter konkreten Gegenständen entdecken können, würden Annahmen über Eigenschaften eine nominalistische Theorie nicht konservativ erweitern. Doch solche Annahmen muß man nicht machen. Ich jedenfalls mache sie nicht

bezüglich derjenigen Eigenschaften und Propositionen, deren Existenz ich bei meiner Analyse von Existenzaussagen angenommen habe.

Wenn man Eigenschaften und Propositionen als pleonastische Gegenstände versteht, kann man dasjenige Problem lösen, das wohl die meisten Nominalisten dazu bringt, die Existenz abstrakter Gegenstände zu bestreiten, das Problem nämlich, wie man jemals zu Wissen von solchen Gegenständen kommen können sollte. Wer annimmt, daß Eigenschaften Bewohner des platonischen Ideenhimmels sind, der hat hier tatsächlich ein Problem, denn er scheint empirisches Wissen von nicht-konkreten Gegenständen und deswegen neben unseren gewöhnlichen Sinnen ein zusätzliches Vermögen intellektueller Anschauung postulieren zu müssen. Wenn Eigenschaften hingegen pleonastische Gegenstände sind, dann kommt Wissen von ihnen dadurch zustande, daß man gewöhnliches Wissen von konkreten Gegenständen hat und zusätzlich über den Begriff einer Eigenschaft verfügt, ein Begriff, der einen zu den entsprechenden Etwas-aus-nichts-Umwandlungen berechtigt. Alles, was man den Bewohnern einer Welt, die so ist wie die unsere, nur daß dort niemand von der Existenz von Eigenschaften weiß, beibringen müßte, um ihnen Wissen von Eigenschaften zu verschaffen, ist ein neuer pleonastischer Begriff. Niemand muß die Eigenschaft der Unfehlbarkeit wahrnehmen können, um zu wissen, ob der Papst sie hat oder nicht hat. Dazu reicht das empirische Wissen darüber aus, ob der Papst unfehlbar ist oder nicht, wenn es mit dem begrifflichen Wissen einhergeht, daß jemand notwendigerweise die Eigenschaft der Unfehlbarkeit hat oder nicht hat, wenn er unfehlbar ist oder nicht.

### *18. Dinge, die es nicht gibt*

Kommen wir zum Anfang dieser Arbeit zurück, das heißt zu der Frage, ob es Dinge gibt, die es nicht gibt oder die zumindest nicht existieren. Bislang habe ich zwei Thesen vertreten, die man als Varianten einer bejahenden Antwort auf diese Frage verstehen kann:

- (R<sub>i</sub>) Es gibt Dinge, die im Moment nicht in der Welt anwesend sind.
- (R<sub>ii</sub>) Es gibt Dinge, die nicht wirklich existieren.

Die erste These sollte deswegen wahr sein, weil zum Beispiel Trajan heute nicht mehr lebt, das heißt (zeitlos) die Eigenschaft hat, heute nicht zu leben, aber früher einmal gelebt zu haben. Die zweite These sollte wahr sein, wenn man sie als die Annahme versteht, daß es Dinge wie fiktionale Gegenstände gibt, bezüglich deren kein wirkli-

cher, das heißt nicht-fiktionaler Gegenstand die Eigenschaft hat, mit ihnen identisch zu sein.

Meiner Ansicht nach gibt es noch eine dritte und viel grundlegendere Weise, auf die man die These, daß es Dinge gibt, die es nicht gibt, so verstehen kann, daß sie wahr ist. In dieser Lesart läßt sich die These anhand von Schlüssen begründen wie denen, die ich in Kapitel 1 schon einmal erwähnt habe:

- (e<sub>1</sub>) Hexen existieren nicht.  
-----  
Also gibt es Dinge, die nicht existieren – Hexen zum Beispiel.
- (e<sub>2</sub>) Böartige Männer und Frauen existieren, Teufel und Hexen hingegen nicht.  
-----  
Manche Dinge (wie böartige Männer und Frauen) existieren, andere hingegen nicht (wie Teufel und Hexen).
- (e<sub>3</sub>) Hexen, Teufel und Engel existieren nicht, der Abt glaubt aber, daß sie es tun.  
-----  
Es gibt mindestens drei Dinge, die nicht existieren, an deren Existenz der Abt aber glaubt.

Für die Lesart, in der die Konklusionen dieser Schlüsse wahr sind, ist es nicht entscheidend, daß dort und in den Prämissen der Ausdruck „existieren“ vorkommt. Nicht weniger gültig ist ein Schluß von Satz (119) auf Satz (120):

- (119) Es gibt keine Hexen und keine Engel.  
(120) Es gibt mindestens zwei Dinge, die es nicht gibt.

Der Grundgedanke meiner Analyse von Satz (120) und den Konklusionen von (e<sub>1</sub>) bis (e<sub>3</sub>) ist, daß Sätze der Form „Es gibt Dinge, die ...“ bzw. „Es gibt etwas, das ...“ nicht immer als Quantifikationen über einzelne Gegenstände verstanden werden können. Manchmal drücken solche Sätze auch Quantifikationen über *Arten von Gegenständen* aus. In dieser Lesart kann man das mit Satz (120) Gesagte folgendermaßen paraphrasieren:

- (120#) Es gibt mindestens zwei Arten von Dingen, so daß es keine Gegenstände gibt, die zu dieser Art gehören.

Um zu zeigen, daß (120#) tatsächlich eine angemessene Paraphrase des mit Satz (120) Gesagten sein kann, werde ich im folgenden erst einmal einiges dazu sagen, auf welche verschiedenen Weisen man im Deutschen über Arten von Gegenständen

spricht und wie man diese verschiedene Weisen in einer logischen Analyse explizit machen kann. Dann werde ich darstellen, wie Quantifikation in die Position von Ausdrücken, die eine Art bezeichnen, funktioniert und welche Rolle diese Form von Quantifikation bei der Rede von Dingen, die es nicht gibt, spielt.<sup>374</sup>

Ich werde im folgenden Sätze, durch deren Äußerung wir auf die ein oder andere Weise über Arten von Gegenständen sprechen, *generische Sätze* nennen. In der sprachphilosophischen und linguistischen Literatur zu generischen Sätzen ist es relativ unumstritten, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Arten solcher Sätze gibt, die ich als *bestimmt generische Sätze* und als *unbestimmt generische Sätze* bezeichnen werde.<sup>375</sup> Durch die Äußerung bestimmt generischer Sätze präiziert man etwas von einer Art selbst, durch die Äußerung unbestimmt generischer Sätze dagegen macht man quantifizierte Aussagen über Exemplare einer Art. Die folgenden Sätze (121) bis (123) – und die genannten „a“-Varianten – sind Beispiele für bestimmt generische Sätze, die Sätze (124) bis (127) – samt den „a“- und „b“-Varianten – Beispiele für unbestimmt generische Sätze:

(121) *Das Mammut* ist ausgestorben.

(121.a) *Mammuts* sind ausgestorben.

(122) Nikola Tesla hat *das Transistorradio* und *den Induktionsmotor* erfunden.

(122.a) *Transistorradios* und *Induktionsmotoren* wurden beide von Nikola Tesla erfunden.

(123) *Die Kartoffel* wurde Ende des 17. Jahrhunderts nach Irland eingeführt.

(123.a) *Kartoffeln* wurden Ende des 17. Jahrhunderts nach Irland eingeführt.

(124) *Die Kartoffel* enthält ungefähr 20 mg Vitamin C.

(124.a) *Kartoffeln* enthalten ungefähr 20 mg Vitamin C.

(124.b) *Eine Kartoffel* enthält ungefähr 20 mg Vitamin C.

(123) *Der Löwe* und *der Hummer* werden beide durchschnittlich zehn Jahre alt.

(123.a) *Löwen* und *Hummer* werden beide durchschnittlich zehn Jahre alt.

(123.b) *Ein Löwe* wird, genau wie *ein Hummer*, durchschnittlich zehn Jahre alt.

---

<sup>374</sup> Die Menge der sprachphilosophischen und vor allem der linguistische Literatur zur Rede über Arten ist gewaltig, und ich kann nicht annähernd auf alle Kontroversen eingehen, die hier geführt werden (vgl. für einen guten Überblick Carlson, Pelletier (1995a)). Die Unterscheidungen, auf die ich im folgenden zu sprechen kommen werde, sind aber so basal, daß sie, wie mir scheint, von niemandem bestritten werden. Ich halte mich im folgenden an die Darstellung in der Einleitung des eben erwähnten Werks Carlson et al. (1995b).

<sup>375</sup> Vgl. für diese Unterscheidung Gerstner-Link (1995).

- (125)   Freitags ißt der Abt *Salat* statt *Schnitzel*.  
 (125.a)   Freitags ißt der Abt *einen Salat* statt *ein Schnitzel*.  
 (127)   Der Abt kauft *Kartoffeln* und *Rosenkohl* auf dem Markt.

Ich werde Ausdrücke wie die in diesen Beispielsätzen kursivierten *Artausdrücke* nennen. Die *Artausdrücke* in den Sätzen (121) bis (123) (und den jeweiligen Varianten) bezeichnen Arten, und die Prädikate in diesen Sätzen drücken Eigenschaften aus, die wir den bezeichneten Arten selbst zusprechen, Eigenschaften wie die, ausgestorben zu sein, von Nikola Tesla erfunden worden zu sein oder nach Irland eingeführt worden zu sein. Diese Eigenschaften sind solche, die Arten selbst im wörtlichen Sinne haben können.<sup>376</sup> Dagegen sind Eigenschaften wie die, ungefähr 20 mg Vitamin C zu enthalten, zehn Jahre alt zu werden oder vom Abt gekauft oder verspeist zu werden, keine Eigenschaften, die den jeweiligen Arten selbst zukommen, sondern Eigenschaften, die bestimmten Exemplaren der jeweiligen Art zukommen. Die Tierart Löwe ist viel älter als zehn Jahre, und wenn der Abt auf den Markt geht, dann kauft er dort nicht eine ganze Gemüseart, sondern einzelne Kartoffeln. Die Sätze (124) bis (127) können deswegen als allgemeine (nicht singuläre) Sätze verstanden werden, die eine besondere Art der Quantifikation über Exemplare von Arten ausdrücken. Dabei gibt es noch einmal einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Sätzen wie (124) und (123) und Sätzen wie (125) und (127). Die Sätze (124) und (123) haben eine größere Ähnlichkeit mit allquantifizierten als mit existenzquantifizierten Sätzen. Durch eine Äußerung von Satz (124) sagt man zum Beispiel, daß alle Elemente einer bestimmten Teilmenge der Menge aller Kartoffeln die Eigenschaft haben, ungefähr 20 mg Vitamin C zu enthalten, und zwar die Menge aller Kartoffeln, die eine gewöhnliche Größe und chemische Beschaffenheit haben. Welche Merkmale Kartoffeln genau haben müssen, um zu dieser Menge zu gehören, wird festgelegt durch semantische und pragmatische Aspekte des Satzes und seiner Äußerung. Die Festlegung ist wahrscheinlich je nach Äußerungskontext verschieden und höchstwahrscheinlich vage. Die Sätze (125) und (127) haben dagegen eine größere Ähnlichkeit mit existenzquantifizierten als mit allquantifizierten Sätzen. Wer zum Beispiel Satz (127) äußert, der

---

<sup>376</sup> Daß diese Eigenschaften solche sind, die die Arten selbst, und nicht nur Exemplare der Art haben können, ist damit vereinbar, daß sie sie deswegen haben, weil bestimmte ausgezeichnete Exemplare eine bestimmte Eigenschaft haben (vgl. dazu Carlson et al. (1995b): 78 ff.). Das Transistorradio hat zum Beispiel deswegen die Eigenschaft, von Tesla erfunden worden zu sein, weil Tesla irgendwann den Prototyp eines Transistorradios angefertigt hat. (Dieser Prototyp ist nicht die Art selbst, sondern ihr erstes Exemplar.) Ein anderes Beispiel: Das Mammut ist in dem Moment ausgestorben, in dem das letzte Exemplar dieser Art gestorben ist.

will sagen, daß es Exemplare der Art Kartoffel und solche der Art Rosenkohl gibt, die die Eigenschaft haben, vom Abt auf dem Markt gekauft zu werden.<sup>377</sup>

Bestimmt generische Sätze lassen sich semantisch sehr viel einfacher und oberflächennaher analysieren als unbestimmt generische Sätze. Die Artausdrücke in bestimmt generischen Sätzen lassen sich einfach durch Individuenkonstanten übersetzen, denen als semantische Werte die Arten selber zugeordnet werden. Die logische Form eines Satzes wie (122) läßt sich dann durch die folgende Übersetzung angeben:

(122) Nikola Tesla hat *das Transistorradio* und *den Induktionsmotor* erfunden.

(122\*)  $Rab \wedge Rac$

$V(a) = \text{Nikola Tesla}; V(b) = \text{die Art Transistorradio}; V(c) = \text{die Art Induktionsmotor}; V(R) = \{ \langle x, y \rangle; x \text{ hat } y \text{ erfunden} \}$

Man sollte beachten, daß auch ein Satz wie (121.a) („*Mammuts* sind ausgestorben“) diese logische Form hat, obwohl der Artausdruck in diesem Fall kein grammatikalisch singulärer Term ist. Dasselbe gilt für (122.a) und (123.a). In allen drei Sätzen sind Ausdrücke, die grammatikalisch keine singulären Terme sind, logisch singuläre Terme.

Die semantische Analyse von unbestimmt generischen Ausdrücken in Sätzen, die Ähnlichkeit mit allquantifizierten Sätzen haben, ist sehr viel schwieriger.<sup>378</sup> Gewöhnlich werden sie unter Verwendung eines speziellen generischen Quantors „GEN“ analysiert. Ein Satz wie (123) kann dann als (123\*) übersetzt werden:

(123) *Der Löwe* und *der Hummer* werden beide durchschnittlich zehn Jahre alt.

(123\*)  $GEN[x;](Fx; Gx) \wedge GEN[x;](Hx; Gx)$

$V(F) = \{x; x \text{ ist ein Löwe}\}; V(G) = \{x; x \text{ wird ungefähr zehn Jahre alt}\}; V(H) = \{x; x \text{ ist ein Hummer}\}$

---

<sup>377</sup> Kit Fine hat mir in einem Gespräch den Vorschlag gemacht, daß doch auch die Eigenschaft, vom Abt gekauft zu werden, eine Eigenschaft der Art Kartoffel selbst sein könnte. Eine Gemüseart zu kaufen, heiße eben nichts anderes als einige Exemplare dieser Art zu kaufen. Gegen diesen Vorschlag spricht, daß er implizieren würde, daß Ausdrücke wie „kaufen“, „essen“ und „zehn Jahre alt werden“ mehrdeutig sind und eine andere Bedeutung haben, wenn man sie auf Arten anwendet, als wenn man sie auf einzelne Gegenstände anwendet. Ich halte die Annahme einer solchen Mehrdeutigkeit für verfehlt, nicht zuletzt, weil sonst ein Satz wie der folgende ein Zeugma sein müßte: „Der Abt hat heute Morgen Kartoffeln, Blumenkohl und einen Regenschirm auf dem Markt gekauft“.

<sup>378</sup> Vgl. Zum folgenden Carlson et al. (1995b) : 43 ff.

Es ist sehr schwer, Wahrheitsbedingungen für Sätze mit einem solchen generischen Quantor anzugeben, und es gibt eine umfangreiche Debatte in der Linguistik darüber, wie das zu tun ist. Ich werde auf diese Debatte hier nicht weiter eingehen, weil diese Art von unbestimmt generischen Sätzen für mein Anliegen nicht relevant ist. Hinweisen möchte ich aber darauf, daß auch hier grammatikalische und logische Form der Artausdrücke divergieren. Der Ausdruck „der Löwe“ ist grammatikalisch ein singularer Term, aber kein logisch singularer Term. Insofern entsprechen in diesem Fall die Formulierungen (123.a) und (123.b) besser ihrer logischen Form.

Unbestimmt generische Sätze, die existenzquantifizierten Sätzen gleichen, sind leichter zu analysieren. Satz (127) kann man als (127#) übersetzen:

(127) Der Abt kauft *Kartoffeln* und *Rosenkohl* auf dem Markt.

(127#)  $\exists x(Fx \wedge Rax) \wedge \exists x(Gx \wedge Rax)$

$V(a) = \text{der Abt}$ ;  $V(F) = \{x; x \text{ ist eine Kartoffel}\}$ ;  $V(G) = \{x; x \text{ ist ein Rosenkohl}\}$ ;  $V(R) = \{ \langle x, y \rangle; x \text{ kauft } y \text{ auf dem Markt} \}$

Um in der Übersetzung herauszubringen, daß es sich bei den Ausdrücken „Kartoffeln“ bzw. „Rosenkohl“ um Artausdrücke handelt, kann man Satz (127) allerdings noch besser als (127\*) übersetzen (ich verwende „ $\Pi$ “ als logische Konstante für die Relation, die zwischen den Exemplaren einer Art und der Art besteht):

(127\*)  $\exists x(\Pi x b \wedge Rax) \wedge \exists x(\Pi x c \wedge Rax)$

$V(b) = \text{die Art Kartoffel}$ ;  $V(c) = \text{die Art Rosenkohl}$

Kommen wir jetzt zu Sätzen, in denen in die Position von Artausdrücken quantifiziert wird. Handelt es sich dabei um Artausdrücke, die in bestimmt generischen Sätzen vorkommen, ist es klar, wie diese Art von Quantifikation zu verstehen ist, und eine logische Analyse bereitet keine Schwierigkeiten. Satz (128) folgt logisch aus Satz (128), und die Übersetzung (128\*) macht deutlich, weshalb das so ist:

(122) Nikola Tesla hat *das Transistorradio* und *den Induktionsmotor* erfunden.

(122\*)  $Rab \wedge Rac$

(128) Es gibt etwas, das Nikola Tesla erfunden hat.

(128\*)  $\exists xRax$

Man kann den quantifizierenden Ausdruck „es gibt“ in (128) auch einschränken, so wie zum Beispiel in (129):

(129) Es gibt ein Elektrogerät, das Nikola Tesla erfunden hat.

Wichtig ist, daß man den quantifizierenden Ausdruck in diesem Satz nicht auf einzelne Elektrogeräte einschränkt, sondern auf *Arten* von Elektrogeräten. Man sollte ihn also folgendermaßen übersetzen:

(129\*)  $\exists x(Fx \wedge Rax)$

$V(F) = \{x ; x \text{ ist eine Art von Elektrogerät}\}$

Satz (129) folgt aus (122) zusammen mit der Annahme, daß das Transistorradio ein Elektrogerät ist. Zu beachten ist, daß der generelle Term „Elektrogerät“ bei der Formulierung dieser Annahme eine andere Eigenschaft ausdrückt, als er das in einem Satz wie „Der Wecker auf meinem Nachttisch ist ein Elektrogerät“ tut. In diesem Satz drückt er nämlich nicht die Eigenschaft aus, eine Art von Elektrogerät zu sein. Schließlich steht auf meinem Nachttisch keine Art, sondern ein einzelner Wecker.

Daß generelle Terme wie „Elektrogerät“ in diesem Sinne mehrdeutig sind, d.h. in einer Bedeutung die Eigenschaft ausdrücken, eine so-und-so beschaffene Gegenstandsart zu sein, in einer anderen, ein so-und-so beschaffener Gegenstand zu sein, ist ebenfalls von Bedeutung, wenn in die Position von Artausdrücken quantifiziert wird, die in unbestimmt generischen Sätzen vorkommen.<sup>379</sup> Der Schluß von Satz (127) auf Satz (130) ist ohne Frage gültig.<sup>380</sup>

(127) Der Abt kauft *Kartoffeln* und *Rosenkohl* auf dem Markt.

(130) Der Abt hat zwei Dinge auf dem Markt gekauft (nämlich Kartoffeln und Rosenkohl).

Es ist allerdings wesentlich schwieriger als im Fall von Satz (128) eine korrekte logische Analyse dieses Satzes zu formulieren. Die folgende Analyse ist sicher unangemessen:

---

<sup>379</sup> Quantifikation in die Position von Artausdrücken in unbestimmt generischen Sätzen ist nur einer von vielen Fällen, in denen man in einer natürlichen Sprache in die Position eines Ausdrucks quantifiziert, der kein singulärer Term ist. Diese sogenannte *nicht-nominale Quantifikation* wird in der Literatur von verschiedenen Autoren zu jeweils verschiedenen Zwecken diskutiert (vgl. Geach (1964), Kühne (1980) und (2003), Prior (1971), Sellars (1963) und (1979), Williams (1981), Yablo (1996)). Ich selbst habe mich in Rosefeldt (noch nicht erschienen a) ausführlich mit dem Phänomen nicht-nominaler Quantifikation beschäftigt und zwar im Zusammenhang mit der Frage, ob die Tatsache, daß man in die Position von „daß“-Sätzen quantifizieren kann, ein hinreichender Grund für die Annahme ist, solche Nebensätze als singuläre Terme zu interpretieren.

<sup>380</sup> Vgl. für ein ähnliches Beispiel Wolterstorff (1970): 237.



(130#)  $\exists x \exists y (Rax \wedge Ray)$

$V(R) = \{ \langle x, y \rangle; x \text{ kauft } y \text{ auf dem Markt} \}$

Satz (130#) ist zwar wahr, denn der Abt hat – wenn er Kartoffeln und Rosenkohl eingekauft hat – sicher auch eine einzelne Kartoffel und einen einzelnen Rosenkohl gekauft, und er folgt aus (127) bzw. (127\*):

(127) Der Abt kauft *Kartoffeln* und *Rosenkohl* auf dem Markt.

(127\*)  $\exists x (\Pi x b \wedge Rax) \wedge \exists x (\Pi x c \wedge Rax)$

$V(b) = \text{die Art Kartoffel}; V(c) = \text{die Art Rosenkohl}$

Dennoch gibt (130#) nicht das wieder, was man mit Satz (130) eigentlich sagen möchte. Der Klammerzusatz „nämlich Kartoffeln und Rosenkohl“ macht deutlich, daß es in diesem Satz um zwei Arten von Dingen geht. Andererseits kann man Satz (130) auch nicht so analysieren, daß damit gesagt wird, daß es zwei Arten von Dingen gibt, die beide die Eigenschaft haben, daß der Abt sie auf dem Markt kauft, denn was der Abt kauft sind, wie gesagt, nicht Gemüsearten, sondern einzelne Kartoffeln und Rosenköhlchen.

Ich möchte die Mehrdeutigkeit von Sätzen wie (130) und die daraus resultierenden Schwierigkeiten an einem weiteren Beispiel deutlich machen. Nehmen wir an, der Abt und der Prior des Klosters waren beide einkaufen, der Abt bei *Media Markt*, der Prior bei *Saturn Hansa*. Das folgende sind zwei Listen mit den Dingen, die sie dort jeweils gekauft haben:

der Abt

ein Nokia-Handy  
ein Diktiergerät  
eine Glühbirne  
eine CD von Hans Albers

der Prior

ein Verlängerungskabel  
einen elektrischen Rasierapparat  
ein Nokia-Handy  
eine CD von Messiaen

Fragen wir uns: Gibt es ein Elektrogerät, das sowohl der Abt als auch der Prior gekauft haben? Es gibt eine Lesart dieser Frage, in der die Antwort klarerweise „ja“ lauten muß, denn der Abt und der Prior haben schließlich beide ein Nokia-Handy gekauft. In dieser Lesart ist der Schluß von Satz (131) auf Satz (132) gültig:

- (131) Der Abt und der Prior haben beide ein Nokia-Handy gekauft.  
 (132) Es gibt ein Elektrogerät, das der Abt und der Prior beide gekauft haben.<sup>381</sup>

In dieser Lesart wird mit Satz (132) gesagt, daß es eine Art von Elektrogerät gibt, so daß sowohl der Abt als auch der Prior ein Exemplar dieser Art gekauft haben. In einer anderen Lesart der Frage und der Antwort auf sie ist Satz (132) falsch und folgt nicht aus (131). In dieser Lesart wird mit (132) behauptet, daß es ein einzelnes Elektrogerät gibt, das der Abt und der Prior zusammen (oder jeder einzeln nacheinander) gekauft haben, was in dem geschilderten Szenario nicht der Fall ist. Bei einer Analyse von Satz (132), die die korrekte Lesart dieses Satzes explizieren soll, muß man darauf achten, daß die beiden generellen Terme „Elektrogerät“ und „gekauft vom Abt und dem Prior“ Eigenschaften ausdrücken, die nicht denselben Gegenständen zukommen. Der erste Term drückt eine Eigenschaft von Arten aus, nämlich die Eigenschaft, eine Art von Elektrogerät zu sein, die zweite eine Eigenschaft einzelner Gegenstände. Diese Tatsache muß man deswegen betonen, weil sie durch die Oberflächenform von Satz (132) verdeckt wird. Oberflächlich betrachtet sieht es so aus, als kämen beide Eigenschaften entweder beide der Art oder beide einem einzelnen Gegenstand zu. Durch die folgende Übersetzung, die die logische Form der Sätze (131) und (132) – verstanden in der Lesart, in der beide Sätze wahr sind – explizit macht, kann man zeigen, daß die Oberflächenform hier täuscht:

- (131\*)  $\exists x \exists y (\Pi x b \wedge \Pi y c \wedge Rax \wedge Ray)$   
 (132\*)  $\exists z (Fz \wedge \exists x \exists y (\Pi xz \wedge Rax \wedge \Pi yz \wedge Rby))$

$V(a)$  = der Abt;  $V(b)$  = der Prior;  $V(c)$  = die Art Nokia-Handy;  $V(R)$  =  $\{ \langle x, y \rangle, x \text{ hat } y \text{ gekauft} \}$ ;  $V(F)$  =  $\{ x; x \text{ ist eine Elektrogeräteart} \}$

Eine natürlichsprachliche Paraphrase von (132\*) wäre: Es gibt eine Elektrogeräteart und einen Gegenstand  $x$  und einen Gegenstand  $y$ , so daß  $x$  ein Exemplar dieser Art ist und vom Abt gekauft wurde und  $y$  ein Exemplar dieser Art ist und vom Prior gekauft

---

<sup>381</sup> Wer Zweifel an der Wahrheit der Konklusion hat, betrachte die beiden folgenden Fälle: „Der Abt und der Papst fahren beide dasselbe Auto, nämlich einen *Fiat Punto*“, „Es gibt ein Gemüse, das der Abt und der Prior beide auf den Tod nicht ausstehen können, nämlich Brokoli“. Mit dem ersten Satz wird in der naheliegenden Lesart nicht behauptet, daß es ein einzelnes Auto gibt, das sich der Abt und der Papst teilen, und im zweiten nicht, daß es ein bestimmtes Vorkommnis der Gemüseart Brokoli gibt, das dem Abt und dem Prior nicht schmeckt. In beiden Sätzen wird vielmehr über Arten von Gegenständen quantifiziert.

wurde.<sup>382</sup> Satz (132) bzw. (132\*) folgt aus Satz (131) bzw. (131\*) zusammen mit der Annahme, daß Nokia-Handys eine Art von Elektrogeräten sind:

(133) Nokia-Handys sind eine Elektrogeräteart.

(133\*)  $Fc$

Kommen wir von Nokia-Handys zu Kartoffeln und Rosenkohl zurück. Mein Analysevorschlagn für Satz (130) lautet folgendermaßen:

(127) Der Abt kauft *Kartoffeln* und *Rosenkohl* auf dem Markt.

(127+)  $\exists x(\Pi xb \wedge Rax) \wedge \exists x(\Pi xc \wedge Rax)$

(130) Der Abt hat zwei Dinge auf dem Markt gekauft (nämlich Kartoffeln und Rosenkohl).

(130+)  $\exists y\exists z(Gy \wedge Gz \wedge y \neq z \wedge \exists x(\Pi xy \wedge Rax) \wedge \exists x(\Pi xz \wedge Rbz))$

$V(b)$  = die Art Kartoffel;  $V(c)$  = die Art Rosenkohl;  $V(R)$  =  $\{ \langle x, y \rangle; x \text{ kauft } y \text{ auf dem Markt} \}$ ;  $V(G)$  =  $\{ x, x \text{ ist eine Art} \}$

Auch in (130) drückt der Ausdruck „Dinge“ eine Eigenschaft aus, die nicht einzelnen Gegenständen, sondern Arten von Gegenständen zukommt, die Eigenschaft nämlich, eine Art von Dingen zu sein. Das ist die allgemeinste Eigenschaft, die Arten zukommen kann,<sup>383</sup> so wie die Eigenschaft ein Gegenstand zu sein, die allgemeinste Eigenschaft ist, die Gegenständen zukommen kann.

Noch eine allerletzte Verbesserung der Analyse von Satz (130) möchte ich anfügen. In (130+) wird explizit formuliert, daß es sich bei den beiden Gegenständen  $y$  und  $z$  um Arten von Gegenständen handelt. (130) würde aus (127) deswegen nur verbunden mit der Zusatzprämisse folgen, daß es sich bei Kartoffeln und Rosenkohl um zwei Gegenstandsarten handelt. Diese Information ist aber implizit schon in der Prämisse (127\*) enthalten und zwar dadurch, daß die generellen Terme „Kartoffeln“ und „Rosenkohl“ nicht durch einen Prädikatbuchstaben übersetzt werden, sondern durch artbezeichnende Individuenkonstanten, die Teil der komplexen Prädikate „ $\lambda x(\Pi xa)$ “ bzw. „ $\lambda x(\Pi xb)$ “ sind. Ich halte es deswegen für angemessener, bei der Übersetzung von Satz (127) spezielle Individuenkonstanten „ $k_1$ “, „ $k_2$ “, ..., „ $k_n$ “ einzuführen, denen

<sup>382</sup> (132\*) läßt offen, ob der Abt und der Prior dasselbe Exemplar der Art gekauft haben oder jeweils ein anderes. Wenn man der Meinung ist, daß die Wahrheit von Satz (132) die erste Möglichkeit nicht zuläßt, müßte man als zusätzliche Bedingung ein „ $\wedge \neg(x = y)$ “ einfügen.

<sup>383</sup> Ganz stimmt das nicht, denn natürlich kann man auch davon sprechen, daß Arten Gegenstände sind. Die Eigenschaft, ein Gegenstand zu sein, ist eine allgemeinere Eigenschaft als die Eigenschaft, eine Art zu sein, denn sie kommt auch Gegenständen zu, die keine Arten sind.

als semantische Werte nur Arten zugeordnet werden können, und (130) unter Verwendung von Variablen „ $\kappa_1$ “, „ $\kappa_2$ “, ..., „ $\kappa_n$ “ zu übersetzen, deren Quantifikationsbereich auf Arten von Gegenständen beschränkt ist. Unter Voraussetzung der Übersetzungen (127\*) und (130\*) folgt (127) aus (130) ohne eine weitere explizite Zusatzannahme:

(127) Der Abt kauft *Kartoffeln* und *Rosenkohl* auf dem Markt.

(127\*)  $\exists x(\Pi x \kappa_1 \wedge Rax) \wedge \exists x(\Pi x \kappa_2 \wedge Rax)$

(130) Der Abt hat zwei Dinge auf dem Markt gekauft (nämlich *Kartoffeln* und *Rosenkohl*).

(130\*)  $\exists \kappa_1 \exists \kappa_2 (\kappa_1 \neq \kappa_2 \wedge \exists x(\Pi x \kappa_1 \wedge Rax) \wedge \exists x(\Pi x \kappa_2 \wedge Raz))$

Wenn man bei einer logischen Analyse Individuenkonstanten Arten von Dingen als Werte zuordnet und solche Arten als Elemente des Bereichs eines Quantors einführt, dann wirft das natürlich die philosophische Frage auf, was Arten von Dingen eigentlich sind und unter welchen Bedingungen wir zu der Annahme, daß es zwei Arten von Dingen gibt, die die und die Eigenschaft haben, berechtigt sind. Ich kann hier keine ausgearbeitete Theorie als Antwort auf diese Fragen vorlegen, sondern begnüge mich mit einigen recht allgemeinen Feststellungen:

(i) Arten von Dingen kann man als Eigenschaften auffassen. Zumindest gibt es für jede Art von Gegenständen eine Eigenschaft, die ein Gegenstand notwendigerweise genau dann hat, wenn er zu der Art gehört. Nennen wir solche Eigenschaften *Arteeigenschaften*. Ob Arten selbst nichts anderes als *Arteeigenschaften* sind oder zu diesen nur in einem ontologisch sehr engem Verhältnis stehen, möchte ich hier nicht entscheiden. Arten sind jedenfalls wie Eigenschaften abstrakte Gegenstände, und sie sind ontologisch unabhängig von den Gegenständen, die zu ihnen gehören.

(ii) Weil Arten ontologisch unabhängig von den Gegenständen sind, die zu ihnen gehören, gibt es auch Arten, die keine Exemplare haben, das heißt, zu denen gar keine Gegenstände gehören.<sup>384</sup> In einem Satz wie „Ein Transistorradio, mit dem man auch telefonieren kann, hat noch niemand erfunden“ sprechen wir von einer solchen Art. Man mag hier einwenden, daß man doch zum Beispiel davon sprechen kann, daß bestimmte Tierarten aussterben. Heißt das nicht, daß Arten aufhören zu existieren, sobald ihr letztes Exemplar dies tut? Das muß es zumindest nicht heißen. Daß eine Tierart zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgestorben ist, kann auch heißen, daß es ab einem bestimmten Zeitpunkt keine Exemplare dieser Art mehr gibt. Die Art existiert weiter, hat aber nun die Eigenschaft, keine Exemplare mehr zu haben. Ich verwende

<sup>384</sup> Ich folge mit dieser Annahme Wolterstorff (1970): 239.

den Ausdruck „Art“ hier in einer Bedeutung, die diese Lesart zuläßt. Ebenfalls zulässig soll es sein, von Arten zu sprechen, bei denen es unmöglich ist, daß etwas zu ihnen gehört.<sup>385</sup> Von einer solchen Art von Dingen spricht man, wenn man sagt: „Einen verheirateten Junggesellen hat noch nie jemand gesehen“ oder „Ein rundes Quadrat müßte zugleich rund und quadratisch sein“.

(iii) Arten sind zwar so etwas wie Eigenschaften oder stehen zu Arteigenschaften in einem sehr engen Verhältnis, aber nicht alle Eigenschaften sind Arten bzw. Arteigenschaften. Angenommen jemand gäbe uns die folgende Liste der Dinge, die der Abt und der Prior gekauft haben:

der Abt

ein Ding, das man gut gebrauchen kann  
etwas Rotes  
etwas Billiges  
etwas, das der Abt immer schon haben wollte

der Prior

etwas Billiges  
etwas, das in Taiwan hergestellt wurde  
ein Ding, das man gut gebrauchen kann  
etwas Rundes

Gibt es etwas, das der Abt und der Prior beide gekauft haben? Ich denke, daß wir aufgrund dieser Liste nicht zu diesem Urteil kommen würden. Das liegt daran, daß die Eigenschaften, anhand deren die jeweils gekauften Gegenstände hier charakterisiert werden, keine Arteigenschaften sind. Man kann nicht sagen: Es gibt etwas (eine Art von Dingen), das sie beide gekauft haben, denn sie haben beide ein gut zu gebrauchendes Ding gekauft. Gut zu gebrauchende Dinge bilden keine Art. Zugestehen sollte man allerdings, daß bei unserer Rede über Arten von Dingen von Kontext zu Kontext jeweils verschiedene Kriterien dafür im Spiel sind, was als Arteigenschaft zählt und was nicht. In dem Kontext der Rede über Dinge, die der Abt und der Prior eingekauft haben, zählt zum Beispiel die Eigenschaft, billig zu sein, nicht als Arteigenschaft. Sie tut das aber im Kontext einer typischen Äußerung des folgenden Satzes: „Es gibt zwei Sachen, die man jemanden nicht zur Hochzeit schenken sollte: billige Dinge und einen Gutschein für einen Scheidungsanwalt“. Es ist also anzunehmen, daß mit der Äußerung von Sätzen der Form „Es gibt so-und-soviele Dinge, die ...“ – verstanden in der Lesart, in der damit über Arten von Dingen quantifiziert wird – eine implizite Beschränkung auf *im jeweiligen Kontext relevante* Arten von Dingen verbunden ist. Allgemein kann man sagen, daß Arteigenschaften Eigenschaften sind, anhand deren man Dinge in einer jeweils relevanten Hinsicht einteilen kann.

---

<sup>385</sup> Vgl. ebenfalls Woltterstorff (1970): 239.

(iv) Der Begriff der Art, so wie ich ihn hier verwende, ist weiter als der einer natürlichen Art. Das sollte aus den bislang gegebenen Beispielen deutlich geworden sein, denn Elektrogeräte, Schnitzel, billige Dinge und Gutscheine für Scheidungsanwälte bilden keine natürlichen Arten. Der hier verwendete Artbegriff ist deswegen auch sicher weiter als der Aristotelische Begriff einer *species*.<sup>386</sup> Keinesfalls soll mit ihm verbunden sein, daß etwas, das zu einer bestimmten Art gehört, notwendigerweise zu dieser Art gehört, wenn es existiert.<sup>387</sup>

Kommen wir zurück zur Ausgangsfrage dieses Kapitels, das heißt zu der Frage, ob der Schluß von Satz (119) auf Satz (120) gültig ist:

(119) Es gibt keine Hexen und keine Engel.

(120) Es gibt mindestens zwei Dinge, die es nicht gibt.

Nach dem bislang Gesagten kann man diese Frage folgendermaßen beantworten: Der Schluß ist gültig für eine Lesart von Satz (120), gemäß der man in diesem Satz über Arten von Dingen quantifiziert. Daß man das tut, ist deswegen naheliegend, weil man in die Position zweier genereller Terme quantifiziert, die in (119) als Artausdrücke verwendet werden. Der korrekten Lesart zufolge sagt man mit Satz (120), daß es mindestens zwei Arten von Dingen gibt, für die es keine Gegenstände gibt, die zu dieser Art gehören (nämlich die Art Hexen und die Art Engel). Man könnte auch sagen: Es gibt zwei Arteigenschaften – die Eigenschaft, eine Hexe zu sein, und die Eigenschaft, ein Engel zu sein –, die von nichts exemplifiziert werden. Der Schluß ist also gültig, wenn man (119) und (120) folgendermaßen analysiert:

---

<sup>386</sup> Für einen Artbegriff, der mehr an dieser Tradition orientiert ist, vgl. Loux (1976).

<sup>387</sup> Ich bin mir nicht sicher, ob Artausdrücke immer sortale Ausdrücke sein müssen (vgl. zum folgenden Carl (1974): Kap. 92, Lowe (1989) und Schnieder (2004): 176 ff.). Ob das so ist, hängt davon ab, ob man von sortalen Ausdrücken fordert, daß sie immer auch ‚Zählusdrücke‘ (‚count nouns‘) sind. Ausdrücke, die nicht im Plural verwendet werden können, sind keine Zählusdrücke, denn man kann nicht von ‚sieben Wasser‘ oder ‚neun Rosenkohl‘ sprechen. ‚Wasser‘ und ‚Rosenkohl‘ sind aber sicher Artausdrücke (Rosenkohl ist eine Gemüseart und Wasser ist eine Art von Stoff). Laut Jonathan Lowe sollte man deswegen nicht nur Zählusdrücke als sortale Ausdrücke bezeichnen (Lowe (1989): 10 f.; vgl. dagegen Strawson (1959): 168). Ebenfalls problematisch sind Ausdrücke wie ‚billige Dinge‘ und ‚rote Dinge‘, die ich – im Gegensatz zu ‚rot‘ und ‚billig‘ – als Artausdrücke bezeichnen würde. Der Term ‚Dinge‘ scheint mir in Verbindung mit diesen Adjektiven die Identitätsbedingungen für Exemplare dieser Art beizusteuern. Wenn nichts als drei rote Kugeln auf meinem Schreibtisch liegen, liegen nur drei Exemplare der Art rotes Ding dort, obwohl es zum Beispiel mehr als drei Ausschnitte der Oberfläche der Kugeln gibt, die ebenfalls rot sind. Diese Ausschnitte würde man in diesem Fall aber nicht als rote *Dinge* bezeichnen.

(119\*)  $\neg \exists x \Pi x k_1 \wedge \neg \exists x \Pi x k_2$

(120\*)  $\exists \kappa_1 \exists \kappa_2 (\kappa_1 \neq \kappa_2 \wedge \neg \exists x \Pi x \kappa_1 \wedge \neg \exists x \Pi x \kappa_2)$ <sup>388</sup>

$V(k_1)$  = die Art Hexen;  $V(k_2)$  = die Art Engel

Auf ähnliche Weise kann man der intuitiven Gültigkeit von Schluß (e<sub>3</sub>) gerecht werden:

(e<sub>3</sub>) Hexen, Teufel und Engel existieren nicht, der Abt glaubt aber, daß sie es tun.

Es gibt mindestens drei Dinge, die nicht existieren, an deren Existenz der Abt aber glaubt.

Die Konklusion folgt aus der Prämisse, wenn man sie im Sinne der Aussage versteht, daß es drei Arten von Gegenständen gibt, zu denen nichts gehört, von denen der Abt aber glaubt, daß etwas zu ihnen gehört. Wenn man einen dreistelligen Prädikatbuchstaben „G<sup>3</sup>“ einführt, der eine Relation ausdrückt, die zwischen einer Person, einem Gegenstand und einer Eigenschaft genau dann besteht, wenn die Person von dem Gegenstand glaubt, daß er die Eigenschaft hat, kann man Satz (134) folgendermaßen analysieren (der Ausdruck „ $[v: \exists x \Pi x v]$ “ steht für die höherstufige Eigenschaft, mindestens einen Gegenstand als Exemplar zu haben):

(134) Es gibt mindestens drei Dinge, die nicht existieren, an deren Existenz der Abt aber glaubt.

(134\*)  $\exists \kappa_1 \exists \kappa_2 \exists \kappa_3 (\kappa_1 \neq \kappa_2 \neq \kappa_3 \wedge \neg \exists x \Pi x \kappa_1 \wedge \neg \exists x \Pi x \kappa_2 \wedge \neg \exists x \Pi x \kappa_3 \wedge G^3 a \kappa_1 [v: \exists x \Pi x v] \wedge G^3 a \kappa_2 [v: \exists x \Pi x v] \wedge G^3 a \kappa_3 [v: \exists x \Pi x v])$

Damit steht auch eine Lösung für das Problem mit Quines Begriff der ontologischen Verpflichtung zur Verfügung, das ich in Kapitel 6 kurz geschildert hatte. Die Frage war, zu was genau eine bestimmte Theorie in der Relation der ontologischen Verpflichtung stehen muß, damit sie zum Beispiel auf die Existenz von Hunden verpflichtet ist. Eine weitere Frage war, wie es sein kann, daß eine Theorie, die die Existenz von Teufeln behauptet, – nennen wir sie wie oben *T2* – ontologisch auf etwas anderes verpflichtet ist, als eine Theorie *T3*, die die Existenz von Hexen behauptet, und wie beide Theorien jeweils auf etwas verpflichtet sein können, das es gar nicht wirklich gibt. Meine Antwort auf die erste Frage lautet: Ontologische Ver-

<sup>388</sup> Auf ähnliche Weise könnte man einen Satz analysieren, in dem der Quantor auf bestimmte Arten restringiert ist, zum Beispiel auf Arten von Elektrogeräten. Ein solcher Satz wäre: „Es gibt zwei Elektrogeräte, die es wohl nie geben wird: Handys von Miele und Mixer von Nokia“.

pflichtung ist eine Relation, die zwischen einer Theorie und einer Art von Dingen besteht. Diese Relation besteht genau dann, wenn im Rahmen der Theorie behauptet wird oder es aus der Theorie folgt, daß es Dinge gibt, die Exemplare dieser Art sind.<sup>389</sup> Die folgenden beiden Sätze (135) und (136) kann man mit Hilfe eines zweistelligen Prädikatbuchstabens „O<sup>2</sup>“ analysieren, der eine Relation ausdrückt, die zwischen einer Theorie und einer Art von Gegenständen genau dann besteht, wenn aus der Theorie folgt, daß es Dinge gibt, die Exemplare dieser Art sind:

(135) Die Theorie *T3* ist auf Hexen verpflichtet, und es gibt keine Hexen.

(135\*)  $O^2ak_1 \wedge \neg \exists x \Pi xk_1$

(136) Es gibt etwas, auf das die Theorie *T3* verpflichtet ist, und das es nicht gibt.

(136\*)  $\exists k O^2ak \wedge \neg \exists x \Pi xk$

$V(a)$  = die Theorie *T3*;  $V(k_1)$  = die Art Hexen;  $V(O^2) = \{ \langle x, y \rangle; \text{aus } x \text{ folgt, daß es etwas gibt, das ein Exemplar von } y \text{ ist} \}$

Satz (136\*) folgt logisch aus (135\*), und deswegen ist der Schluß von (135) auf (136) gültig – ganz so, wie es der Intuition der Meinongianers entspricht. Und es ist nun auch kein Problem mehr, zu sagen, worin der Unterschied zwischen der ontologischen Verpflichtung von *T2* und der von *T3* besteht. Aus ihnen folgt jeweils für eine andere Art von Gegenständen, daß es etwas dieser Art gibt.<sup>390</sup>

---

<sup>389</sup> Stevenson deutet – anscheinend ohne es zu merken – durch den Titel seines Aufsatzes „On What *Sorts* of Things There are“ (vgl. Stevenson (1976), Hervorhebung von mir) eigentlich schon an, worin die Lösung des Problems der ontologischen Verpflichtung bestehen sollte, aber er führt diese Andeutung leider nicht näher aus.

<sup>390</sup> Der Meinongianer Dale Jacquette erwähnt eine Theorie ontologischer Verpflichtung, die der hier entwickelten ähnlich ist: „It might be thought that ontological commitment could be understood in terms of properties or concepts constructed as intensional entities. The ontological commitment of a theory that there are unicorns might then be explained as a relation obtaining between the theory or sentences of the theory and the property or concept of unicornicity (or if unicorns are not a natural kind, the more basic properties or concepts of being equine and onehorned)“ (Jacquette (1996): 67 f.). Wenn man die Eigenschaften bzw. Begriffe, von denen Jacquette spricht, als Arteigenschaften bzw. als Arten selbst versteht, ist dies genau meine Ansicht. Jacquette lehnt sie mit der folgenden Begründung ab: „It cannot reasonably be held that the theories are committed to the property or concept of unicornicity or of being equine and one-horned, because the theory might be radically nominalistic, or, say, behavioristic, or otherwise anti-conceptualistic. The idea of a property or concept might be entirely alien and antithetical to its ontology, and the corresponding predicate terms might have no place in its theoretical vocabulary“ (ebd.). Sollte diese Kritik auch als mögliche Kritik an meiner Konzeption zu verstehen sein, läge ihr ein fundamentales Mißverständnis zu Grunde. Ich behaupte nicht, daß aus einer Theorie, aus der die Annahme folgt, daß es Einhörner gibt, auch die Annahme folgt, daß es Arten von Gegenständen (verstanden als abstrakte Entitäten) gibt. Die Theorie ist auf die Existenz von Einhörner verpflichtet, nicht auf die Existenz von Arten. *Wir*, die wir diese ontologische Verpflichtung beschreiben, charakterisieren sie als Beziehung zwischen der Theorie und einer Art, eine Charakterisierung, die



Aus der Wahrheit der Konklusionen (120), (134) und (136) folgt, daß es Dinge gibt, die es nicht gibt. Die folgende These (R) ist – so wie alle stilistischen Varianten (R.a) bis (R.e) – wahr, wenn man sie im Sinne von (R\*) versteht:

(R) Es gibt etwas, das es nicht gibt.

(R.a) Es gibt Dinge, die es nicht gibt.

(R.b) Es gibt etwas, das nicht existiert.

(R.c) Es gibt Dinge, die nicht existieren.

(R.d) Dinge, die es nicht gibt, existieren.

(R.e) Es existiert etwas, das es nicht gibt.

(R\*)  $\exists \kappa_1 \neg \exists x \Pi x \kappa_1$

Alle diese Sätze besagen in der Lesart (R\*), daß es mindestens eine Art von Dingen gibt, die keine Exemplare hat, bzw. mindestens eine Arteigenschaft, die von nichts exemplifiziert wird.

Meine These (R) ist dem Wortlaut nach identisch mit Meinongs These (M):

(M) Es gibt etwas, das es nicht gibt.

Dennoch meint Meinong etwas ganz anderes mit (M), als ich mit (R) meine. Meinong versteht das erste „es gibt etwas“ als Quantor, dessen Bereich einzelne Gegenstände sind und den Relativsatz „das es nicht gibt“ als komplexen Term, der die Eigenschaft ausdrückt, nicht zu existieren. Das heißt, er versteht (M) im Sinne von (M\*) bzw. (M\*\*):

(M\*) Es gibt etwas, das nicht existiert.

(M\*\*)  $\exists x \neg E!x$

Diese Analyse sollte laut Meinong den Anschein des Paradoxen verschwinden lassen, der Satz (M) anhaftet: Der Anschein entsteht, weil der Ausdruck „es gibt“ mehrdeutig ist und einmal als logischer Quantor, einmal als (diskriminierendes) Existenzprädikat verwendet wird. Ich hatte in Kapitel 1 begründet, weshalb ich diese Annahme einer

---

der Vertreter der Einhorntheorie nicht akzeptieren muß, denn auch wenn es keine Arten gäbe, könnte es trotzdem wahr sein, daß es Einhörner gibt. Dann wäre allerdings unsere Theorie ontologischer Verpflichtung falsch, und deswegen sind *wir* auf die Existenz von Arten verpflichtet, eine Verpflichtung die man ihrerseits als Beziehung zwischen unserer Theorie und einer Art bzw. Arteigenschaft beschreiben kann, der Arteigenschaft nämlich, eine Art zu sein.

solchen Form von Mehrdeutigkeit für unplausibel halte. Bei meiner Analyse von (R) wird der Anschein des Paradoxen auch erklärt, aber ohne annehmen zu müssen, daß die beiden Vorkommnisse von „es gibt“ in (R) eine andere Bedeutung haben. Beide Vorkommnisse sind Vorkommnisse eines logischen Quantors, sie unterscheiden sich allein darin, worüber jeweils quantifiziert wird: mit dem ersten über Arten von Dingen, mit dem zweiten über mögliche Exemplare solcher Arten. Deswegen drücken die Sätze (R.a) bis (R.e) das mit (R) Gesagte nicht besser oder schlechter aus als (R) selbst.<sup>391</sup> Daß man die These (R) so leicht im Meinongianischen Sinne mißverstehen kann, liegt daran, daß die Oberflächenstruktur von Sätzen, die eine Quantifikation in die Position von Artausdrücken in unbestimmt generischen Sätzen enthalten, die logische Struktur dieser Sätze verdeckt. So wie es im Falle des Satzes „Es gibt ein Elektrogerät, das sowohl vom Abt als auch vom Prior gekauft wurde – nämlich ein Nokia-Handy“ so aussieht, als gäbe es entweder eine Art von Elektrogeräten und der Abt und der Prior hätten beide die Art gekauft, oder aber ein einzelnes Elektrogerät und sie hätten beide dieses einzelne Gerät gekauft, so sieht es im Falle von (R) so aus, als würde man damit entweder von einem einzelnen Gegenstand oder aber von einer Gegenstandart behaupten, daß es ihn bzw. sie sowohl gibt als auch nicht gibt. Und das mutet natürlich paradox an. In Wirklichkeit mischen sich in solchen Sätzen Eigenschaftszuschreibungen an bzw. Quantifikationen über Arten und deren Exemplare. So wie in dem Satz über den Einkauf des Abtes und des Priors der generelle Term „Elektrogerät“ eine Eigenschaft einer Art ausdrückt und „wurde sowohl vom Abt als auch vom Prior gekauft“ eine Eigenschaft eines Exemplares dieser Art, so quantifiziert man mit dem ersten „es gibt etwas“ in (R) über Arten von Dingen, und mit dem „das es nicht gibt“ über einzelne Gegenstände. Hat man diese sprachliche Besonderheit einmal durchschaut, sollte jener Anschein des Paradoxen verschwinden, der mit der These, daß es Dinge gibt, die es nicht gibt, ursprünglich verbunden war.<sup>392</sup>

---

<sup>391</sup> Eine weitere – unschönere, aber vielleicht weniger zu Mißverständnissen einladende – Variante von (R) wäre: „Es gibt Arten von Dingen, so daß es keine solchen Dinge gibt“ (das „solche“ ist dabei ein anaphorisches Pronomen, das durch den Quantor „es gibt Arten“ gebunden wird). Ein ähnliche Formulierung verwendet Peter Geach: „When we ask whether there is a so-and-so, we are asking concerning some *kind* of objects whether anything at all *is* that sort of thing; and we cannot ever sensibly affirm or deny existence, in this sense, of an individual object, any more than we can sensibly ask whether a *thing*, rather than a kind of things, is frequent or infrequent” (Geach (1968): 7).

<sup>392</sup> Selbst – zugestandenermaßen sonderbar klingende – Sätze wie „Menschen, die Hunde besitzen, haben die Eigenschaft, daß es sie gibt“ oder „Menschen, die Hunde besitzen, haben die Eigenschaft, zahlreich zu sein; Menschen, die Eichhörnchen besitzen, haben diese Eigenschaft nicht“ müssen einen nicht mehr erschrecken, und man kann sie selbst als überzeugter Anhänger der Fregeanischen Konzeption von Existenz akzeptieren (vgl. dazu oben Kapitel 14 und die dort von mir eingeführte Formulierung „die Eigenschaft, daß es einen gibt“). In diesen Sätzen schreiben wir der Art der hundebesitzenden Menschen die höherstufige Eigenschaft zu, daß es Dinge (bzw. viele Dinge) gibt, die zu ihr gehören.

Ich hatte die Schlüsse (e<sub>1</sub>) bis (e<sub>3</sub>) in Kapitel 1 erwähnt, weil meiner Ansicht nach die intuitive Gültigkeit solcher Schlüsse viel dazu beiträgt, daß einem die Meinongianische Position *prima facie* so plausibel vorkommt, und weil man im Falle der Konklusionen dieser Schlüsse besonders gut zeigen kann, worin das Meinongianische Mißverständnis besteht. Das ist deswegen so, weil in den Konklusionen in die Position von Ausdrücken quantifiziert wird, von denen relativ leicht zu erkennen ist, daß es sich bei ihnen um Artausdrücke handelt. Die Standardbeispiele, mit denen Meinongianer ihre Konzeption zu stützen versuchen, sind andere, nämlich solche, bei denen in Schlüssen der Art „so-und-so existiert nicht; also gibt es etwas, das nicht existiert“ an der Stelle von „so-und-so“ ein Ausdruck steht, der wie ein logisch singulärer Term aussieht. Man kann allerdings auch von vielen dieser Schlüsse zeigen, daß man ihre Gültigkeit auch ohne eine Meinongianische Gegenstandskonzeption akzeptieren kann, und zwar indem man zeigt, daß auch die vermeintlichen singulären Terme Artausdrücke sind.<sup>393</sup> Nicht schwer zu sehen ist das im Falle des Schlusses von Satz (137) auf Satz (138):

(137) Das Perpetuum mobile existiert nicht

(138) Es gibt etwas, das nicht existiert.

So wie ein Ausdruck wie „das Transistorradio“ als Artausdruck fungieren kann, kann dies auch der Ausdruck „das Perpetuum mobile“ tun. Daß er in (137) so verwendet wird, sieht man daran, daß man diesen Satz auch folgendermaßen paraphrasieren kann:

(137.a) Ein Perpetuum mobile gibt es nicht.

(137.b) Perpetua mobiles gibt es nicht.

In allen drei Formulierungen wird gesagt, daß es nichts gibt, das die Eigenschaft hat, ein Perpetuum mobile zu sein. Da diese Eigenschaft eine (in diesem Kontext relevante) Arteigenschaft ist, dürfen wir ihn folgendermaßen übersetzen:

(137\*)  $\neg \exists x \Pi x k_1$

$V(k_1)$  = die Art Perpetuum mobile

Dieser Analyse gemäß folgt aus (137) Satz (138) in der Lesart (138\*):

---

<sup>393</sup> Das trifft nicht auf eine Art von Standardbeispielen des Meinongianismus zu, nämlich nicht auf negative singuläre Existenzsätze mit fiktionalen Namen. Wie diese nicht-meinongianisch zu analysieren sind, habe ich bereits gezeigt.

(138) Es gibt etwas, das nicht existiert.

(138\*)  $\exists x \neg \exists x \Pi x x$

Gewöhnlich sind Philosophen der Meinung, daß man entweder Satz (137) auf Meinongianische Weise analysieren kann, und dann Satz (138) aus (137) folgt, oder daß man (137) auf Russell-Quinesche Weise analysiert und die Gültigkeit des Schlusses abstreiten muß. Meine Analyse ermöglicht es, (137) auf Russell-Quinesche Weise zu analysieren und dennoch die Gültigkeit des Schlusses anzuerkennen.

Dasselbe gilt auch für den folgenden Fall. Nehmen wir an, jemand äußert Satz (139) und schließt darauf auf (140):

(139) Gott und der Teufel existieren beide nicht.

(140) Also gibt es zwei Dinge, die nicht existieren.

Der Unterschied zwischen diesem Fall und dem des Perpetuum mobile ist, daß der Begriff eines Perpetuum mobile es zuläßt, daß mehrere Gegenstände unter ihn fallen, der Begriff von Gott und der des Teufels aber festlegt, daß es, wenn überhaupt, nur einen solchen Gott oder Teufel geben kann. Das schließt meines Erachtens aber nicht aus, daß auch die Ausdrücke „Gott“ und „Teufel“ in (139) als Artausdrücke verwendet werden, nur eben als Ausdrücke für Arten, die nicht mehr als ein Exemplar haben können. Man denke etwa an kleinste Primzahlen, gegenwärtige Bundeskanzler oder Highlander. All dies sind Arten von Dingen, für die gilt: Es kann nur einen von ihnen geben. Und wer akzeptiert, daß man mit dem Satz „Älteste Söhne haben es manchmal schwer im Leben“ über eine Art spricht, der sollte das auch akzeptieren, daß im letzten Satz des folgenden kleinen Dialogs von einer Art von Menschen die Rede ist: Hans: „Was bin ich froh, daß ich nicht der älteste Sohne meines Vaters bin“ – Franz: „Weiß Gott! Jemand, der der älteste Sohn Deines Vaters ist, hat es sicher nicht immer leicht im Leben.“

Daß „Gott“ und „der Teufel“ in (139) tatsächlich als Artausdrücke verwendet werden, zeigt sich wieder daran, daß man (139) so umformulieren kann, daß an die Stelle der grammatikalisch singulären Terme grammatikalisch generelle Terme treten:

(139.a) Einen Gott und einen Teufel gibt es nicht.

(139.a) ist wohlgermerkt nicht so zu verstehen, daß durch die generellen Terme Eigenschaften ausgedrückt werden, die prinzipiell mehreren Gegenständen zukommen können, ist also nicht äquivalent zu „Es gibt keine Götter und keine Teufel“. Der Satz „Einen Gott gibt es nicht“ kann genauso wie „Gott existiert nicht“ von jemandem verwendet werden, der seinen fehlenden Glauben an den christlichen Gott bekunden

will. Wie heißt es nicht in Psalm 14,1: „Der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott!“<sup>394</sup>

Laut meiner Analyse aus Kapitel 16 sind die Sätze (139) und (139.a) als Aussagen der Form „Es gibt keinen Gegenstand, der die Eigenschaft hat, als einziger so-und-so zu sein“ zu analysieren. Wenn man zugesteht, daß es sich bei diesen Eigenschaften um Arteigenschaften handelt, kann man die Gültigkeit des Schlusses von (139) auf (140) durch die folgende Übersetzung erklären:

(139) Gott und der Teufel existieren beide nicht.

(139\*)  $\neg \exists x \Pi x k_1 \wedge \neg \exists x \Pi x k_2$

(140) Also gibt es zwei Dinge, die nicht existieren.

$\exists k_1 \neg \exists x \Pi x k_1 \wedge \exists k_2 \neg \exists x \Pi x k_2$

$V(k_1) =$  (die Art) Gott;  $V(k_2) =$  (die Art) der Teufel

Ähnlich zu verfahren wäre im Falle der Sätze (141), (141.a) und (142):

(141) Der gegenwärtige Papst existiert, der gegenwärtige König von Baden-Württemberg existiert nicht.

(141.a) Einen gegenwärtigen Papst gibt es, einen gegenwärtigen König von Baden-Württemberg gibt es nicht.

(142) Also gibt es etwas, das existiert (das es gibt), und etwas, das nicht existiert (das es nicht gibt).

Ich möchte abschließend die Einsicht, daß wir manchmal über Arten quantifizieren, obwohl es so aussieht, als quantifizierten wir über einzelne Gegenstände, dazu nutzen, eine Lösung für zwei Arten von Problemfällen anzubieten, die im Laufe dieser Arbeit aufgetaucht sind und für die ich als einzige bislang noch keine Lösung präsentiert habe.

Der erste Fall ist Williamsons Beispiel der vier Anzüge, die man aus zwei Jacken und zwei Hosen herstellen könnte. Man erinnere sich:  $J_1$  und  $J_2$  sollten zwei Jackets sein,  $H_1$  und  $H_2$  zwei Hosen. Intuitiv ist der Schluß von Satz (143) auf Satz (84) gültig – zumindest in einer Lesart von (84):

---

<sup>394</sup> Vgl. dazu auch Carl (1974): 195, der zu Recht anmerkt, daß „gewöhnlich nicht von der Nicht-Existenz *des* So-und-so, sondern von der Nicht-Existenz *eines* So-und-so gesprochen“ wird.

- (143) Man könnte einen Anzug aus  $J_1$  und  $H_1$  machen, man könnte einen Anzug aus  $J_2$  und  $H_2$  machen, man könnte einen Anzug aus  $J_1$  und  $H_2$  machen, und man könnte einen Anzug aus  $J_2$  und  $H_1$  machen.
- (84) Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte.

Williamson hatte Satz (84) so interpretiert, daß damit gesagt würde, daß es vier einzelne Gegenstände gibt, die jeweils die Eigenschaft haben, möglicherweise ein Anzug zu sein, der durch die richtige Kombination von  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  entsteht. Da es nicht vier konkrete solcher Gegenstände gibt, hatte er die Konsequenz gezogen, daß es mindestens zwei bloß mögliche<sub>attributiv</sub> Konkreta geben muß. Diese Konsequenz kann man vermeiden, wenn man die Quantifikation in (84) als Quantifikation über Arten von Anzügen versteht. Damit der Schluß gültig ist, muß man in (143) die vier Konjunktionsglieder der Form „man könnte einen Anzug aus  $J_n$  und  $H_n$  machen“ jeweils so verstehen, daß damit gesagt wird, daß es möglich ist, etwas herzustellen, das ein Exemplar der Art eines Anzugs ist, der aus der Kombination von einer der Jacken und einer der Hosen entsteht. Diese Arten von Anzügen sind derart, daß es nur einen einzigen Gegenstand geben kann, der unter sie fällt, was an Williamsons Festlegung liegt, daß solche Anzüge entstehen, indem bestimmte Jackets und bestimmte Hosen *zum ersten Mal* kombiniert werden. In (84) wird der Quantor auf solche Arten von Anzügen beschränkt, die durch die richtige Kombination von  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  entstehen. Es gibt genau vier solcher Arten. Mein Analysevorschlag für (143) und (84) lautet also folgendermaßen:

- (143\*)  $\diamond\exists x(\Pi xk_1 \wedge Fx) \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_2 \wedge Fx) \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_3 \wedge Fx) \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_4 \wedge Fx)$
- (84\*)  $\exists k_1\exists k_2\exists k_3\exists k_4(Gk_1 \wedge Gk_2 \wedge Gk_3 \wedge Gk_4 \wedge k_1 \neq k_2 \neq k_3 \neq k_4 \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_1 \wedge Fx) \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_2 \wedge Fx) \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_3 \wedge Fx) \wedge \diamond\exists x(\Pi xk_4 \wedge Fx))$

$V(k_1)$  = die Art von Anzügen, die aus  $J_1$  und  $H_1$  bestehen;  $V(k_2)$  = die Art von Anzügen, die aus  $J_2$  und  $H_2$  bestehen;  $V(k_3)$  = die Art von Anzügen, die aus  $J_1$  und  $H_2$  bestehen;  $V(k_4)$  = die Art von Anzügen, die aus  $J_2$  und  $H_1$  bestehen  
 $V(F) = \{x; x \text{ wird hergestellt } \}$ ;  $V(G) = \{x; x \text{ ist eine Art von Anzügen, die durch die richtige Kombination von } J_1, J_2, H_1 \text{ und } H_2 \text{ entstehen} \}$

(84) folgt aus (143) zusammen mit der (begrifflich wahren) Annahme, daß die vier in (143) erwähnten Anzugarten Arten von solchen Anzügen sind, die durch die richtige Kombination von  $J_1$ ,  $J_2$ ,  $H_1$  und  $H_2$  entstehen.

Ähnlich wie im Falle der Meinongianischen Interpretation von These (R) resultiert Williamsons Interpretation von Satz (84) daraus, daß er sich durch die Oberflächen-

form dieses Satzes täuschen läßt. Es sieht oberflächlich so aus, als ob die Eigenschaft, aus den-und-den Teilen hergestellt werden zu können, eine Eigenschaft derjenigen Gegenstände ist, über die man in (84) quantifiziert. In Wirklichkeit wird über Arten quantifiziert. Aus den-und-den Teilen hergestellt zu sein ist dagegen eine Eigenschaft, die Exemplaren solcher Arten zukommt (so wie die Eigenschaft, vom Abt und vom Prior gekauft worden zu sein, keine Eigenschaft der Arten ist, über die man quantifiziert, wenn man sagt, es gebe ein Elektrogerät, das der Abt und der Prior beide gekauft haben). Daß man in (84) tatsächlich über Anzugarten, und nicht über einzelne Anzüge quantifiziert, zeigt sich auch daran, daß man bei einer Variante von (84), in der die vier Dinge explizit genannt werden, für diese Dinge generelle, und nicht singuläre Terme verwendet:

(84#) Es gibt vier Anzüge, die man aus den Jacketts  $J_1$  und  $J_2$  und den Hosen  $H_1$  und  $H_2$  machen könnte: *einen Anzug aus  $J_1$  und  $H_1$ , einen Anzug aus  $J_2$  und  $H_2$ , einen Anzug aus  $J_1$  und  $H_2$  und einen Anzug aus  $J_2$  und  $H_1$ .*

Der Ausdruck „ein Anzug aus  $J_1$  und  $H_1$ “ ist hier ein Artausdruck, das heißt wird so verwendet wie in „Ein Anzug von Armani ist etwas, das jeder gerne besäße“ oder so wie in „Der Geschäftsmann von heute braucht drei Dinge: einen Anzug, ein Notebook und ein Handy“.<sup>395</sup>

---

<sup>395</sup> Auf analoge Weise läßt sich auch ein Fall verstehen, den Nathan Salmon anführt, um die Existenz bloß möglicher Gegenstände zu beweisen: „Let  $S$  be a particular male sperm cell of my father's and let  $E$  be a particular ovum of my mother's such that neither gamete ever unites with any other to develop into a human zygote. Let us name the (possible) individual who would have developed from the union of  $S$  and  $E$ , if  $S$  had fertilized  $E$  in the normal manner, 'Noman'. Noman does not exist in the actual world, but there are many possible worlds in which he does exist. This is just to say that Noman does not actually exist but he might have existed. Noman is, like all of us, a *possible individual*; it is true of him, and it is likewise true of each of us, that we might have existed. But something more can be said about us that cannot be said about Noman. There is a seemingly important difference between Noman and us. We are actual, Noman is not. Noman is *merely possible*” (Salmon (1987): 49 f.). Es sieht tatsächlich auf den ersten Blick so aus, als sei es Salmon durch seine Festlegung der Bedeutung des Ausdrucks „Noman“ gelungen, einen Namen für ein bestimmtes Individuum einzuführen, über das er dann mit den folgenden Verwendungen des Namens spricht. Da kein wirklicher Gegenstand die Eigenschaften hat, die bei der Festlegung der Bedeutung von „Noman“ eine Rolle spielen, scheint er über ein bloß mögliches Individuum zu sprechen, und solche bloß möglichen Individuen scheint es deswegen geben zu müssen. In Wirklichkeit ist etwas ganz anderes vor sich gegangen. Salmon hat die Bedeutung eines Artausdrucks festgelegt. Zu der Art, die der Ausdruck bezeichnet, gehört etwas laut Salmons Definition genau dann, wenn es ein Mensch ist, der aus der Befruchtung der Eizelle  $E$  durch das Spermium  $S$  entsteht. Für Dinge dieser Art führt er den Namen „Noman“ ein, man hätte aber auch einfach den Ausdruck „ein Mensch, der aus  $S$  und  $E$  entsteht“ dafür verwenden können. Hat man das einmal durchschaut, ist klar, wie die Paraphrasen derjenigen Sätze auszusehen haben, deren Wahrheit uns anscheinend auf die Existenz bloß möglicher Individuen verpflichtet. Statt „Noman existiert nicht wirklich, aber er hätte existieren können“ kann man sagen „Einen Menschen, der aus  $S$  und  $E$  entsteht, gibt es nicht, aber es hätte ihn geben können“. Durch diesen Satz legt man sich nicht auf die Existenz bloß möglicher Individuen fest, sondern man legt sich darauf fest, daß es eine Art von Gegenstand

Auch die Sätze (144) und (145) lassen sich so analysieren, daß der Schluß von dem ersten auf den zweiten Satz gültig ist, ohne daß man die Existenz bloß möglicher<sub>attributiv</sub> Ehepaare postulieren müßte:

(144) Es könnte sich ein katholisches Ehepaar aus Hans und Lisa bilden, es könnte sich ein katholisches Ehepaar aus Franz und Lotte bilden, es könnte sich ein katholisches Ehepaar aus Hans und Lotte bilden, und es könnte sich auch ein katholisches Ehepaar aus Franz und Lisa bilden.

(145) Es gibt vier katholische Ehepaare, die sich aus Hans, Franz, Lotte und Lisa bilden könnten.

Ich erspare mir die Formalisierung. Wieder wird in (145) über Arten quantifiziert, und zwar über Arten von Ehepaaren, bei denen die Arteigenschaft eine Eigenschaft der Form ist, aus den und den Eheleuten zu bestehen. In (144) wird von vier solchen Arten gesagt, daß es möglich ist, daß ein Exemplar zu ihnen gehört.

Auf ähnliche Weise könnte man, so scheint mir, auch mit einem Beispiel umgehen, das Hector-Neri Castaneda in die Diskussion eingeführt hat, um zu zeigen, daß es nicht existierende Gegenstände gibt.<sup>396</sup> Castaneda beschreibt ein Szenario, in dem sich eine Gruppe von Personen zusammengetan hat, um eine Siedlung von 300 Häusern zu bauen. Land wird gekauft, Pläne für alle 300 Häuser werden gezeichnet, Kredite werden aufgenommen, und für einzelne Häuser sind bereits Käufer gefunden. Nachdem zehn der Häuser gebaut worden sind, geht auf einmal das Geld aus, und der Plan wird nicht weiter in die Tat umgesetzt. Laut Castaneda ist es nun sehr natürlich, Aussagen über alle 300 Häuser zu machen, obwohl 290 von ihnen niemals gebaut wurden. Mit den folgenden Sätzen kann man durchaus etwas Wahres sagen:

(146) Jedes der 300 Häuser hätte weniger als drei Badezimmer gehabt.

(147) Das dreistöckige Haus mit dem Swimmingpool war das erste, dessen Bau nicht klappte.

---

gibt, zu der *de facto* nichts gehört, aber zu der etwas gehören könnte. Salmon scheint zu meinen, daß man sich deswegen, durch den Ausdruck „Noman“ auf ein ganz bestimmtes Individuum beziehen kann, weil es Menschen wesentlich ist, aus derjenigen Eizelle und demjenigen Spermium hervorgegangen zu sein, aus denen sie tatsächlich hervorgegangen sind, und daß deswegen in jeder möglichen Welt, in der überhaupt etwas durch den Ausdruck „Noman“ bezeichnet wird, ein und derselbe Gegenstand und nur dieser Gegenstand bezeichnet wird. Wäre das so, dann wäre „Noman“ nach meiner Interpretation der Ausdruck für eine Art, zu der in allen möglichen Welten, in denen sie überhaupt Exemplare hat, genau ein Gegenstand – und zwar immer derselbe – gehört. Aber nicht einmal dies ist durch Salmons Festlegung garantiert, denn schließlich könnte sich die befruchtete Eizelle vollständig teilen und eineiige Zwillinge geboren werden. In diesem Fall gäbe es zwei Exemplare der Art von Menschen, die aus S und E entstehen.

<sup>396</sup> Vgl. Castaneda (1990): 113.



(148) Insgesamt blieben 290 Häuser ungebaut.

Laut Castaneda impliziert die Wahrheit dieser Sätze, daß es nicht-existierende Häuser gibt. Meiner Meinung nach sollte man allerdings auch diese Sätze als Quantifikationen über Arten von Häusern verstehen. Durch die Pläne der Bauherren und Architekten werden 300 solche Arten inhaltlich spezifiziert. Geplant ist eine Art von Haus zu bauen, das an der-und-der Stelle auf dem Grundstück stehen soll und drei Stockwerke und einen Swimmingpool hat, eine andere Art von Haus zu bauen, das an der-und-der anderen Stelle des Geländes stehen soll, usw. Dadurch, daß die Planungen für jede Art von Haus eine bestimmte Stelle auf dem Grundstück vorsehen, an dem ein Haus stehen muß, um ein Haus dieser Art zu sein, ist es ausgeschlossen, daß es mehr als ein Exemplar für jede der 300 Häuserarten geben kann, einfach deswegen, weil nicht zwei einzelne Häuser die Eigenschaft haben können, an der gleichen Stelle zu stehen. In den Sätzen (146) bis (148) mischen sich nun Aussagen über Eigenschaften, die man der Art zuschreibt, mit einer Quantifikation über Exemplare dieser Art. Dies kann man explizit machen, indem man diese Sätze auf die folgende Weise paraphrasiert:

(146) Jedes der 300 Häuser hätte weniger als drei Badezimmer gehabt.

(146.a) Jede der 300 Häuserarten ist eine Art von Haus, deren Exemplare (wenn es solche gäbe) weniger als drei Badezimmer hätten.

(147) Das dreistöckige Haus mit dem Swimmingpool war das erste, dessen Bau nicht klappte.

(147.a) Bezüglich derjenigen Art von Haus, die die einzige Art von Haus ist, deren Exemplar (wenn es ein solches gäbe) drei Stockwerke und einen Swimmingpool hätte, stand als erstes fest, daß man kein Haus dieser Art bauen würde.

(148) Insgesamt blieben 290 Häuser ungebaut.

(148.a) Es gibt 290 Arten von Häusern, so daß niemals Exemplare dieser Arten gebaut wurden.

Die Paraphrasen machen deutlich, daß die Sätze (146) bis (148) wörtlich wahr sein können, ohne daß es dazu nicht existierende Häuser geben muß. Was es geben muß sind Arten von Häusern, zu denen es keine Exemplare gibt.<sup>397</sup>

---

<sup>397</sup> Wolfgang Künne schreibt in einer Replik auf Castaneda: „There are not two sorts of houses, those which were built and those which were left unbuilt, but rather two sorts of plans, those which were carried out and those which were not“ (Künne (1990): 257 Anm. 2). In einer Lesart dieser Aussage ist das falsch, in derjenigen nämlich, bei der der Ausdruck „houses“ in „two sorts of houses“ selbst ein Artausdruck ist. So wie es zwei Arten von Elektrogeräten gibt – solche, die der Abt und der Prior beide

Diese Lösung für das von Castaneda aufgeworfene Problem bringt mich zu einem Satz, den ich im ersten Kapitel als ein Beispiel genannt hatte, anhand dessen Meinongianer für ihre Position argumentieren:

(11) Das neue Berliner Stadtschloß existiert noch nicht.

Man sollte diesen Satz meines Erachtens nicht in Analogie zu meiner Analyse von Satz (10) („Das alte Berliner Stadtschloß existiert nicht mehr“) verstehen, das heißt den Ausdruck „das neue Berliner Stadtschloß“ nicht als Term verstehen, der einen Gegenstand bezeichnet, dem in dem Satz eine zeitlose Eigenschaft zugeschrieben wird. Naheliegender ist es, diesen Ausdruck als Artausdruck aufzufassen und (11) im Sinne von (11.a) zu verstehen:

(11.a) Ein neues Berliner Stadtschloß existiert noch nicht.

Um ein Gebäude der Art zu sein, von der in (11) und (11.a) die Rede ist, muß etwas Eigenschaften haben, wie die, an der Stelle des alten Berliner Stadtschlusses zu stehen, so auszusehen wie das alte, und wohl noch einige andere. Wer die Debatte der letzten Jahre verfolgt hat, wird allerdings feststellen, daß es alles andere als klar ist, welche Eigenschaften ein Gebäude haben müßte, um als neues Berliner Stadtschloß zu gelten. Was mit den Sätzen (11) und (11.a) gesagt wird ist jedenfalls, daß es noch kein Gebäude dieser Art gibt

Die zweite (und letzte) Art von Problemfällen, für die ich im Rahmen dieser Arbeit bislang noch keine Lösung angeboten habe und die ich nun in Rekurs auf das Phänomen der Quantifikation über Arten von Dingen lösen möchte, sind Fälle von Sätzen, in denen leere singuläre Terme bei der Zuschreibung intentionaler Einstellungen verwendet werden. Die Beispiele, die ich in Kapitel 1 dem Meinongianer in den Mund gelegt hatte, waren die folgenden:

---

gekauft haben (zum Beispiel ein Nokia-Handy), und solche, die nur der Abt gekauft hat (zum Beispiel ein Diktiergerät) – so gibt es zwei Arten von Häusern – solche, die gebaut wurden, und solche, die nicht gebaut wurden. So wenig, wie durch die erste Aussage impliziert sein muß, daß der Abt und der Prior einen bestimmten einzelnen Gegenstand beide gekauft haben, muß durch die zweite Aussage impliziert sein, daß es einzelne ungebauten Häuser gibt. Wahr ist die von Künne bestrittene Aussage in der Lesart, die sich folgenderweise paraphrasieren läßt: Es gibt zwei Arten von Häuserarten – solche Häuserarten, für die Exemplare dieser Arten gebaut wurden, und solche, für die keine Exemplare dieser Arten gebaut wurden.

- (15) Der Abt hat Angst vor dem Teufel.
- (16) Der Abt stellt sich das Paradies vor.
- (17) Der Abt sucht unter dem Sofa nach Bibi Blocksberg.

Auf der Basis solcher Beispiele argumentieren Meinongianer für ihre Position folgendermaßen: Aus Satz (15) folgt, zusammen mit der Annahme, daß der Teufel nicht existiert, der Satz (149):

- (149) Es gibt etwas, wovor der Abt Angst hat, und das nicht existiert.

Also scheint es Dinge zu geben, die nicht existieren.

Eine gängige Replik auf dieses Argument besteht darin, darauf hinzuweisen, daß intentionale Verben wie „fürchten“, „suchen“ oder „sich vorstellen“ eine relationale und eine nicht-relationale Lesart haben und daß sie in Sätzen wie (15), (16) und (17) in der nicht-relationalen Lesart verwendet werden.<sup>398</sup> Da in dieser Lesart durch die Äußerung dieser Sätze keine Relation zwischen zwei Gegenständen behauptet wird, ist man nicht zu der Annahme gezwungen, daß einer dieser beiden Gegenstände nicht existiert. Den Unterschied zwischen der relationalen und der nicht-relationalen Lesart kann man besonders gut anhand von Sätzen mit intentionalen Verben verdeutlichen, an deren zweiter Stelle eine Kennzeichnung steht. Betrachten wir den folgenden Satz:

- (150) Der Abt sucht den Mönch, der letzte Nacht das Klostertor offengelassen hat.

Nehmen wir an, Bruder Quirin ist derjenige, der letzte Nacht das Klostertor offengelassen hat. In der relationalen Lesart ist (150) wahr, wenn der Abt nach Bruder Quirin gesucht hat, und zwar selbst dann, wenn der Abt gar nicht weiß, daß jemand das Klostertor offengelassen hat oder sich nicht dafür interessiert, wer das war. Ein Sprecher, der (150) in der relationalen Lesart verwendet, benützt die Kennzeichnung „der Mönch, der letzte Nacht das Klostertor offengelassen hat“, um den Gegenstand zu charakterisieren, zu dem der Abt in der Relation des Suchens-nach steht. Er benützt sie nicht dazu, um den Geisteszustand des Abtes zu charakterisieren. Die relationale Lesart kann man also durch die folgende Paraphrase explizit machen:

- (150.a) Der Mönch, der letzte Nacht das Klostertor offengelassen hat, (Bruder Quirin nämlich) hat die Eigenschaft, daß der Abt nach ihm sucht.

---

<sup>398</sup> Vgl. z.B. Reicher (2000): 144 f. und (2005): 269 f. Ich werde im folgenden – aus Gründen, zu denen ich gleich komme – die nicht-relationale Lesart der Sätze allerdings anders analysieren als Reicher das tut.

In der nicht-relationalen Lesart, ließe sich Satz (150) ungefähr folgendermaßen paraphrasieren:

(150.b) Der Abt will herausfinden, wer letzte Nacht das Klosters tor offengelassen hat.

Damit der Satz in dieser Lesart wahr ist, muß keine besondere Beziehung zwischen dem Abt und Bruder Quirin bestehen. Vielmehr muß eine Beziehung zwischen dem Abt und der Eigenschaft bestehen, in der letzten Nacht das Klosters tor offengelassen zu haben. Von dieser Eigenschaft nämlich will der Abt wissen, wer sie hat. Eine genaue logische Analyse von Sätzen wie (150.b), das heißt Sätzen, die indirekte Wortfragen enthalten, ist eine schwierige Aufgabe, auf die ich hier nicht eingehen kann.<sup>399</sup> Nicht ganz abwegig aber scheint eine Analyse, die sich an der folgenden Paraphrase orientiert.

(150.b\*) Für alle Personen x gilt: Der Abt will, daß er – wenn x letzte Nacht das Klosters tor offengelassen hat – weiß, daß x letzte Nacht das Klosters tor offengelassen hat.

Auch wenn diese Paraphrase nicht ganz genau das treffen sollte, was in der nicht-relationalen Lesart mit Satz (150) gesagt wird, scheint mir doch zumindest zweierlei unkontrovers: Erstens ist der Ausdruck „der Mönch, der letzte Nacht das Klosters tor offengelassen hat“ in der nicht-relationalen Lesart kein logisch singulärer Term, sondern bringt eine – wie auch immer genau beschaffene – Quantifikation zum Ausdruck. Aus diesem Grund haben zweitens Sätze wie (150), bei denen an der zweiten Stelle des intentionalen Prädikats eine leere Kennzeichnung steht, eine Lesart, in der sie wahr sind, ohne daß man annehmen müßte, daß sich die Kennzeichnung auf einen nicht-existierenden Gegenstand bezieht. Die Wahrheit eines Satzes wie:

(151) Der Abt sucht die größte Primzahl.

erfordert nicht, daß es eine größte Primzahl gibt, sondern kann schon dann wahr sein, wenn der Abt herauszufinden versucht, welche Zahl die Eigenschaft hat, eine Primzahl zu sein, die größer als alle anderen Primzahlen ist.

Ich denke, daß die zuletzt geschilderte Replik auf das Meinongianische Argument im Falle eines Satzes wie (151) große Überzeugungskraft hat. Um daraus eine allgemein

---

<sup>399</sup> Vgl. dazu Higginbotham (1996), Lahiri (2002) und Rosefeldt (noch nicht erschienen a).

überzeugende Widerlegungsstrategie zu gewinnen, muß man dreierlei zeigen, nämlich (i) daß sich die Unterscheidung zwischen einer relationalen und einer nicht-relationalen Lesart nicht nur im Falle des Verbs „suchen“, sondern im Falle aller relevanten intentionalen Verben machen läßt; (ii) daß es eine nicht-relationale Lesart nicht nur dann geben kann, wenn an der zweiten Stelle des intentionalen Prädikats eine Kennzeichnung steht, sondern auch dann, wenn dort ein Ausdruck wie „Gott“ oder „Bibi Blocksberg“ steht; (iii) daß der Schluß von einem Satz wie „Der Abt hat Angst vor dem Teufel, und der Teufel existiert nicht“ auf einen Satz wie (149) – „Es gibt etwas, wovor der Abt Angst hat, und das nicht existiert“ – entweder auch für die nicht-relationale Lesart der Prämisse falsch ist oder in dieser Lesart wahr sein kann, ohne daß man die Meinongianischen Gegenstandstheorie akzeptieren muß.

(zu i) Ich kann hier natürlich nicht sämtliche intentionalen Verben auf die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen einer relationalen und einer nicht-relationalen Lesart hin untersuchen. Ich werde hier nur einige weitere Beispiele nennen und den Leser durch diese Beispiele davon zu überzeugen hoffen, daß ähnliche Analysen auch für Sätze mit anderen intentionalen Verben funktionieren.

Unbestritten sollte die Unterscheidung im Falle eines Verbs wie „glauben an“ sein. „Der Bundestrainer glaubt weiterhin an Robert Huth“ hat zweifellos eine andere Struktur als „Der Bundestrainer glaubt weiterhin an Gott“. Der letzte Satz bedeutet schlicht, daß der Bundestrainer weiterhin an die Existenz Gottes glaubt, das heißt glaubt, daß Gott existiert. Wie solche Sätze zu analysieren sind, hatte ich oben bereits erörtert. Wie sieht es im Falle der Verben „Angst haben vor“ oder „fürchten“ aus? Man betrachte den folgenden Satz:

(152) Der Abt fürchtet den ersten Tag seines Ruhestands.

Angenommen, der Tag, der tatsächlich der erste Tag des Ruhestandes des Abtes sein wird, ist Freitag, der 13. Juni 2014. In der relationalen Lesart ist Satz (152) dann genau dann wahr, wenn sich der Abt vor diesem Tag fürchtet, wobei er dazu gar nicht glauben muß, daß es sich bei diesem Tag um den ersten Tag seines Ruhestandes handelt. Er könnte den Tag auch deswegen fürchten, weil er sich vor jedem Freitag, dem 13. fürchtet. Auch von Satz (152) gibt es eine nicht-relationale Lesart, derzufolge keine Beziehung zwischen dem Abt und irgendeinem bestimmten Tag bestehen muß, damit der Satz wahr ist. Wie genau man das in dieser Lesart mit dem Satz Gesagte paraphrasieren wollte, ist nicht ganz klar, und mir scheint es plausibel, daß es hier noch einmal zwei Bedeutungen zu unterscheiden gilt. Die erste kommt in der folgenden Paraphrase zum Ausdruck:

(152.a) Der Abt fürchtet, daß es einen Tag geben könnte, der der erste Tag seines Ruhestands ist.

Im Falle von Satz (152) ist es ziemlich unwahrscheinlich, daß jemand den Satz in dieser Bedeutung verstanden wissen will. Wahrscheinlicher wäre es bei einem Satz wie „Der Abt fürchtet den ersten Tag, an dem niemand in seine Messe kommen könnte“.<sup>400</sup> Plausibler ist im Falle von (152) die folgende Lesart:

(152.b) Der Abt glaubt, daß es einen Tag geben wird, der der erste Tag seines Ruhestand ist, und er fürchtet sich vor so einem Tag.

Der Ausdruck „vor so einem Tag“ ist wiederum ein quantifizierender Ausdruck, und zwar einer, dessen genaue semantische Analyse recht intrikat ist, und den man wohl nur mit Hilfe der oben erwähnten generischen Quantoren analysieren kann.<sup>401</sup> Man kann ihn nicht einfach mit Hilfe gewöhnlicher Allquantoren analysieren, denn in die Wahrheitsbedingungen von Sätzen, in denen er auftaucht, gehen Annahmen über kontrafaktische Situationen ein. Wenn der Bundestrainer sagt „Einen Stürmer, der die Kaltschnäuzigkeit von Makaay und die Technik von Scholl hat, könnten wir gut gebrauchen“, dann will er nicht sagen, daß alle Spieler, die die diese Eigenschaften haben, gut zu gebrauchen sind, denn dann wäre das Gesagte schon dann wahr, wenn es niemanden gibt, der die Kaltschnäuzigkeit von Makaay und die Technik von Scholl hat. Gemeint ist eher, daß man, wenn es einen Spieler mit diesen Eigenschaften *gäbe*, diesen gut gebrauchen könnte. Ebenso ist der zweite Satzteil von (150.b) nicht schon dann wahr, wenn es keinen Tag gibt, an dem der Ruhestand des Abtes beginnt, sondern erst dann, wenn sich der Abt, wenn es so einen Tag gäbe, vor diesem Tag fürchten würde.

Egal wie die beste Paraphrase von Satz (152) genau lautet – es ist zumindest deutlich, daß in der nicht-relationalen Lesart von (152) der Ausdruck „der erste Tag seines Ruhestands“ kein logisch singulärer Term ist, sondern daß man diesen Satz (oder zumindest den „daß“-Satz darin) als quantifizierten Satz verstehen muß. Deswegen sind wir in einem Fall, in dem die Kennzeichnung leer ist, auch nicht zu der Annahme gezwungen, daß sie einen nicht-existierenden Gegenstand bezeichnet. Ein Satz wie:

---

<sup>400</sup> Ein Satz, der in dieser nicht-relationalen Lesart verstanden wird, wäre auch das folgende schöne Beispiel von Maria Reicher: „Die Großaktionäre des Henkel-Konzerns fürchten die Waschmaschine, die ohne Waschmittel perfekt wäscht“ (vgl. Reicher (2000): 135).

<sup>401</sup> Vgl. dazu die obigen Bemerkungen über unbestimmt generische Sätze, die eine Ähnlichkeit mit allquantifizierten Sätzen haben.

(153) Der Abt fürchtet den Tag der Ankunft des Antichristen auf der Erde.<sup>402</sup>

kann wahr sein, ohne daß es einen Tag geben muß, an dem der Antichrist auf die Erde kommt.

Dasselbe gilt für diesen Satz, wenn man an der Stelle des Verbs „fürchten“ das Verb „sich vorstellen“ verwendet. In der nicht-relationalen Lesart besagt der Satz „Der Abt stellt sich den Tag der Ankunft des Antichristen vor“, daß sich der Abt eine mögliche Situation vorstellt, in der ein Tag die Eigenschaft hat, daß der Antichrist an ihm auf die Erde kommt.

(zu ii) Kann man nicht-relationale Lesarten von Sätzen mit intentionalen Prädikaten auch dann finden, wenn an der zweiten Stelle dieser Prädikate keine Kennzeichnung steht, sondern Ausdrücke wie „Bibi Blocksberg“, „Gott“, „der Teufel“ oder „das Paradies“? Ich denke ja. Wenn ich Recht hatte mit dem, was ich in Kapitel 17 gesagt habe, dann sind zumindest mit den letzten dreien dieser Ausdrücke Eigenschaften assoziiert, von denen man sagt, daß nichts sie hat, wenn man sagt, daß Gott, der Teufel oder das Paradies nicht existieren. Diese Eigenschaften können bei der Analyse der nicht-relationalen Lesarten dieselbe Rolle spielen wie diejenigen, die in den Kennzeichnungen explizit genannt werden. Daß der Abt nach dem Paradies sucht, bedeutet in der nicht-relationalen Lesart dann, daß er versucht, einen Ort zu finden, der die mit dem Ausdruck „Paradies“ assoziierte Eigenschaft – nennen wir sie die Paradieseigenschaft – hat. Daß er sich – wie in Satz (16) behauptet wird – das Paradies vorstellt, heißt, daß er sich eine Situation vorstellt, in der es einen Ort gibt, der diese Eigenschaft hat. Eine Paraphrase der nicht-relationalen Lesart von Satz (15) wäre – in Analogie zu Satz (150.b) – Satz (15.a):

(15) Der Abt hat Angst vor dem Teufel.

(15.a) Der Abt glaubt, daß es ein Wesen gibt, das die Teufelseigenschaft hat, und er fürchtet sich vor so einem Wesen.<sup>403</sup>

Mir scheint nicht ganz klar zu sein, ob Sätze, in denen an der zweiten Stelle des intentionalen Prädikats ein fiktionaler Name steht, wörtlich genommen wahr sein können. In dem Satz

---

<sup>402</sup> Hier scheint mir sowohl eine Paraphrase in Analogie zu (150.a) als auch eine à la (150.b) möglich zu sein.

<sup>403</sup> Der zweite Konjunktionsteil ist aus denselben Gründen wie im Falle von (150.b) schwierig zu analysieren.

(17) Der Abt sucht unter dem Sofa nach Bibi Blocksberg.

wird der Ausdruck „Bibi Blocksberg“ sicher nicht als Name für einen (pleonastischen) fiktionalen Gegenstand verwendet, denn der Abt sucht sicher nicht nach einem fiktionalen Gegenstand unter dem Sofa. Was mit Satz (17) mitgeteilt wird – ob als eine mögliche wörtliche Bedeutung, sei dahingestellt – ist wohl am ehesten, daß der Abt unter dem Sofa ein Wesen zu finden versucht, daß die Eigenschaften hat, von denen in der Bibi Blocksberg Geschichte so getan wird, als kämen sie jemandem zu.

(zu iii) Der Haupteinwand gegen eine Replik auf die Meinongianische Analyse von Sätzen, die intentionale Verben enthalten, scheint mir zu sein, daß man unter Voraussetzung einer nicht-relationalen Lesart von solchen Sätzen nicht mehr die intuitive Gültigkeit von Schlüssen wie dem von (15#) auf (149) oder dem von (154) auf (155) erklären kann:

(15#) Der Abt hat Angst vor dem Teufel, und der Teufel existiert nicht.

(149) Es gibt etwas, wovor der Abt Angst hat und das nicht existiert.

(154) Der Abt sucht nach dem Paradies und dem Stein der Weisen.

(155) Es gibt zwei Dinge, nach denen der Abt sucht.

Philosophen, die Meinongs Analyse ablehnen, scheinen gezwungen zu sein, schlicht zu bestreiten, daß (149) aus (15#) und (155) aus (154) folgt.<sup>404</sup> Und das wäre tatsäch-

---

<sup>404</sup> Reicher bezeichnet die nicht-relationale Lesart von einem Satz wie (154) als „adverbiale“ Lesart (vgl. Reicher (2000): 144 f. und Reicher (2005): 270 f.). In „Der Abt sucht nach dem Paradies und dem Stein der Weisen“ werden die Ausdrücke „nach dem Paradies“ und „nach dem Stein der Weisen“ wie Adverbien zu dem Verb „suchen“ verwendet. So wie man schnell und langsam laufen kann, kann man auf ‚nach-dem-Paradies-artige‘ und ‚nach-dem-Stein-der-Weisen-artige‘ Weise suchen (Reicher entwickeln diese These anhand der Verben „verehren“ und „wünschen“). Mir scheint diese Analyse aus zwei Gründen weniger geeignet als die von mir favorisierte. Erstens ist meine Analyse in Fällen, in denen an der zweiten Stelle des intentionalen Verbs eine Kennzeichnung oder ein anderer quantifizierender Ausdruck steht, sehr viel naheliegender, und es ist wünschenswert, eine einheitliche Analyse für alle intentionalen Zuschreibungen zu finden. (Mit „Der Abt wünscht sich die Waschmaschine, die ohne Waschmittel perfekt sauber wäscht“ oder „Der Abt sucht einen ebenbürtigen Schachpartner“ sagt man zweifellos, daß der Abt sich wünscht, daß es etwas so-und-so Beschaffenes gibt.) Zweitens scheint mir Reichers Interpretation eines Satzes wie (155) problematisch. Reicher interpretiert die Quantifikation in diesem Satz als Quantifikation in die Position eines adverbialen Ausdrucks, das heißt als das, was ich oben „nicht-nominale Quantifikation“ genannt habe (vgl. Fußnote 379). Reicher nennt diese Art von Quantifikation „ontologisch neutral“ (vgl. Reicher (2005): 121 ff.) und behandelt sie als eine Form substitutionaler Quantifikation. Nun bin ich erstens der Meinung, daß man die Frage, ob man in die Position singularer Terme oder in die Position anderer Arten von Ausdrücken quantifiziert, das heißt ob die Quantifikation nominal oder nicht-nominal ist, von der Frage unterscheiden sollte, ob eine Form von Quantifikation referentiell oder substitutional ist, denn auch Ausdrücken wie generellen



lich ein gutes Argument dagegen, Meinongs Analyse abzulehnen. Die Einsicht, daß es Sätze gibt, in denen in die Positionen von Artausdrücken quantifiziert wird, die in unbestimmt generischen Sätzen auftauchen, scheint mir dieses Manko einer Alternative zu Meinongs Theorie zu beheben. Fangen wir mit einem einfachen Beispiel an, dessen Analyse sich eigentlich bereits aus dem ergibt, was ich oben zu Schluß (e<sub>3</sub>) und den Sätzen (134), (139) und (140) gesagt habe. Die Gültigkeit des Schlusses von Satz (14) auf (155) kann man anhand der Analysen (154\*) und (159\*) erklären:

(154) Der Abt glaubt an den Teufel und das Paradies, und weder der Teufel noch das Paradies existieren.

(154\*)  $G^3ak_1[v: \exists x \Pi xv] \wedge G^3ak_2[v: \exists x \Pi xv] \wedge \neg \exists x \Pi xk_1 \wedge \neg \exists x \Pi xk_2$

(155) Es gibt zwei Dinge, an die der Abt glaubt und die nicht existieren.

(155\*)  $\exists \kappa_1 \exists \kappa_2 (\kappa_1 \neq \kappa_2 \wedge G^3ak_1[v: \exists x \Pi xv] \wedge G^3ak_2[v: \exists x \Pi xv] \wedge \neg \exists x \Pi x\kappa_1 \wedge \neg \exists x \Pi x\kappa_2)$

$V(a)$  = der Abt;  $V(k_1)$  = die Art Teufel;  $V(k_2)$  = die Art Paradies;  $V(G^3) = \{ \langle x, y, z \rangle; x \text{ glaubt von } y, \text{ daß } y \text{ die Eigenschaft } z \text{ hat} \}$ <sup>405</sup>

„der Teufel“ und „das Paradies“ sind in (14) als Artausdrücke zu verstehen, was man noch leichter einsieht, wenn man bedenkt, daß (154) dasselbe besagt wie „Der Abt glaubt, daß es *einen Teufel* und *ein Paradies* gibt, und weder gibt es einen Teufel, noch gibt es ein Paradies“, und (155) dasselbe wie „Es gibt zwei Dinge, von denen der Abt glaubt, daß es sie gibt, und die es in Wirklichkeit nicht gibt“.

Ich werde keine expliziten Übersetzungen von (15#), (149), (154) und (155) geben, denn, wie oben angedeutet, ist dies eine komplizierte Angelegenheit und würde unter anderem die Verwendung generischer Quantoren erfordern. Prinzipiell funktioniert die Analyse so wie im Fall von (154) und (155). Gemäß dem obigen Vorschlag kann man (15#) als (15.b) paraphrasieren:

---

Termen oder Adverbien können in der Semantik Dinge als semantische Werte zugeordnet werden, ‚über die‘ man dann nicht-nominal quantifizieren kann (vgl. Rosefeldt (noch nicht erschienen a). Zweitens hielte ich es aus den in diesem Kapitel genannten Gründen für sinnvoller, daß man die Quantifikation in (155) nicht als nicht-nominale Quantifikation in Adverb-Position, sondern als eine in die Position eines Artausdrucks interpretiert. Dafür spricht nicht zuletzt, daß das vermeintliche Adverb der Ausdruck „nach dem Paradies“ sein müßte, man aber in die Position des Ausdrucks „dem Paradies“ quantifiziert, und natürlich auch, daß dieser Ausdruck grammatikalisch schlicht kein Adverb ist.

<sup>405</sup> Der Ausdruck „[v:  $\exists x \Pi xv$ ]“ ist so zu verstehen, wie oben erläutert.

- (15#) Der Abt hat Angst vor dem Teufel, und der Teufel existiert nicht.  
(15.b) Der Abt glaubt, daß es ein Wesen gibt, das die Teufelseigenschaft hat, und er fürchtet sich vor einem solchen Wesen, und es gibt kein solches Wesen.

Alles, was wir annehmen müssen, ist, daß die Teufelseigenschaft eine in diesem Kontext relevante Arteigenschaft ist. Dann können wir (15.b) auch im Sinne von (15.c) verstehen:

- (15.c) Der Abt glaubt von der Art der Wesen, die Teufel<sup>406</sup> sind, daß es ein Wesen dieser Art gibt, und er fürchtet sich vor einem solchen Wesen,<sup>407</sup> und es gibt kein solches Wesen.

Den Satz (149) kann man dementsprechend folgendermaßen paraphrasieren:

- (149) Es gibt etwas, wovor der Abt Angst hat und das nicht existiert.  
(149.a) Es gibt eine Art von Wesen, so daß der Abt von dieser Art glaubt, daß es ein Wesen dieser Art gibt, und er sich vor einem solchen Wesen fürchtet und es kein solches Wesen gibt.

Ähnlich ist im Fall von (154) und (155) zu verfahren:

- (154) Der Abt sucht nach dem Paradies und dem Stein der Weisen.  
(152.a) Der Abt versucht etwas zu finden, das zur Art der Orte gehört, die die Paradieseigenschaft haben, und etwas, das zur Art der Dinge gehört, die die Stein-der-Weisen-Eigenschaft haben.  
(155) Es gibt zwei Dinge, nach denen der Abt sucht.  
(153.a) Es gibt zwei Arten von Dingen, so daß der Abt jeweils versucht, etwas zu finden, das ein Exemplar dieser Art ist.

Der Schluß von (154) auf (155) ist gültig, ohne daß es dazu das Paradies oder den Stein der Weisen geben muß. Was es geben muß, damit (155) wahr ist, sind Arten bestimmter Dinge. Doch diese Arten sind keine Steine, und es fließt kein Honig in

---

<sup>406</sup> „Teufel“ ist hier wieder als *singulare tantum* zu verstehen, das heißt in einer Bedeutung, die keinen Plural des Wortes zuläßt.

<sup>407</sup> Der Ausdruck „vor solchen Wesen“ ist derjenige, den man meines Erachtens nur unter Verwendung generischer Quantoren analysieren könnte. „vor *solchen* Wesen“ ist zu verstehen als „Wesen, die zu dieser Art gehören“, und damit, daß sich der Abt vor solchen Wesen fürchtet, ist in etwa gemeint, daß sich der Abt, wenn es ein Wesen gäbe, das zu der genannten Art gehörte, vor diesem Wesen fürchten würde.

Flüssen durch sie. Es sind abstrakte Gegenstände, Eigenschaften, die von einem Gegenstand exemplifiziert werden müßten, damit es den Stein der Weisen oder das Paradies gäbe.

Gibt es alles? – so hatte ich zu Beginn dieser Arbeit gefragt. Wie die Arbeit gezeigt hat, kann man diese Frage sowohl mit „ja“ als auch mit „nein“ beantworten. So wie die These, daß etwas gibt, das es nicht gibt, auf zwei Weisen verstanden werden kann, kann man auch die These (Q) auf zwei Weisen verstehen, als (Q.a) und (Q.b) bzw. (Q.a\*) und (Q.b\*):

(Q) Es gibt alles.

(Q.a) Alles hat die Eigenschaft, daß es etwas gibt, das die Eigenschaft hat, mit ihm identisch zu sein.

(Q.a\*)  $\forall x \Delta x [\mu: \exists x \Delta x [v: v = \mu]]$

(Q.b) Alle Arten von Dingen sind derart, daß es Exemplare von ihnen gibt.

(Q.b\*)  $\forall \kappa_1 \exists x \Pi x \kappa_1$

Wenn man (Q) im Sinne von (Q.a) bzw. (Q.a\*) versteht, ist diese These trivialerweise wahr. Sie ist schon deswegen wahr, weil alles mit sich selbst identisch ist, und deswegen kann Quine berechtigterweise behaupten, daß jeder sie als wahr anerkennen wird. Wenn man die These im Sinne von (Q.b) bzw. (Q.b\*) versteht, ist sie offensichtlich falsch, und Meinong kann sie berechtigterweise durch den Verweis darauf bestreiten, daß es Hexen und den Teufel nicht gibt. Daß Sätze der Art von (Q) in einer Bedeutung klarerweise wahr und in der anderen klarerweise falsch sind, scheint mir der Grund dafür zu sein, daß uns ganz einfache Überlegungen zu der Frage danach, was es gibt und was nicht, schnell zu anscheinend paradoxen Ergebnissen führen. Wir kennen uns nicht aus und staunen. Daß auch die philosophische Auseinandersetzung über die These (Q), die diesem Staunen folgt, bis heute unvermindert andauert, liegt meines Erachtens daran, daß die Art von Mehrdeutigkeit, die in den beiden Lesarten von (Q) zum Ausdruck kommt, sehr eigentümlich und nicht leicht zu durchschauen ist. Ein weiterer Grund ist wohl, daß es die Bedeutung unseres alltäglichen Ausdrucks „existieren“ zuläßt, sehr unterschiedliche Dinge damit zu meinen, wenn man sagt, daß dieses oder jenes nicht existiere. Etwas kann nicht existieren, so wie Hexen oder der Teufel nicht existieren – einfach weil es keine solchen Wesen gibt. Etwas kann in dem Sinne nicht existieren, wie Trajan heute nicht mehr existiert, weil er die Eigenschaft hat, heute nicht mehr zu leben. Und schließlich können Dinge in dem Sinne nicht existieren, daß sie keine wirklichen, sondern nur fiktionale Gegenstände sind,

Dinge, die jemand erfunden hat. Auf diese Weise – das muß an dieser Stelle verraten werden – existiert übrigens auch der Abt nicht, der zu Beginn dieser Arbeit zu Besuch kam. Ich werde dennoch noch einmal so tun, als ob er es täte, und ihn zu Bibi Blocksberg auf den Besen steigen und in den Sonnenuntergang fliegen lassen.

ENDE

## Literatur

- Adams, Robert M. (1981): „Actuality and Thisness“; in: *Synthese* 49, 3 – 41.
- Barrett, Robert; Gibson, Roger (Hg.) (1990): *Perspectives on Quine*. Oxford: Blackwell.
- Bealer, George  
—— (1993): „Universals“; in: *The Journal of Philosophy* 90, 5 – 32.  
—— (1998): „Propositions“; in: *Mind* 107, 1 – 32.
- Bealer, George; Mönnich, Uwe (1989): „Property Theories“; in: D. Gabbay, F. Guenther (Hgs.), *Handbook of Philosophical Logic*, Dordrecht, Vol. IV, 133 – 251.
- Beaver, David I. (1997): „Presupposition“; in: Johan van Benthem, Alice ter Meulen (Hg.), *Handbook of Logic and Language*, Cambridge: MIT Press, 939 – 1008.
- Beckermann, Ansgar (1997): *Einführung in die Logik*, Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Bencivenga, Ermanno  
—— (1980): „Again on Existence as a Predicate“; in: *Philosophical Studies* 37, 125 – 138.  
—— (1986): „Free Logics“; in: Gabbay, Guenther (1986), 373 – 426.  
—— (1991): „Free Semantics“; in: Lambert (1991): 98 – 110.
- Bostock, David (1997): *Intermediate Logic*, Oxford: Oxford University Press.
- Bottani, Andrea u.a. (Hg.) (2002): *Individuals, Essence and Identity*, Dordrecht: Kluwer.
- Brun, Georg (2004): *Die richtige Formel. Philosophische Probleme der logischen Formalisierung*, 2. Aufl. Frankfurt, Lancaster: Ontos Verlag.
- Burge, Tyler (1974): „Truth and Singular Terms“, in: *Nous* 8, 309 – 325.
- Burton-Roberts, Noel (1989): *The Limits to Debate*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Carl, Wolfgang (1974): *Existenz und Prädikation. Sprachanalytische Untersuchungen zu Existenz-Aussagen*, München: C. H. Beck.
- Carlson, Gregory N.; Pelletier, Francis Jeffry (1995a): *The Generic Book*, Chicago: University of Chicago Press.
- Carlson, Gregory N. et al. (1995b): „Genericity. An Introduction“; in: Carlson, Pelletier (1995a): 1 – 124.
- Cartwright, Richard L.  
—— (1960): „Negative Existentials“; in: *The Journal of Philosophy* 57, 629 – 639.

- (1962): „Propositions“; in: R. J. Butler (Hg.), *Analytical Philosophy*, Oxford: Blackwell, 81 - 103
- Castaneda, Hector-Neri (1990): „Objects, existence, and Reference. A Prolegomenon to Guise Theory“; in: K. Jacobi, H. Pape (Hgs.), *Thinking and the Structure of the World. Hector-Neri Castanedas epistemic Ontology presented and criticized*, Berlin, New York: De Gruyter, 94 – 141.
- Chakrabarti, Arindam (1997): *Denying existence. The logic, epistemology and pragmatics of negative existentials and fictional discourse*, Dordrecht: Kluwer.
- Davidson, Matthew (2000): „Direct Reference and Singular Propositions“; in: *American Philosophical Quarterly* 37, 285 – 300.
- Denyer, Nicholas (1991): *Language, Thought and Falsehood in Ancient Greek Philosophy*, London, New York: Routledge.
- Descartes, René (1641): *Meditationes de prima philosophia*, Paris: Michael Soly.
- Deutsch, Harry (1990): „Contingency and Modal Logic“; in: *Philosophical Studies* 60, 89 – 102.
- Dummett, Michael (1981): *Frege. Philosophy of Language*, 2. Aufl., London: Duckworth.
- Evans, Gareth  
 —— (1979): „Reference and contingency“; in: *The Monist* 62, 161 – 189.  
 —— (1982): *The Varieties of Reference*, Oxford: Oxford University Press.
- Everett, Anthony; Hofweber, Thomas (2000): *Empty Names, Fiction, and the Puzzles of Non-Existence*, Stanford: CSLI Publications.
- Field, Hartry  
 —— (1980): *Science without Numbers*, Princeton: Princeton University Press.  
 —— (1989): „Platonism for Cheap? Crispin Wright on Frege’s Context Principle“; in: *Canadian Journal of Philosophy* 14, 147 – 170
- Findlay, J. N. (1962): *Meinong’s Theory of Objects and Values*, Oxford: Oxford University Press.
- Fine, Kit  
 —— (1975): „Vagueness, truth and logic“; in: *Synthese* 30, 265 – 300.  
 —— (1977): „Postscript: Prior on the Construction of Possible Worlds and Instants“; in: Prior, Fine (1977): 116 – 161.  
 —— (1984): „Critical Review of Parson’s *Non-Existent Objects*“; in: *Philosophical Studies* 45, 95 – 142.  
 —— (1985): „Plantinga on the Reduction of Possibilist Discourse“; in: Tomberlin (1985): 145 – 186.  
 —— (2003): „The Problem of Possibilia“; in: M. Loux (Hg.), *The Oxford Handbook of Metaphysics*, Oxford: Oxford University Press, 161 – 179.

- (2005a): *Modality and Tense. Philosophical Papers*, Oxford: Oxford University Press.
- (2005b): „Necessity and Non-Existence“; in: Fine (2005a): Kap. 10.

Frege, Gottlob

- (vor 1882): „Kernsätze zur Logik“; in: Frege (1990): 23 – 24.
- (vor 1884): „Dialog mit Pünjer über Existenz“; in: Frege (1990): 1 – 22.
- (1884): *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Breslau: Wilhelm Koebner; hier zitiert nach der von Christian Thiel herausgegebenen Ausgabe, Hamburg: Meiner 1988.
- (1891): „Funktion und Begriff. Vortrag gehalten in der Sitzung vom 9.1.1891 der Jenaischen Gesellschaft für Medizin und Naturwissenschaft“; in: Frege (2002): 2 – 22.
- (1892a): „Über Begriff und Gegenstand“; in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie* 16, 192 – 205; wiederabgedruckt in und hier zitiert nach Frege (2002): 47 – 60.
- (1892b): „Über Sinn und Bedeutung“; in: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100, 25 – 50; wiederabgedruckt in und hier zitiert nach Frege (2002): 23 – 46.
- (1895): „Kritische Beleuchtung einiger Punkte in E. Schröders Vorlesungen über die Algebra der Logik“; in: *Archiv für Philosophie*, II. Abteilung, I. Heft 4, 433 – 456; wiederabgedruckt in und hier zitiert nach Frege (1967): 191 – 210.
- (1897): „Logik“; in: Frege (1990): 35 – 73.
- (1906): „Einleitung in die Logik“; in: Frege (1990): 74 – 91.
- (1967): *Kleine Schriften*, hg. von Ignacio Angelelli, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (1990): *Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß*, hg. von Gottfried Gabriel, 3. Aufl. Hamburg: Meiner.
- (2002): *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hg. von Mark Textor, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Gabbay, D; Guenther, F. (Hg.) (1986), *Handbook of Philosophical Logic III*, Dordrecht: Reidel.

Gamut, L.T.F. (1991): *Logic, Language, and Meaning, Bd. 2. Intensional Logic and Logical Grammar*, Chicago, London: University of Chicago Press.

Garson, James W. (1991): „Applications of Free Logic to Quantified Intensional Logic“; in: Lambert (1991): 111 – 142.

Geach, Peter Thomas

- (1964): *Reference and Generality. An Examination of Some Medieval and Modern Theories*, Ithaca NY: Cornell University Press.
- (1968): „What Actually Exists“; in: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supp. Vol. 42, 7 – 16.

- Gerstner-Link, Claudia (1995): *Über Generizität. Generische Nominalausdrücke in singulären und generellen Aussagen*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Goble, Lou (Hg.) (2001): *The Blackwell Guide to Philosophical Logic*, Oxford: Blackwell.
- Grice, Paul  
 — (1981): „Presupposition and Implicature“; in: P. Cole (Hg.), *Radical Pragmatic*, New York: Academic Press, 183 – 199; auch in Grice (1989), 269 – 282.  
 — (1989): *Studies in the Way of Words*, Cambridge: Harvard University Press.
- Grossmann, Reinhardt (1974), *Meinong*, London: Routledge.
- Higginbotham, James (1996): „The Semantics of Questions“; in: S. Lappin (Hg.), *The Handbook of Contemporary Semantic Theory*, Oxford: Blackwell, 362 – 383.
- Hinchliff, Mark  
 — (1988): *A Defense of Presentism*, Diss. Princeton.  
 — (1996): „The Puzzle of Change“; in J. Tomberlin (eHg.), *Philosophical Perspectives 10 (Metaphysics)*, Cambridge, MA: Blackwell, 119 – 136.
- Horwich, Paul  
 — (1998a): *Truth*, 2. Aufl., Oxford: Oxford University Press.  
 — (1998b): *Meaning*, Oxford: Oxford University Press.
- Jacquette, Dale (1996): *Meinongian Logic. The Semantics of Existence and Nonexistence*, Berlin, New York: De Gruyter.
- Jubien, Michael (1972): „The Intensionality of Ontological Commitment“; in: *Nous* 6, 378 – 387.
- Kant, Immanuel  
 — (1763): *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes*, Königsberg: Johann Jakob Kanter.  
 — (1781): *Critik der reinen Vernunft*, Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Klima, Gyula (2001): „Existence and Reference in Medieval Logic“; in: E. Morscher, A. Hieke (Hgs.), *New Essays in Free Logic*, Dordrecht: Kluwer, 197 – 226.
- Kneale, William (1963): *Probability and Induction*, Oxford: Oxford University Press.
- Knuuttila, Simo; Hintikka, Jaakko (Hg.) (1986): *The logic of Being. Historical studies*, Dordrecht: Reidel.
- Kripke, Saul  
 — (1972): *Naming and Necessity*, Oxford: Blackwell und Cambridge: Harvard University Press.  
 — (1973): *John Locke Lectures* (unveröffentlicht).
- Künne, Wolfgang  
 — (1980): *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.



- (1990): „Perception, Fiction, and Elliptical Speech”; in: K. Jacobi, H. Pape (Hgs.), *Thinking and the Structure of the World. Hector-Neri Castaneda's epistemic Ontology presented and criticized*, Berlin, New York: De Gruyter, 259 – 267.
- (2003): *Conceptions of Truth*, Oxford: Oxford University Press.
- (2005): „Properties in Abundance”; erscheint in: Peter Strawson, A. Chakrabarti (Hg.), *Universals, Concepts and Qualities. New Essays on the Meaning of Predicates*, Aldershot: Ashgate.
- Kutschera, Franz von (2002): *Platons Philosophie III. Die späten Dialoge*, Paderborn: Mentis.
- Lahiri, Utpal (2002): *Questions and Answers in embedded contexts*, Oxford: Oxford University Press.
- Lambert, Karel
- (1967): „Free Logic and The Concept of Existence“; in: *Notre Dame Journal of Symbolic Logic* 8; 133 – 144.
- (1991): *Philosophical Applications of Free Logic*, Oxford: Oxford University Press.
- (2001): „Free Logics“; in: Goble (2001), 258 – 279.
- (2003): *Free Logic. Selected Essays*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Lavine, Shaughan (2000): „Quantification and Ontology“, in: *Synthese* 124, 1 – 43.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1961), *Die Philosophischen Schriften*, hg. von C. J. Gerhardt, Bd. 6, Hildesheim: Georg Olms.
- Lewis, David
- (1970): „How to define theoretical terms“; in: *Journal of Philosophy* 67, 427 – 445.
- (1986): *On the Plurality of Worlds*, Oxford: Oxford University Press.
- (1990): „Noneism or Allism?“, in: *Mind* 99, 23 – 31; wiederabgedruckt in und zitiert nach Lewis (1999): 152 – 163.
- (1999): *Papers in Metaphysics and Epistemology*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Linsky, Bernard ; Zalta, Edward N.
- (1994): „In Defense of the Simplest Quantified Modal Logic“; in: *Philosophical Perspectives* 8, Atascadero: Ridgeview, 431 – 458.
- (1996): „In Defense of the Contingently Nonconcrete“; in: *Philosophical Studies* 84, 283 – 294.
- Loux, Michael J.
- (1976): „The concept of a kind“; in: *Philosophical Studies* 29, 53 – 61.
- (1979): *The Possible and the Actual. Readings in the Metaphysics of Modality*, hg. Von M. Loux, Ithaca, London: Cornell University Press.
- (1998): *Metaphysics. A contemporary introduction*, London, New York: Routledge.

- Lowe, Jonathan (1989): *Kinds of Being. A Study of Individuation, Identity and the Logic of Sortal Terms*, Oxford: Blackwell.
- Lycan, William  
 — (1979): „The Trouble with Possible Worlds”; in: Loux (1979): 274 – 316.  
 — (1994): *Modality and Meaning*, Dordrecht: Kluwer.
- Mariani, Mauro (2002): „Orenstein on Existence and Identity“; in: Bottani (2002): 151 – 161.
- McGinn, Colin (2000): *Logical Properties. Identity, Existence, Predication, Necessity, Truth*.
- McMichael, Alan (1992): „A Problem for Actualism about Possible Worlds“; in: *Philosophical Review* 92, 49 – 66.
- Meinong, Alexius  
 — (1899): Über Gegenstände höherer Ordnung und deren Verhältnis zur inneren Wahrnehmung; in: Meinong (1969 ff.): Bd. 2, 377 – 480.  
 — (1902): *Über Annahmen*, Leipzig: Johann Ambrosius Barth; zitiert nach: Meinong (1969 ff.): Bd. 5.  
 — (1904): „Über Gegenstandstheorie“; in: ders. (Hg.), *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie*, Leipzig: Barth, S. 1 – 50; zitiert nach: ders., *Über Gegenstandstheorie. Selbstdarstellung*, Hamburg: Meiner 1988, S. 1 – 51.  
 — (1907): *Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften*, Leipzig: Vorländer; zitiert nach: Meinong (1969 ff.): Bd. 5, 199 – 365.  
 — (1915): *Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie*; zitiert nach: Meinong (1969 ff.): Bd. 6.  
 — (1969 ff.): *Gesamtausgabe*, hg. von Rudolf Haller und Rudolf Kindinger, 7 Bnd. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.
- Mariani, Mauro (2002): „Orenstein on existence and identity“; in: Bottani (2002): 151 – 161.
- Markosian, Ned (2004): „A Defense of Presentism“; in: Dean Zimmerman (Hg.), *Oxford Studies in Metaphysics* 1, Oxford: Oxford University Press, 47 – 82.
- Mates, Benson (1965): *Elementary Logic*, Oxford: Oxford University Press.
- McGinn, Colin (2000): *Logical Properties. Identity, Existence, Predication, Necessity, Truth*, Oxford: Oxford University Press.
- Menzel, Christoph  
 — (1991): „The True Modal Logic“; in: *Journal of Philosophical Logic* 20, 331 – 374.  
 — (2005): „Actualism“; in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/actualism>)
- Miller, Barry  
 — (1975): „In Defence of the Predicate ‘Exists’“; in: *Mind* 84, 338 – 354.  
 — (1986/7): „‘Exists’ and Existence“; in: *Review of Metaphysics* 40, 237 – 270.

—— (2002): „Existence“; in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/existence>)

Munitz, Milton K. (Hg.) (1973): *Logic and Ontology*, New York: NYU Press.

Orenstein, Alex

—— (1973): „On Explicating Existence in Terms of Quantification“, in: Munitz (1973): 59 – 84

—— (1978): *Existence and the Particular Quantifier*, Philadelphia: Temple University Press.

—— (1984): „Referential and Nonreferential Substitutional Quantifiers“; in: *Synthese* 60, 145 – 157.

—— (1990): „Is Existence What Existential Quantification Expresses?“; in: Barrett, Gibson (1990): 245 – 270.

—— (1994/95): „How to get something from nothing“; in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 95, 93 – 112.

—— (2000): „Plato’s Beard, Quine’s Stubble and Ockham’s Razor“; in: Orenstein, Kotatko (2000): 195 – 212.

—— (2002): „Existence, Identity, and an Aristotelian Tradition“; in: Bottani (2002), 127 – 149.

Orenstein, Alex; Kotatko, Petr (Hg.) (2000): *Knowledge, Language and Logic. Questions for Quine*, Dordrecht: Kluwer.

Parsons, Terence

—— (1975): „A Meinongian Analysis of Fictional Objects“; in: *Grazer Philosophische Studien* 1, 73 – 86.

—— (1967): „Extensional Theories of Ontological Commitment“; in: *Journal of Philosophy* 64, 446 – 450.

—— (1979): „Referring to Nonexistent Objects“; in: *Theory and Decision* 11, 95 – 110.

—— (1980): *Nonexistent Objects*. New Haven: Yale University Press.

—— (1982): „Are There Nonexistent Objects?“; in: *American Philosophical Quarterly* 19, 365 – 371.

Pears, David (1967): „Is Existence a Predicate?“; in: Peter Stawson (Hg.), *Philosophical Logic*, Oxford: Oxford University Press, 97 – 102.

Perszyk, Kenneth J. 1993: *Nonexistent Objects. Meinong and Contemporary Philosophy*, Dordrecht: Kluwer.

Plantinga, Alvin

—— (1974): *The Nature of Necessity*, Oxford: Oxford University Press.

—— (1983): „On Existentialism“; in: *Philosophical Studies* 44, 1 – 20.

—— (1985): „Replies to my Colleagues“; in: Tomberlin (1985), 313 – 396.

Platon (1995): *Opera*, Bd. I, Oxford: Oxford University Press.

Prior, Arthur N.

- (1957): *Time and Modality*, Oxford, Oxford University Press.
- (1967): *Past, Present and Future*, Oxford: Oxford University Press.
- (1968): *Papers on Time and Tense*, Oxford: Oxford University Press.
- (1971): *Objects of Thought*, Oxford: Oxford University Press.
- Prior, A.N., Fine, K. (1977): *Worlds, Times and Selves*, London: Duckworth.
- Quine, Willard van Orman
- (1953a): *From a Logical Point of View. Logico-Philosophical Essays*; Cambridge, Mass.: Harvard University Press (zitiert nach der zweiten, überarbeiteten Ausgabe von 1961).
- (1953b): „On What There Is“; in: Quine (1953a): 1 – 19.
- (1958): *Mathematical Logic* (revised edition), Cambridge, MA: Harvard University Press.
- (1960): *Word and Object*, Cambridge, MA: The MIT Press.
- (1969a): *Ontological Relativity and Other Essays*, New York: Columbia University Press.
- (1969b): „Ontological Relativity“; in: Quine (1969a): 26 – 68.
- (1969c): „Existence and Quantification“; in: Quine (1969a): 91 – 113.
- (1987): *Quiddities*, Cambridge MA: Harvard University Press.
- (1995): „Free Logic, Description, and Virtual Classes“; in: *Selected Logic Papers* (enlarged edition), Cambridge, MA: Harvard University Press, 278 – 285.
- Ramsey, Frank (1929): „Theories“; in: H. Mellor (Hg.), *F. P. Ramsey. Philosophical Papers*, Cambridge: Cambridge University Press, 112 – 136.
- Redmon, Robert B. (1973): „Exists“; in: *Mind* 82, Nr. 325 (Januar-Ausgabe), 56 – 72.
- Reicher, Marie Elisabeth
- (2000): „Gibt es Gegenstände, die nicht existieren?“; in: *Metaphysica* 1, 135 – 162.
- (2005): *Referenz, Quantifikation und ontologische Festlegung*, Hausenstamm: Ontos.
- Rein, Andrew (1988): „Exist(s)“; in: *The Philosophical Quarterly* 38, 471 – 480.
- Routley, Richard (1980): *Exploring Meinong's Jungle and Beyond. An Investigation of Noneism and the Theory of Items*, Canberra: Australian National University Central Printery.
- Rosefeldt, Tobias
- (2003): „Sein, Seiendes, Seiendheit. Eine These Heideggers aus Sicht der analytischen Ontologie“; in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, Heft 2/2003, 99 – 121.
- (2003): „Singuläre Existenzaussagen“; in: Bluhm, Roland; Nitz, Christian (Hg.), *Ausgewählte Beiträge zu den Sektionen der GAP.5, Fünfter Internationaler Kongress der Gesellschaft für Analytische Philosophie, Bielefeld, 22.–26. September 2003*. (CD-ROM) Paderborn: mentis 2004, 342 – 355.

- (2005): „Rezension von Wolfgang Künne, *Conceptions of Truth*“; in: *Philosophische Rundschau* 51(4), 85 – 89.
- (noch nicht erschienen a): „’That’-Clauses and Non-Nominal Quantification“.
- (noch nicht erschienen b): „Kant’s Notion of Existence“ (Vortragstext für den X. Internationalen Kant-Kongreß. Sao Paulo 2005).

Russell, Bertrand

- (1904): „Meinong’s Theory of Complexes and Assumptions“; in: *Mind* 13, 204 – 219, 336 – 354, 509 – 524.
- (1905a): „The Existential Import of Propositions“; in: *Mind* 14, 398 – 401.
- (1905b): „On Denoting“; in: *Mind* 14, 479 – 493; wiederabgedruckt in und zitiert nach Russell (1956), 39 – 56.
- (1905c): „Rezension von A. Meinong ‚Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie‘“; in: *Mind* 14, 530 – 538.
- (1910): „Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description“; in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 11, 108 – 128.
- (1918 f.): „The Philosophy of Logical Atomism“; in: *The Monist* 28, 495 – 527; 29, 32 – 63, 190 – 222, 345 – 380; wiederabgedruckt in und hier zitiert nach Russell (1956): 177 – 281.
- (1919): *Introduction to Mathematical Philosophy*, London: Allen and Unwin.
- (1956): *Logic and Knowledge. Essays 1901 – 1950*, London: Allen and Unwin.

Ryle, Gilbert (1932): „Systematically Misleading Expressions“; in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 32, 139 – 170.

Sainsbury, Mark (2001): *Logical Forms. An Introduction to Philosophical Logic*, 2. Aufl., Oxford: Blackwell.

Salmon, Nathan

- (1987): „Existence“; in: *Philosophical Perspectives* 1, 49 – 108.
- (1998): „Nonexistence“; in: *Noûs* 32, 277 – 319.

Sellars, Wilfrid

- (1963): „Grammar and Existence. A Preface to Ontology“; in: ders., *Science, Perception, and Reality*, New York: Humanities Press.
- (1979): *Naturalism and Ontology*, Reseda (CA.).

Schiffer, Stephen

- (1996): „Language-Created Language-Independent Entities“; in: *Philosophical Topics* 24, 149 – 167.
- (2003): *The Things We Mean*, Oxford: Oxford University Press.

Schnieder, Benjamin

- (2004): *Substanzen und (ihre) Eigenschaften. Eine Studie zur analytischen Ontologie*, Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- (im Erscheinen): „Mere Possibilities. Bolzano’s Approach to Non-existent Objects“; erscheint in: *Journal of the History of Philosophy*.

Simons, Peter

- (1988): „Über das, was es nicht gibt. Die Meinong-Russell Kontroverse“; in: *Zeitschrift für Semiotik* 10, 399 – 426; hier zitiert nach der englischen Übersetzung in Simons (1992), 159 – 191.
- (1992): *Philosophy and Logic in Central Europe from Bolzano to Tarski. Selected Essays*, Dordrecht: Kluwer.

Sinnott-Armstrong, Walter (Hg.) (1995): *Modality, Morality, and Belief. Essays in Honor of Ruth Barcan Marcus*, Cambridge: Cambridge University Press.

Stalnaker, Robert C.

- (1974): „Pragmatic Presupposition“; in: M.K. Munitz, P. Unger (Hg.), *Semantics and Philosophy*, New York: New York University Press, 197 – 214; auch in Stalnaker (1999): 47 – 62.
- (1976): „Possible Worlds“; in: *Nous* 10, 65 – 75.
- (1978): „Assertion“; in: *Syntax and Semantics* 9, 315 – 332; wiederabgedruckt in und hier zitiert nach Stalnaker (1999): 78 – 95.
- (1999): *Context and Content. Essays on Intentionality in Speech and Thought*, Oxford: Oxford University Press.
- (unveröffentlicht): „On What there isn't (but might have been)“.

Stevenson, Leslie (1976): „On What Sorts of Things There Are“; in: *Mind* 85, 503 – 521.

Strawson, Peter

- (1950): „On Referring“; in: *Mind* 59, 320 – 344.
- (1959): *Individuals. An Essay in Descriptive Metaphysics*, London: Routledge.

Tomberlin, J.E., van Inwagen, Peter (Hg.) (1985): *Alvin Plantinga*, Dordrecht: Reidel.

Tweeddale, Martin M. (Hg.) (1999): *Scotus vs. Ockham – A Medieval Dispute over Universals*, 2 Bnd. Lewiston 1999.

Van Inwagen, Peter

- (1977): „Creatures of Fiction“; in: *American Philosophical Quarterly* 14, 299 – 308; wiederabgedruckt in: Van Inwagen (2001): 37 – 56.
- (1981): „Why I Don't Understand Substitutional Quantification“; in: *Philosophical Studies* 39, 281 – 286; wiederabgedruckt in Van Inwagen (2001): 32 – 36.
- (1983): „Fiction and Metaphysics“; in: *Philosophy and Literature* 7, 67 – 77.
- (2000): „Quantification and Fictional Discourse“; in: Everett, Hofweber (2000): 235 – 248.
- (2001): *Ontology, Identity, and Modality. Essays in Metaphysics*, Cambridge: Cambridge University Press.

Walton, Kendall L.

- (1990). *Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of the Representational Arts*, Cambridge MA: Harvard University Press.

—— (2000): „Existence as Metaphor”; in: Everett, Hofweber (2000), 69 – 94.

Wiggins, David

—— (1995): „The Kant-Frege-Russell View of Existence: Toward the Rehabilitation of the Second-Level View”; in: Sinnott-Armstrong (1994): 93 – 113.

—— (1999): „Names, Fictional Names, and ‘really’”; in: *Proceedings of the Aristotelian Society* supplement vol. 73/1, 271 – 286.

Williams, C. J. F.

—— (1969): „On Dying”; in: *Philosophy* 44, 217 – 230.

—— (1981): *What is Existence?*, Oxford: Oxford University Press.

—— (1992): *Being, Identity, and Truth*, Oxford: Oxford University Press.

Williamson, Timothy

—— (1998): „Bare Possibilia”; in: *Erkenntnis* 48, 257 – 273.

—— (2000a): „Existence and Contingency”; in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 100, 117 – 139.

—— (2000b): „The Necessary Framework of Objects”; in: *Topoi* 19, 201 – 208.

—— (2002): „Necessary Existents”; in: *Philosophy* 51 (Supp.), 233 – 251.

Wittgenstein, Ludwig (1993): *Philosophische Untersuchungen*; in: ders., *Werkausgabe* Bd. 1, 9. Aufl., Frankfurt a.M: Suhrkamp, 325 – 580.

Wolterstorff, Nicholas (1970): *On Universals. An Essay in Ontology*, Chicago: University of Chicago Press.

Yablo, Stephen

—— (1996): „How in the World”; in: *Philosophical Topics* 24, 255 – 285.

—— (2000): „A Paradox of Existence”; in: Everett, Hofweber (2000): 275 – 312.

Zalta, Edward

—— (1988): *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge MA: MIT Press.

—— (2003): „Referring to Fictional Characters”; in: *Dialectica* 57, 243 – 254.